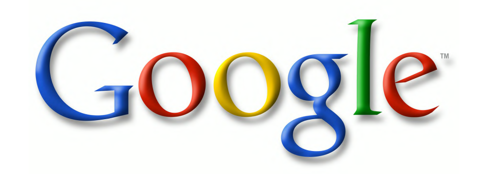
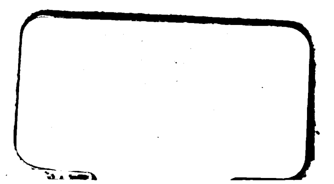
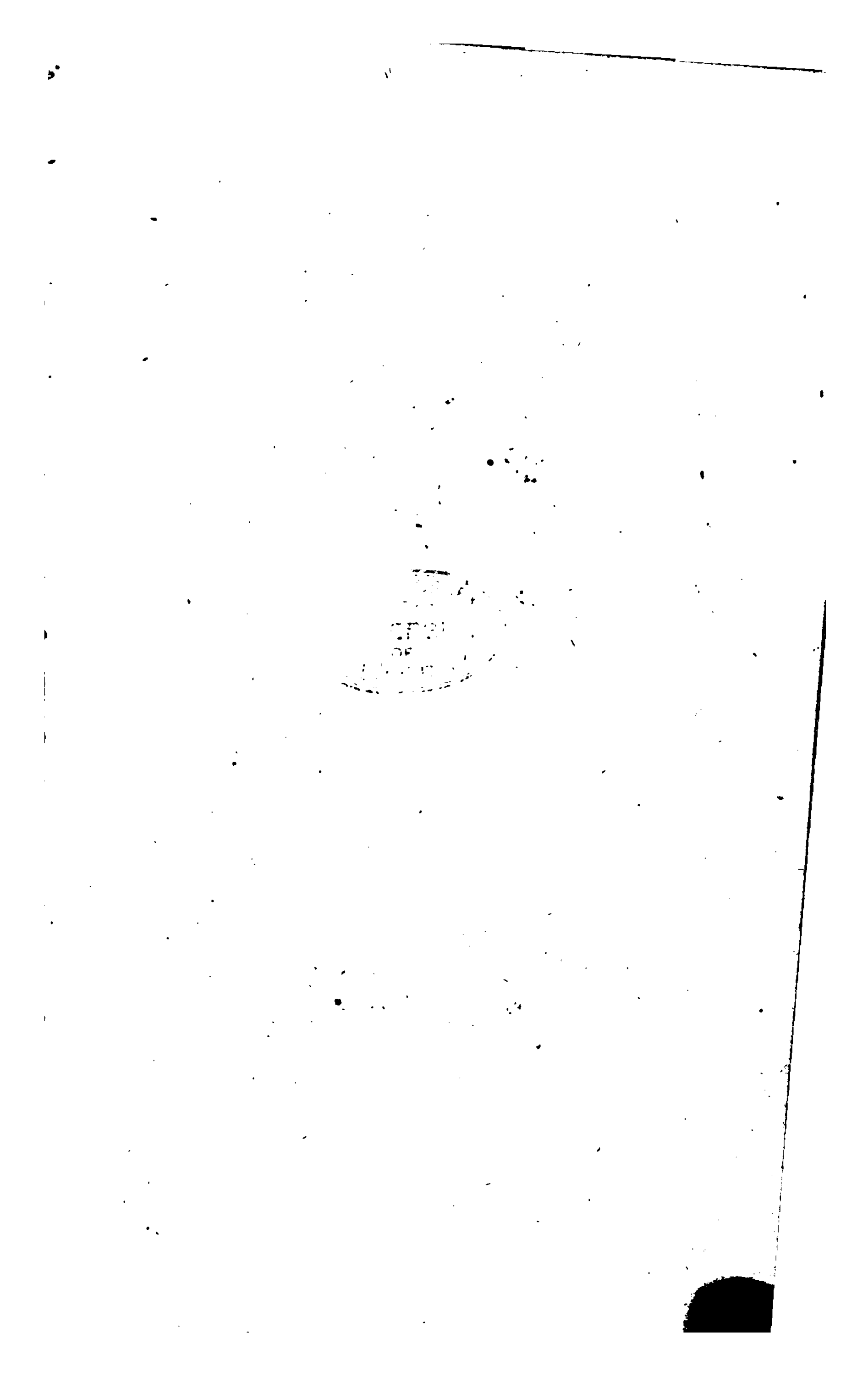




[illegible]





FRIEDRICH II.

König von Preussen,

geb. 24. Jan. 1712. gest. 17. Aug. 1786.

Denkwürdigkeiten
meiner Zeit
oder
Beiträge zur Geschichte
vom
lezten Viertel des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts
1778 bis 1806.

von

Christian Wilhelm von Dohm.

Consilium mihi pauca de Friderico et extrema tradere; mox cetera, sine ira et studio, quorum causas procul habeo.

Vierter Band.

Mit dem Bildniß Friedrichs II.

Lemgo
im Verlage der Meyerschen Hof-Buchhandlung
und
Hannover
in Commission der Helwingschen Hof-Buchhandlung
1819.

Sr. Majestät

dem

Könige von Preußen

Friedrich Wilhelm dem Dritten

allerunterthänigst gewidmet

vom

Verfasser.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,

Allergnädigster König und Herr.

Ew. Königliche Majestät haben es allergnädigst zu billigen geruhet, daß ich den Abend eines dem Dienste des Staats gewidmeten Lebens zu der Beschreibung denkwürdiger Begebenheiten, die ich selbst erlebt, und in deren einigen meine Dienste nützlich gewesen sind, anzuwenden beschlossen, und dadurch zugleich zur Bildung künftiger Staatsdiener mitzuwirken gesucht habe. Zum Beweise dieser allerhöchsten Billigung haben Ew. Königliche Majestät mir allergnädigst erlaubt, diesen vierten Band meines Werks Ihnen

aller-

allerunterthänigst zuzueignen. Diese öffentliche Billigung meines Unternehmens ist für mich vom höchsten Werth, aber sie hat mir auch um so mehr die Pflicht aufgelegt, meine Arbeit ganz würdig der Auszeichnung zu machen, unter Ew. Königlichen Majestät hochverehrtem Namen zu erscheinen. Es ist dies mein eifrigstes Bestreben gewesen in Anstrengung aller meiner Kräfte bey sehr geschwächter Gesundheit, und sehr glücklich werde ich mich schätzen, wenn mein Bemühen nicht ganz mislungen ist. Der jezt vorgelegte

vierte

vierte Band meines Geschichtbuchs ist vorzüglich wichtig, denn er enthält die Schilderung eines der ruhmwürdigsten und unvergeßlichsten Vorfahren Ew. Königlichen Majestät, des Königs Friedrichs II.

Ich habe versucht, die Eigenschaften des Geistes und Herzens dieses in jedem Betracht, als Mensch und als Regent, wahrhaft großen Mannes mit Wahrheit, ohne irgend eine schmeichlerische seiner Größe unwürdige Uebertrei-

bung,

bung, zu schildern, und ich habe es sogar gewagt, mit bescheidner, dem seine Verhältnisse kennenden guten Geschichtschreiber immer unverletzlichen, Ehrfurcht, aber zugleich mit der Freimüthigkeit, welche Pflicht der Geschichte ist, Mängel und Irrthümer anzudeuten, deren Verbesserung der große Mann seinen Nachfolgern überlassen hat.

Nur weil Friedrichs seltne Eigenschaften in der neuern Zeit zuweilen verkannt sind, habe ich mich mit Wärme gegen deren unwürdige Herab-

setzung

setzung erklärt, die vom Unverstande oft versucht worden ist. Mit streng historischer Wahrheit habe ich bewiesen, daß Friedrich nur deshalb verkannt sey, weil seine umfassenden Absichten und Zwecke nicht immer aus *seiner* Zeit angesehen und beurtheilt worden sind, welches doch die Pflicht jeder Geschichte ist, die den Namen einer gerechten und wahren führen soll.

Ew. Königlichen Majestät erleuchtete Billigung meines Unternehmens und des Geistes, in

wel-

welchem ich geschrieben habe, wird mir die würdigste Belohnung seyn, die mir je werden kann. Durch dieselbe ermuntert werde ich mein Werk, so lange es meine Kräfte irgend erlauben, fortsetzen, und vielleicht gelange ich noch bis zu der Beschreibung des Anfangs Ew. Königlichen Majestät denkwürdiger Regierung, deren vollständige Schilderung ich aber einst dem Glücklichen werde überlassen müssen, dem es vorbehalten seyn wird, die wundervolle Wiederherstellung der Preußischen Monarchie zu schildern,

dern, welche unter Ew. Königlichen Majestät allerhöchsten Leitung, und von einem durch Friedrichs Geist neu belebten Volke Statt gefunden hat; eine Wiederherstellung, durch welche Volk und Staat zu einer Größe erhoben worden, die sogar Friedrichs Zeitgenossen kaum zu ahnen vermogten. Möge die Vorsehung Preußens gute Bürger durch Ew. Königlichen Majestät Erhaltung bis zu dem äußersten Lebensziel beglücken, und mögen Sie, allergnädigster König und Herr, noch vollendet und dauer-

haft

welchem ich geschrieben habe, wird mir die würdigste Belohnung seyn, die mir je werden kann. Durch dieselbe ermuntert werde ich mein Werk, so lange es meine Kräfte irgend erlauben, fortsetzen, und vielleicht gelange ich noch bis zu der Beschreibung des Anfangs Ew. Königlichen Majestät denkwürdiger Regierung, deren vollständige Schilderung ich aber einst dem Glücklichen werde überlassen müssen, dem es vorbehalten seyn wird, die wundervolle Wiederherstellung der Preußischen Monarchie zu [illegible]

Vorrede

zum vierten und fünften Bande.

Als ich vor nunmehr acht Jahren dies Geschichtbuch nach lange entworfenem Plane unternahm, hatte ich, bey schon ziemlich vorgerücktem höhern Alter, und bey einer äußerst geschwächten Gesundheit, nur geringe Hoffnung, daß es mir gelingen werde, auch nur einen Theil des Werks nach meinem Entwurfe zu vollenden. Jezt habe ich jedoch das Vergnügen, einen Theil dieser Hoffnung erfüllt zu sehen, indem ich in diesem vierten und fünften Bande die erste Abtheilung des Ganzen nach meinem Plane vollendet vorlege. Diese erste Abtheilung umfaßt die lezte Periode der Regierung des Königs Friedrichs II von Preußen, von 1778 bis 1786; — ein höchst wichtiger Abschnitt der neuern Geschichte, der, wenn meine Beschreibung sonst gelungen ist, immer als ein eignes Werk seinen Werth behalten wird, auch wenn die übrigen Theile nicht erfolgen sollten. Ich hoffe, künftige Regenten und Staatsmänner werden bey meinen Erzählungen gern weilen, durch dieselben sich zu edlen und großen Handlun-

gen

gen angefeuert, von Fehlern aber, deren Folgen oft sehr weit reichen, sich abgeschreckt finden. Die Hoffnung, vorzüglich unter dieser erhabnen Klasse Leser zu finden, und auf sie nützlich zu wirken, hat mich, ich gestehe es, am meisten bey der unternommenen Arbeit belebt, und bey aller körperlichen Schwäche mich aufrecht erhalten, alle meine Kräfte dieser Arbeit zu widmen. Doch hat die Rücksicht auf diese Klasse von Lesern mich auch vorzüglich mit heiliger Scheu erfüllt, die Wahrheit nie zu verletzen, und es ist dies wissentlich auch im Kleinsten nie geschehen. Sollten indeß in den erzählten Thatsachen, und besonders in den angegebnen Beweggründen der handelnden Personen Irrthümer eingeschlichen seyn, so muß ich um Nachsicht bitten, und werde jede beglaubte Anzeige, daß ich geirret habe, dankbar aufnehmen, und wo möglich zur Berichtigung benutzen.

Der vierte Band giebt der bisher erzählten Geschichte dadurch Vollendung, daß in demselben eine allgemeine Charakteristik des Königs Friedrichs II versucht ist, mit strenger Wahrheit, und mit gleicher Entfernung von ungerechtem Tadel und übertriebener Lobpreisung, mit welchen bei-

den, vorzüglich aber dem erstern, sehr oft über den großen König geurtheilt worden. Ich hoffe durch meine Schilderung einen Beweis von Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit gegeben zu haben, der jede Versicherung, daß ich nach diesen ersten Tugenden des guten Geschichtschreibers aufrichtig gestrebt habe, entbehrlich machen wird. Ich habe mich nicht immer begnügt, nur über das, was Friedrich gewirkt und angestrebt, nach meiner besten Einsicht und ohne alle Partheilichkeit meine Meinung zu sagen; ich habe auch über das geurtheilt, was nach Gerechtigkeit und zum Besten der Menschen von ihm hätte gethan werden sollen; — nicht nur über die angewandten Mittel, auch über die beabsichtigten Zwecke selbst habe ich geurtheilt. Ob mit Gerechtigkeit gehandelt, ob nach dem wahren Wohl der Menschen redlich gestrebt sey, ist immer der Gegenstand meiner Forschungen gewesen. Die Weitläuftigkeit der unternommenen Charakteristik glaube ich nicht entschuldigen zu dürfen. Wer den Umfang der mannichfachen Verhältnisse, in denen sich Friedrich befunden, den vielfachen Wechsel der von ihm während fast eines halben Jahrhunderts bestan-

standenen Schicksale erwägt, wird einsehen, daß, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte, ich kürzer mich nicht fassen konnte.

Im fünften Bande habe ich eine Litteratur zur Geschichte Friedrichs zu liefern versucht, die mir ein sehr wesentlicher Bestandtheil der Geschichte und Charakteristik des großen Königs zu seyn schien, und ich wünsche sehr, daß sie an den Stellen, wo ich auf sie Bezug genommen, nachgelesen werde. Ich hoffe, man werde die auf diese Arbeit verwendete Mühe, und die Unpartheilichkeit meiner Urtheile nicht verkennen; es ist keine Schrift beurtheilt, die ich nicht selbst, mehrere derselben sogar wiederholt, gelesen hätte. Sollten indeß in die litterarischen Angaben und Urtheile wider meinen Willen Irrthümer eingeschlichen seyn, so werden dieselben auf davon erhaltene mich überzeugende Anzeigen sofort verbessert werden.

Die dem fünften Bande zugegebnen Register werden hoffentlich die Brauchbarkeit des Werks sehr erhöhen, und ich wünsche hierdurch ein der Nachahmung werthes Beispiel gegeben zu haben, daß diese wichtigen Hülfsmittel größeren

histo-

historischen Werken nie fehlen sollten, wie es in Deutschland öfteres der Fall ist, als in Frankreich und England, wo man gute Register bey größern Werken unentbehrlich erachtet und sie bey denselben gewöhnlich findet.

Der Beifall der Edelsten meiner Zeitgenossen, der bisher meine Bemühungen begleitet hat, wird mich auch ferner ermuntern, mein Werk, so lange es die physischen Kräfte irgend erlauben, fortzusetzen. So schwer mir die Arbeit auch zuweilen wird, so ist diese Wiederholung meines thätigen Lebens doch zugleich der beste Genuß, dessen ich noch empfänglich bin, und das kräftigste Mittel, mich aufrecht zu erhalten.

Obgleich meine geschwächte Gesundheit mir die Aussicht nicht erlaubt, daß ich die Vollendung dieses Werks noch selbst erleben werde, so wird mich dies doch nicht abhalten, die Arbeit an demselben ununterbrochen fortzusetzen, da ich die belebende Hoffnung mir mache, daß dieses Werk auch nach meinem Tode vielleicht nicht unvollendet bleiben werde. Diese Hoffnung, welche ich theilnehmenden Lesern mit Vergnügen mittheile, beruhet auf meinem geliebten Schwie-

gersohne, dem Regierungsrath Gronau. So sehr ich fürchten muß, dessen Bescheidenheit zu beleidigen, kann ich doch nicht unterlassen, hier öffentlich zu sagen, daß schon jezt mein Werk ohne seinen Rath und seine Mithülfe mancher der Vorzüge entbehren würde, die viel zu seiner Empfehlung beigetragen haben. Er, der aus Liebe zu den Wissenschaften sich dem thätigen Geschäftsleben, in dem er bereits rühmliche Fortschritte gemacht hatte, früh entzogen und die Stütze meines Alters geworden ist, hat schon bisher so vielen Antheil an meinen Bemühungen genommen, daß ich lebhaft wünsche, ihn, der vertraut mit meinen Ansichten, auch im Besitz meiner gemachten Sammlungen ist, hiedurch zu der Fortsetzung und Vollendung meines Werks zu ermuntern, und daß seine künftigen Verhältnisse ihm die Erfüllung meines Wunsches verstatten mögen.

Noch kann ich zum Schluß nicht unbemerkt lassen, daß gleichzeitig mit meinem Buche ein sehr schätzbares Werk erschienen ist, das die neuere Geschichte mit großer Einsicht und ungemeinem Fleiße bearbeitet. Es ist dieses die neue Ausgabe

und

und Fortsetzung der von dem verstorbenen verdienstvollen Geschichtkenner Professor Koch zu Straßburg in den Jahren 1796 und 1797 herausgegebenen Histoire des traités de paix entre les Puissances de l'Europe depuis la paix de Westphalie in 4 Bänden, welche von dem Königlich Preußischen Legationsrath Herrn Schoell in Paris unternommen und mit dem funfzehnten Bande im Jahre 1815 beschlossen ist. Dieses Werk, welches bis zu den Pariser Unterhandlungen und Conventionen im Jahre 1815 fortgeht, wird wegen der Vollständigkeit und gewissenhaften Genauigkeit, durch welche es alle früher erschienenen ähnlichen Versuche bey weitem übertrifft, immer einzig in seiner Art, und Allen, die über neuere Geschichte sich gründlich unterrichten wollen, höchst lehrreich und unentbehrlich bleiben. Dennoch halte ich nicht dafür, daß durch dasselbe das meinige ganz unnütz gemacht werde. Herr Schoell trägt, gleich seinem Vorgänger, die Geschichte in dem von ihm bearbeiteten Zeitraumes mit sorgfältiger kritischer Benutzung aller vorhandenen gedruckten Quellen vor, beschränkt sich jedoch ausdrücklich auf

diese; ich aber habe nicht nur alle öffentlich erschienenen und mir bekannt gewordenen Nachrichten gleichfalls so vollständig und gewissenhaft benuzt, als ich es vermogte, sondern ich habe auch besonders nach eigenen Erfahrungen die merkwürdigsten Begebenheiten, denen ich in größerer oder näherer Ferne zugesehen, und in deren einigen ich selbst thätig gewesen bin, beschrieben, und eigne Beobachtungen, die ich als aufmerksamer Zeitgenosse anstellen können, sind neben fremden zuverläßigen, wenn gleich nicht immer gedruckten, Nachrichten meine Quellen gewesen. Ohnerachtet dieser Verschiedenheit bemerke ich mit Vergnügen in denjenigen Abschnitten, welche Herr Schoell und ich zugleich bearbeitet haben, eine Uebereinstimmung, die dem Leser unsre aufmerksame Beobachtung und sorgfältige Wahrheitsliebe beweisen, also das Zutrauen zu unsrer Erzählung vermehren wird. Pustleben bey Nordhausen den 1sten Juny 1819.

Inhalt des vierten Bandes.

Zwan-

I.

Geschichte
der
lezten Periode
Friedrichs des Zweiten
Königs von Preußen.

1778 = 1786.

Schluß.

Achtzehntes Kapitel.

Charakter Friedrichs II als Mensch und als Regent.

Vorerinnerung. Friedrichs äußere Gestalt. Seine Eltern. Seine väterliche Großmutter. Kindheit, Jugend und erste Bildung. Väterliche Ungnade. Versuchte Flucht und Arrest. Bessere Behandlung von Seiten des Vaters. Mehr heitere Jugend Friedrichs. Seine Studien; Bildung seiner religiösen Ansichten. Festsetzung seines philosophischen Skepticismus. Erste Reise nach Dresden. Sein Studium der Staats-Wissenschaften. Seine Vermählung. Feldzug am Rhein. Thronbesteigung. Art zu regieren. Frühere Verwaltungsart im Brandenburgischen. Friedrich Wilhelms I und Friedrichs II Staatsverwaltung.

Praecipere qualis esse debeat Princeps, pulchrum quidem, sed onerosum, ac prope superbum est: laudare vero optimum Principem, ac per hoc posteris, velut e specula lumen, quod sequantur, ostendere, idem utilitatis habet, arrogantiae nihil. *Plin. Epist. Lib. III. 18.*

Treu und wahrhaft haben wir den großen König während der lezten Periode seiner Regierung ge-

geschildert. Wir erinnern an diese Beschränktheit unsers Bildes auf einen nur kurzen Zeitraum und die aus derselben natürlich folgende Unvollkommenheit. Um ein richtiges Bild von einem Menschen zu haben, ist erforderlich, ihn durch die verschiedenen Alter des Lebens zu begleiten, ihn nicht nur in einigen, sondern in allen bedeutenden Verhältnissen, in denen er je sich befunden hat, darzustellen. Sonst wird nur dieser Mensch in einer besondern Lage, in einem gegebenen Licht gesehen! Friedrich in den kräftigsten Jahren handelte entschlossener und kühner, wie wir in seiner lezten Zeit ihn handeln sahen. Vielleicht aber vermied er dagegen auch damals, als er noch der Fülle jugendlicher und männlicher Kraft genoß, minder weise die Gräuel des Krieges; vielleicht vergaß er in jener Zeit, hingerissen von der Leidenschaft des Ehrgeizes, bey lockender Gelegenheit die guten Vorsätze, welche er in der Einsamkeit gefaßt hatte; vielleicht war ihm damals die Erhaltung des Friedens nicht so angelegen, wie sie es im lezten Abschnitt seines Lebens gewesen ist. Die Tugenden wie die Fehler des Menschen sind immer höchst abhängig von den äußern Umständen, in denen er sich befindet. Auch der Tapferste ist nicht tapfer, auch der Gerechteste ist nicht gerecht in jeder Stunde des Lebens!

Indem

Indem wir bey dem Rückblick auf die vorgetragene Geschichte diese Bemerkung machen, fühlen wir uns versucht, eine allgemeine Uebersicht von Friedrichs Charakter während seines ganzen Lebens zu geben. Auch den Lesern dürfte solche Schilderung angenehm seyn, wenn es ihnen, wie uns, schwer wird, in dieser Darstellung sich hier schon für immer von Friedrich zu trennen. Doch wenn von einer Seite hingezogen, fühlen wir von der andern uns auch mächtig abgeschreckt, eine solche Schilderung dieses Königs zu unternehmen. Welche Kenntniß der Dinge und Umstände gehört nicht dazu, irgend einen bestimmten Menschen richtig und genau darzustellen? zu erforschen, wie er in seinem Innersten empfand und dachte? zu ergründen, warum er in den mannigfachsten oft verwickelten Verhältnissen sich gerade so und nicht anders benahm? Wer es je versuchte, nur sich selbst richtig zu beurtheilen, nach geraumer Zeit die tief verborgen liegenden Beweggründe hervorzuziehen, aus denen er einst handelte, der wird fühlen, wie unendlich schwer es sey, einen Andern richtig zu würdigen; wie noch schwerer, wenn dieser Andere ein Mann ist, der in großen Verhältnissen gelebt, zu großen Zwecken und mit großer Kraft gehandelt hat! Eine richtige Schätzung Anderer gelingt uns nur bey solchen Menschen, in deren

Lage und äussere Verhältnisse wir uns ganz hinein denken können, und dieses vermögen wir nur dann, wenn wir uns selbst je in etwas ähnlichen Umständen befanden. Dies aber kann, wenn von einem Regenten die Rede ist, nie der Fall für den seyn, der die Schranken des Privatlebens nicht überschritten hat. Dieser sieht bey einem Herrscher, der über Millionen Menschen gebietet, nur vorzüglich dessen Erhabenheit über die mannigfachen Hindernisse, welche die Gesetze des bürgerlichen Lebens so oft der freien Aeusserung unserer Kräfte in den Weg setzen. Wir denken uns bey einem Herrscher nur seine Freiheit, alle Handlungen ganz nach eignem Gefallen einzurichten, ohne einem Höhern je Rechenschaft geben zu dürfen, nur sein Vermögen, jeden Wunsch erfüllen, jede Lust geniessen zu können. Täuschend versetzen wir uns selbst in eine solche, der Einbildungskraft schmeichelnde Lage, bemessen die Gefühle des Herrschers nach denen, die wir selbst haben würden, wenn wir plözlich aus unserer Beschränktheit zu dieser Ungebundenheit übergingen. Jeder mahlt sich dann das Glück eines Königs aus, je nachdem er ungezähmte Befriedigung sinnlicher Begierden, oder ein höheres ganz nach seinem Ideal eingerichtetes geistiges Leben, eine grosse, durch nichts aufgehaltene Thätigkeit, eine ungehemmte

hemmte Ausführung seiner Entwürfe, als das höchste Gut des Lebens betrachtet. Jeder traut sich selbst leicht die Fähigkeit zu, alle Vortheile einer solchen Lage auf das vollkommenste für sich und für Andere zu benutzen, die Mängel und Fehler derselben aber zu meiden; und je nachdem der beurtheilte Herrscher sich ohngefähr eben so benommen hat, wie wir nach dem Gaukelspiel unserer Phantasie uns in seiner Lage zu benehmen gedachten, findet er mehr oder weniger unsere Beistimmung. Aber diese Täuschung ist nicht der Gesichtspunkt, aus dem die eignen Gefühle und der wahre Werth des zum Throne Gebornen gewürdigt werden dürfen. Ganz anders sieht dieser die Menschen neben sich, und die, welche unter ihm stehen. Was uns ein so großer Vorzug seiner Lage scheint, ist es nach seinen Gefühlen nicht. Dessen gewohnt, bemerkt er ihn weniger. Dies ist Folge der menschlichen Natur. Wünsche und Begierden, die wir jeden Augenblick befriedigen können, werden abgestumpft; andere minder leicht zu erfüllende treten an deren Stelle. In keiner Lage fehlt es an solchen. Auch die dem Schein nach ungebundene Freiheit hat ihre Schranken, nur ganz andere, als derjenige ahndet, der im engern Kreise lebt. Auch auf dem Gipfel der Hoheit und Macht werden Sorgen gefühlt; auch auf dem Thron sind

geschildert. Wir erinnern an diese Beschränktheit unsers Bildes auf einen nur kurzen Zeitraum und die aus derselben natürlich folgende Unvollkommenheit. Um ein richtiges Bild von einem Menschen zu haben, ist erforderlich, ihn durch die verschiedenen Alter des Lebens zu begleiten, ihn nicht nur in einigen, sondern in allen bedeutenden Verhältnissen, in denen er je sich befunden hat, darzustellen. Sonst wird nur dieser Mensch in einer besondern Lage, in einem gegebenen Licht gesehen! Friedrich in den kräftigsten Jahren handelte entschlossener und kühner, wie wir in seiner lezten Zeit ihn handeln sahen. Vielleicht aber vermied er dagegen auch damals, als er noch der Fülle jugendlicher und männlicher Kraft genoß, minder weise die Gräuel des Krieges; vielleicht vergaß er in jener Zeit, hingerissen von der Leidenschaft des Ehrgeizes, bey lockender Gelegenheit die guten Vorsätze, welche er in der Einsamkeit gefaßt hatte; vielleicht war ihm damals die Erhaltung des Friedens nicht so angelegen, wie sie es im lezten Abschnitt seines Lebens gewesen ist. Die Tugenden wie die Fehler des Menschen sind immer höchst abhängig von den äußern Umständen, in denen er sich befindet. Auch der Tapferste ist nicht tapfer, auch der Gerechteste ist nicht gerecht in jeder Stunde des Lebens!

Indem wir bey dem Rückblick auf die vorgetragene Geschichte diese Bemerkung machen, fühlen wir uns versucht, eine allgemeine Uebersicht von Friedrichs Charakter während seines ganzen Lebens zu geben. Auch den Lesern dürfte solche Schilderung angenehm seyn, wenn es ihnen, wie uns, schwer wird, in dieser Darstellung sich hier schon für immer von Friedrich zu trennen. Doch wenn von einer Seite hingezogen, fühlen wir von der andern uns auch mächtig abgeschreckt, eine solche Schilderung dieses Königs zu unternehmen. Welche Kenntniß der Dinge und Umstände gehört nicht dazu, irgend einen bestimmten Menschen richtig und genau darzustellen? zu erforschen, wie er in seinem Innersten empfand und dachte? zu ergründen, warum er in den mannigfachsten oft verwickelten Verhältnissen sich gerade so und nicht anders benahm? Wer es je versuchte, nur sich selbst richtig zu beurtheilen, nach geraumer Zeit die tief verborgen liegenden Beweggründe hervorzuziehen, aus denen er einst handelte, der wird fühlen, wie unendlich schwer es sey, einen Andern richtig zu würdigen; wie noch schwerer, wenn dieser Andere ein Mann ist, der in großen Verhältnissen gelebt, zu großen Zwecken und mit großer Kraft gehandelt hat! Eine richtige Schätzung Anderer gelingt uns nur bey solchen Menschen, in deren

Lage und äussere Verhältnisse wir uns ganz hinein denken können, und dieses vermögen wir nur dann, wenn wir uns selbst je in etwas ähnlichen Umständen befanden. Dies aber kann, wenn von einem Regenten die Rede ist, nie der Fall für den seyn, der die Schranken des Privatlebens nicht überschritten hat. Dieser sieht bey einem Herrscher, der über Millionen Menschen gebietet, nur vorzüglich dessen Erhabenheit über die mannigfachen Hindernisse, welche die Gesetze des bürgerlichen Lebens so oft der freien Aeusserung unserer Kräfte in den Weg setzen. Wir denken uns bey einem Herrscher nur seine Freiheit, alle Handlungen ganz nach eignem Gefallen einzurichten, ohne einem Höhern je Rechenschaft geben zu dürfen, nur sein Vermögen, jeden Wunsch erfüllen, jede Lust geniessen zu können. Täuschend versetzen wir uns selbst in eine solche, der Einbildungskraft schmeichelnde Lage, bemessen die Gefühle des Herrschers nach denen, die wir selbst haben würden, wenn wir plözlich aus unserer Beschränktheit zu dieser Ungebundenheit übergingen. Jeder mahlt sich dann das Glück eines Königs aus, je nachdem er ungezähmte Befriedigung sinnlicher Begierden, oder ein höheres ganz nach seinem Ideal eingerichtetes geistiges Leben, eine grosse, durch nichts aufgehaltene Thätigkeit, eine ungehemmte

hemmte Ausführung seiner Entwürfe, als das höchste Gut des Lebens betrachtet. Jeder traut sich selbst leicht die Fähigkeit zu, alle Vortheile einer solchen Lage auf das vollkommenste für sich und für Andere zu benutzen, die Mängel und Fehler derselben aber zu meiden; und je nachdem der beurtheilte Herrscher sich ohngefähr eben so benommen hat, wie wir nach dem Gaukelspiel unserer Phantasie uns in seiner Lage zu benehmen gedachten, findet er mehr oder weniger unsere Beistimmung. Aber diese Täuschung ist nicht der Gesichtspunkt, aus dem die eignen Gefühle und der wahre Werth des zum Throne Gebornen gewürdigt werden dürfen. Ganz anders sieht dieser die Menschen neben sich, und die, welche unter ihm stehen. Was uns ein so großer Vorzug seiner Lage scheint, ist es nach seinen Gefühlen nicht. Dessen gewohnt, bemerkt er ihn weniger. Dies ist Folge der menschlichen Natur. Wünsche und Begierden, die wir jeden Augenblick befriedigen können, werden abgestumpft; andere minder leicht zu erfüllende treten an deren Stelle. In keiner Lage fehlt es an solchen. Auch die dem Schein nach ungebundene Freiheit hat ihre Schranken, nur ganz andere, als derjenige ahndet, der im engern Kreise lebt. Auch auf dem Gipfel der Hoheit und Macht werden Sorgen gefühlt; auch auf dem Thron sind

Rücksichten und Beziehungen zu beachten, nur andere, als die des Privatmanns. Wer alles dieses erwägt, sollte vielleicht zu dem Urtheil gebracht werden: nur Könige vermögen Könige zu beurtheilen. Doch ohne dieses behaupten zu wollen, noch die Schwierigkeiten, die sich auch hiebey finden, zu verkennen, ist es höchst natürlich, nur mit Schüchternheit an die Beurtheilung dessen sich zu wagen, der in äußern Verhältnissen sich befand, die von denen, welche wir selbst aus Erfahrung kennen, so ganz verschieden sind, und in die uns hinein zu denken uns so äußerst schwer wird. Wie viel gerechter aber ist noch diese Schüchternheit, wenn der Monarch, der geschildert werden soll, weniger durch seinen hohen Rang, als durch die Hoheit seines Geistes und Charakters über die Mehrheit der Menschen erhaben ist! Wer vermag die Annäherung zu solcher Erhabenheit auch nur auf kurze Zeit sich zuzutrauen? Und doch ist solche Annäherung, wenigstens in gewisser Maße, durchaus nothwendig, um gerecht zu würdigen.

Noch ein Umstand kommt hinzu, welcher das richtige Auffassen der Eigenthümlichkeiten gerade dieses Monarchen, den man den Einzigen genannt hat, noch schwieriger macht. Friedrich hat

sechs

sechs und vierzig Jahre regiert, hat in den mannigfachsten, in den schwierigsten Lagen sich befunden, die je ein Herrscher erlebte. Er ist dem gänzlichen Untergange seines Staats nahe gekommen, hat aber Alles überwunden, hat dann zu einem Glanz des Ruhms, zu einem Ansehen in ganz Europa sich erhoben, das alle seine Zeitgenossen, auch die auf Thronen saßen, mehr oder minder willig anerkannten. Er hat mächtig auf die Menschen, die neben und nach ihm lebten, gewirkt. Er hat enthusiastische Anhänger, erbitterte Feinde gehabt. Unendlich mannigfache sich einander widersprechende Urtheile sind aus diesen durch ihn angeregten Leidenschaften hervorgegangen. Wer jezt, nachdem diese Leidenschaften meistens, doch noch nicht ganz, ausgestorben, Friedrich zu schildern unternimmt, muß alle diese gegen einander streitenden Urtheile kennen und würdigen. Aber er muß sie auch wieder vergessen, und sich rein dem Eindruck überlassen, den des Königs eigne Thaten auf ihn machen. Wahrlich, dieses ist nicht leicht!

Durchdrungen von allen diesen abschreckenden Schwierigkeiten, verkennt jedoch der Verfasser dieser Geschichte auch nicht die Vortheile, die ihm zu Theil geworden sind, und die vielleicht nicht vielen der noch lebenden Zeitgenossen des großen Königs in noch

höherm Grade wurden. Er hat Friedrich oft gesehen, er hat auch mit ihm geredet. Noch steht das Bild seiner Gesichtszüge, seiner ganzen Haltung vor ihm; noch fühlt er durch den tief eindringenden, doch bald ermunternden Blick seiner Augen sich getroffen, durch die Freundlichkeit seiner Anrede, das Angenehme seiner Stimme sich belebt. Aber vermessen wäre es, nach dem augenblicklichen Eindruck, den der große Herrscher während einer kurzen Zeit auf den jungen ins Leben erst eintretenden Mann gemacht, noch jezt dieses Herrschers Werth während seines ganzen Lebens bemessen zu wollen. Wichtiger ist dem Verfasser der Vortheil, daß er sechs Jahre bey einem Departement gearbeitet hat, das vorzüglich der unmittelbaren Leitung Friedrichs genoß. Während dieser Zeit sind wenige Tage vergangen, an welchen er nicht des Königs eigenhändige oder von ihm diktirte, zum Theil ausführlich ausgearbeitete Befehle und Entscheidungen gesehen, einzelne Züge seines Geistes und Charakters vernommen hätte. Auch ist es wichtig, daß er die Erzählungen so vieler Menschen von jedem Stande, die dem König in Geschäfften des Krieges und Friedens nahe gewesen, gehört, daß er endlich aus den Akten des Archivs Friedrichs Geschäfftsführung auch während der frühern Perioden kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt hat.

Das Bild, das der Verfasser sich nach allem diesem von Friedrich gemacht, ist durch das Lesen der langen Reihe eigner Schriften desselben, die wir nach seinem Tode erhalten haben, noch sehr vervollständigt und berichtigt worden. Auch was Andre über den König geschrieben, ist seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, sondern Alles, was irgend erheblich, treu benuzt [1]).

1) In der Beilage M. haben wir alle uns bekannte einigermaaßen erhebliche Schriften über Friedrich zu würdigen versucht, und eine so viel möglich vollständige Litteratur seiner Geschichte geliefert. Da sich in derselben noch zu manchen Bemerkungen über Friedrichs Geschichte und seinen Charakter die bequeme Stelle gefunden hat; so dürfen wir auch diese nicht blos für den eigentlichen Litterator bestimmte Beilage der Aufmerksamkeit aller Leser empfehlen. Dem Kenner wird der Fleiß, welcher auf dieselbe gewandt ist, nicht entgehen. Kein Urtheil darin ist Andern nachgesprochen, sondern alle aufgeführten Schriften sind dem Verfasser nach eigner, zum Theil wiederholter Lesung bekannt geworden. Indeß wird er jede Berichtigung eingeschlichener Fehler, und jede Vervollständigung seiner Nachrichten mit großem Dank erkennen. Doch bemerkt er, daß seine Absicht nicht gewesen sey, jedes über Friedrich geschriebene Blatt, besonders nicht alles in Zeitschriften Zerstreute, sondern nur die in irgend einer Rücksicht erheblichen Schriften aufzuführen.

Diese Vortheile sind wichtig genug, um den Verfasser zu bewegen, sich über die Schüchternheit, mit der die Grösse seines Helden und die angedeuteten Abschreckungsgründe ihn erfüllten, wegzusetzen, und eine allgemeine Schilderung Friedrichs II zu versuchen. Er unternimmt dieselbe mit dem Gefühl der Ehrfurcht, die dem grossen Manne gebührt, aber auch mit dem festen Vorsatz, der Wahrheit, welche er der Mitwelt und Nachwelt schuldig ist, nichts zu vergeben. Die Mängel dieser Schilderung wird schwerlich irgend ein Leser tiefer fühlen, als der Verfasser. Aber wer sie am meisten fühlt, wird auch, weil er die in der Sache liegenden Schwierigkeiten kennt, der Geneigteste seyn, sie zu entschuldigen.

* * *

Wir fangen mit Beschreibung des Aeussern an. Friedrich war ungefähr fünf Fuss fünf Zoll gross. Der Bau seines Körpers war dieser Grösse angemessen; weder zu stark noch zu schmächtig; der Wuchs gut proportionirt, die Brust erhaben und breit, der Kopf ein wenig nach der rechten Seite hangend, welches man von der Gewöhnung beim Flötenspiel herleitete. Die Nase war lang, aber gut gebaut, die Augen von mässiger Grösse,

blau,

blau, feurig und lebhaft, durchdringend und scharf, zu gewissen Zeiten von einer eigenthümlichen sanften Lieblichkeit belebt. Diese Augen, so wie die Züge des ganzen Gesichts, drückten das Innere seines Gemüths ungemein stark, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die Veränderungen desselben aus, so daß der Ausdruck des Zorns, Hohns und Unmuths äußerst schnell mit dem der Ruhe, der Zufriedenheit und des Wohlwollens wechselte. Er hatte seine Gemüthsbewegungen in vollkommner Gewalt, so daß er ihren Ausbruch augenblicklich zurück zu halten, dagegen auch wohl, wenn er es gut fand, ihn stärker, als er fühlte, zu äußern vermogte. Eine ganz gleichgültige, gar nichts sagende Miene hatte Friedrich wohl nur in höchst seltenen Augenblicken, vielleicht nie. Immer waren die Gesichtszüge der Rede angemessen. Sprach er geistvolle Worte, oder hörte er diese von Andern, oder auch eine ihn stark bewegende Musik; so waren seine Gesichtszüge vorzüglich beseelt. Der Mund war höchst angenehm, der ganze Anstand des Körpers, vorzüglich in den jüngern und männlichen Jahren, ausnehmend edel, der Gang durchaus nicht steif, etwas nachlässig, aber schnell und stolz, doch ohne dieses zu wollen, oder im mindesten zu affektiren. Im jüngern und mittlern Alter saß er vor-

treff-

trefflich zu Pferde, im höheren Alter aber etwas gekrümmt und nachlässig.

Wir fühlen, wie wenig alle diese Worte und noch mehrere, die wir hinzufügen könnten, vermögend sind, ein Bild Friedrichs, wie es aus der Erinnerung unserer Einbildungskraft vorschwebt, in die des Lesers zu zaubern. Um etwas nachzuhelfen, haben wir von einem Gemählde, das vor vielen andern, die wir gesehen, das Eigenthümliche von Friedrichs Physiognomie und Bildung uns vorzüglich auszudrücken scheint, einen Kupferstich nehmen, und diesen dem gegenwärtigen Bande unsers Geschichtbuchs vorsetzen lassen [2].

Noch weit unvermögender aber sind wir, Friedrichs Geist als seinen Körper zu beschreiben. Wollten wir auch noch so viele Worte, die geistige Eigenschaften ausdrücken, an einander reihen, so würden dieselben doch bey dem Leser keine Vorstellung her-

---

2) Bey aller Mühe, welche wir uns deshalb gegeben, ist es nicht gelungen, den Künstler zu erforschen, welcher dieses vorzügliche Bild gemahlt hat. Der Verf. besitzt es als gütiges Geschenk eines Freundes, der dasselbe auf einer Auktion in Wernigerode gekauft hat. Aber von welchem Orte es dorthin gekommen, haben wir nicht erfahren können.

hervorbringen, wie und in welchem Maaße alle diese Tugenden oder Fehler bey Friedrich wirklich vorhanden waren; wie eine Eigenschaft die andere bestimmte und beschränkte, und wie durch diese gegenseitige Wirkung und Mischung gerade die Eigenthümlichkeit herausgekommen sey, die sich bey ihm fand. Statt also einzelne Tugenden und Mängel aufzuzählen, glaüben wir unsern Zweck besser zu erreichen, wenn wir die äußeren Umstände, in welchen sich Friedrich von Jugend an befunden, die Wirkungen, welche diese in ihm hervorgebracht, andeuten, und angeben, wie er sich in den bedeutenden Verhältnissen des Lebens benommen habe. So werden wir, Lobes und Tadels uns enthaltend, es der einen Einbildungskraft des Lesers überlassen können, sich selbst ein Bild dieses Charakters zusammen zu setzen, das der Wahrheit näher kommen wird, als jede von uns versuchte allgemeine Schilderung es vermögte.

Friedrich II, geboren den 24sten Jan. 1712, war das vierte Kind und der dritte Sohn der fruchtbaren Ehe [3]) Friedrich Wilhelms I, zweiten Kö-
nigs

3) Vierzehn Kinder sind aus dieser Ehe geboren, zehn derselben bis zu erwachsenen Jahren, die meisten bis zu
ho-

nigs von Preußen 4), und Sophien Dorotheens, einer Tochter König Georgs I von Großbrittannien 5).

Jener war ein Mann von sehr gesundem Verstande, einem außerordentlichen Gedächtniß, und richtigem Urtheil in Sachen, die er hinlänglich kannte. Nicht

---

hohem Alter gelangt. Viere starben noch in der Kindheit, darunter zwey Söhne, welche schon vor Friedrich geboren, aber auch vor ihm gestorben sind, so daß dieser von seiner Geburt an muthmaßlicher Thronfolger gewesen ist. In der Beilage N. haben wir eine genealogische Tabelle geliefert, welche die Vorfahren Friedrichs bis zum dritten Grade hinaufwärts, und seine Geschwister mit deren sämmtlichen Nachkommen enthält, insofern leztere noch vor Friedrichs Tode geboren sind. Sie ist mit Genauigkeit gemacht, und man findet in derselben alle in unserm Geschichtbuche genannte zu Friedrichs Familie gehörige Personen. Beilage O. enthält die Folge der Regenten der übrigen europäischen Staaten, welche Friedrichs Zeitgenossen gewesen sind. Ein zuweilen auf diese beiden Tabellen geworfner Blick wird dem Leser angenehm seyn, indem er ihn mit dem Zeitalter, in welches unsre Geschichte ihn einführt, vertraut erhält.

4) Er war geboren 1688, kam zur Regierung 1713 und starb 1740.

5) Sie war geboren 1687, wurde vermählt 1706, ist gestorben 1757.

Nicht ausgebildet durch Wissenschaften, die er gering achtete, war er doch sehr begierig nach Kenntnissen, wenn sie ihm nüzlich schienen, insofern er dieselben durch eigne Beobachtung und Erforschen von Andern, ohne Bücherlesen erwerben konnte. In solchem Erforschen war er unermüdlich. Er liebte genaue Wahrheit und strenge Gerechtigkeit, und eine fast übertriebene, pünktliche Ordnung in seinen Geschäfften, bekümmerte sich um Alles selbst, und war unglaublich thätig. Er fand sich leicht beleidigt, und war geneigt zum Jähzorn, doch reuete es ihn bald, und er suchte wieder gut zu machen, wenn er Jemandem Unrecht gethan zu haben glaubte. Widerspruch konnte er nicht ertragen, und von einmal gefaßten Meinungen war er schwer abzubringen. Indeß wurde es den Verschlagenen, die sich in seine Laune zu schicken wußten, leicht, ihn einzunehmen und zu täuschen, und so war er oft, ohne es zu ahnen, das Werkzeug der Leidenschaft Anderer; doch wurde er sehr erbittert, sobald er merkte, daß dies der Fall gewesen sey. So fest er an den Religionsmeinungen hing, in denen er erzogen war, so billigte er's doch, wenn Andere ihren Meinungen eben so treu blieben, wie er den seinigen; auch erlaubte er sich's von manchen erlernten Begriffen abzugehen, wenn sein Menschenverstand sich in die-

selben

selben nicht finden konnte. Die beiden protestantischen Confessionen zu vereinigen, war sein lebhafter Wunsch; und bey aller Duldsamkeit machte die Begierde, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, ihn beinahe unduldsam gegen gar zu eifrige Lutheraner [6]) oder gar zu eifrige Reformirte. Er dachte sich Gott nach dem Bilde seines eignen Charakters, als einen höchst gerechten, aber strengen Herrn, dessen Gunst er durch eifrige Erfüllung seiner Pflichten zu gewinnen, dessen Zorn und Strafen aber durch bezeugte Reue und Bitten abzuwenden suchte. Er liebte seine Gemahlin und Kinder, und sorgte eifrigst für derselben Bestes; verlangte aber von beiden die strengste Unterwerfung unter seinen Willen, und gestattete nie die mindeste Widerrede. Den Staat wollte er wie sein Haus regieren, und wünschte ernstlich seine Unterthanen glücklich zu machen, aber, gleich seinen Kindern, nach eigner Art und Einsicht, ohne daß Unterthanen oder Kinder dabey ein Wort mit zu reden hätten. Als ein vortrefflicher Staatswirth hielt er pünktlich auf die eingeführte strenge Ordnung und achtete es für höchst wichtig, zu jeder Zeit mit baarem Gelde wohl versehen

---

6) Die Schriften der Wittenberger orthodoxen Theologen waren deshalb in seinen Landen verboten.

sehen zu seyn. Doch wollte er seine Unterthanen nicht mit übertriebenen Auflagen gedrückt wissen. Er liebte daher die indirekten Abgaben, weil diese, dem gemeinen Mann weniger fühlbar, mehr den Wohlhabenden und auch den Fremden treffen. Mit Strenge hielt er darauf, daß die einmal angeordneten Abgaben zur gehörigen Zeit ohne allen Nachlaß beigetrieben wurden. Eifrigst bemüht, durch zunehmende Bevölkerung und vermehrte Thätigkeit der Unterthanen den Wohlstand seiner Lande zu befördern, unterstüzte er freigebig alle Unternehmungen, welche neue Erwerbsquellen öffneten, aber er schrieb dann auch gern den Gang dieser Unternehmungen vor, und erlaubte nicht, von diesem abzuweichen. In den Ausgaben war er äußerst sparsam, schonte aber das Geld nicht, wo er es nöthig und für das allgemeine Beste wohl angewandt glaubte. Pracht und äußerer Prunk, Ceremoniel und Etikette waren ihm in höchstem Grade zuwider, und er liebte ganz wie ein Privatmann zu leben. Er war zuweilen Anfällen bittern Ueberdrusses des Lebens und schwarzer Melancholie unterworfen. Während seines lezten Lebensjahrs war es sein ernstlicher Vorsatz, die Regierung niederzulegen, und mit seiner Familie in Holland zu leben, einem Lande, das ihm wegen des Fleißes, der Sparsamkeit und Reinlichkeit seiner

Bewohner besonders wohl gefiel. Neben der Jagd war seine Hauptleidenschaft die Liebe des Soldatenwesens, oder eigentlich das Vergnügen, wohlgebildete, über das gewöhnliche Maaß lange Soldaten zu haben. Alles wandte er an, um dieselben aus allen Landen von Europa zu bekommen; die Garde war wirklich eine Sammlung von Riesen 7). Diese Leidenschaft zu befriedigen, verlezte Friedrich Wilhelm auch die ihm sonst immer heilige Gerechtigkeit, und ließ gegen Unterthanen und auch gegen Fremde, oft Handlungen unmenschlicher Härte verüben, die seinen Namen verhaßt gemacht haben. Auch seine Sparsamkeit konnte ihn nicht abhalten, ganz übertriebene Ausgaben für große Soldaten zu machen 8); und

---

7) Nach seinem Tode haben sich wirklich einige von Friedrich II abgedankte Soldaten der Garde wegen ihrer außerordentlichen Größe in verschiedenen Hauptstädten von Europa für Geld sehen lassen.

8) Man hat behauptet, daß binnen zwey und zwanzig Jahren, von 1713 bis 1735, die Werbungen in fremden Landen dem Könige zwölf Millionen Thaler gekostet haben. Am lezten Tage seines Lebens verbrannte er die Rechnungen über die Kosten seines Regiments Garde, weil er fühlte, daß er für dieses Spielwerk zu viel ausgegeben habe. Im Jahre 1735 kaufte er sechs und vierzig große Menschen mit 43,000 Rthl. und im Jahre 1732 bezahlte er einen einzigen Riesen mit 5000 Rthl. und

und er hielt sich wirklich überzeugt, Gott habe ihm die großen Männer auf der ganzen Erde so gut wie vermacht, weil er sie zu schätzen und zu behandeln verstehe 9). Er ereiferte sich daher nicht wenig, wenn andere Landesherren Schwierigkeiten machten, große Leute ihm zu überlassen, da sie dieselben doch nicht zu gebrauchen wüßten, noch sie so gut wie er

und gab noch obendrein der Schwester des Grafen von Schmettau, welcher denselben verschafft hatte, eine Stifts-Stelle. Fremde Mächte, welche sich dem Könige gefällig beweisen wollten, pflegten ihm vorzüglich große und schöne Menschen zum Geschenk zu machen. Bey den Traktaten, welche Friedrich Wilhelm schloß, war gewöhnlich noch in einem geheimen Artikel die Nebenbedingung, daß dem Könige eine gewisse Anzahl ungewöhnlich langer Menschen versprochen wurde, und diese Nebenbedingungen machten zuweilen, daß sonst schwierige Punkte durchgingen. Die großen Soldaten erhielten auch außer dem gewöhnlichen Solde noch eine besondere Zulage, die oft sehr bedeutend, doch bey den Einzelnen verschieden war, je nachdem es sich ein Jeder bey der Annahme ausbedungen hatte.

9) In Friedrich Wilhelms engerm Kreise war es sehr gewöhnlich, den Werth der Menschen nur nach körperlicher Länge zu schätzen. Einst kam einer seiner Officiere aus Paris zurück; auf die Frage des Königs, wie er die französische Königl. Familie gefunden habe? erwiederte jener: Ah! Ew. Majestät, es ist alles kleines Zeug, keiner mißt über fünf Fuß.

zu bezahlen und zu unterhalten vermögten. Ueber die groben Gewaltthaten, welche seine Werber sich in fremden Landen erlaubten, und welche er nie bestrafte, zerfiel er fast mit allen Mächten. Ungemeine Sorgfalt wandte er an, seine Truppen im Gebrauch der Waffen und in allen Bewegungen höchst fertig und geschickt zu machen. Doch vermied er zu starke Ermüdung und Alles, was das äußere gute Ansehen der Soldaten verderben konnte. Die Sorge hierfür machte ihn friedfertig; er wich dem Kriege wirklich mit Aengstlichkeit aus; ertrug deshalb eine fast unwürdige Behandlung, und mit der wohlgeordnetsten Staatswirthschaft und der geübtesten Armee seiner Zeit behauptete er durchaus nicht das ihm im europäischen Staaten-System gebührende Ansehn. So sehr er im Privatleben und in der innern Regierung, insofern es nicht auf lange Männer und Soldatenwesen ankam, Wahrheit und strenge Gerechtigkeit liebte, so hatte seine Politik gegen andere Staaten doch etwas Unsicheres und Schwankendes. Er wollte sich nicht in die Verhältnisse eines deutschen Reichs-Standes schicken, noch seine Unterordnung unter ein Oberhaupt erkennen; und doch hielt seine Rechtlichkeit, auch die Scheu vor weit aussehenden Händeln ihn ab, dieses deutlich zu erklären. So war sein Benehmen gegen den

kaiserlichen Hof fortdauernd voll innern Widerspruchs [10]).

Die Königin Sophia Dorothea, Friedrichs Mutter, hatte ein gutes Herz und war zum Wohlthun sehr geneigt. Ihr Verstand war mehr gebildet als der ihres Gemahls, sie liebte Wissenschaft und Künste. Aber ihre guten Eigenschaften waren auch mit nicht geringen Fehlern verbunden. Sie war stolz, eigensinnig, und in hohem Grade herrschsüchtig. Wenn sie nicht offen ihren Willen durchsetzen konnte, wandte sie kleine Künste und böse Ränke an, um ihre Absichten zu erreichen. Sie liebte ihren Gemahl, aber fürchtete ihn noch mehr. Ohne daß er ihr irgend Anlaß dazu gegeben hätte, war sie übertrieben eifersüchtig und mißtrauisch, quälte sich selbst mit unnützen Sorgen. Sie fand sich leicht beleidigt, und war dann unversöhnlich. Zugleich hatte sie eine unglaubliche Schwachheit in zu leichter Bewilligung ihres Vertrauens, und von Menschen, die sie zu leiten verstanden, ließ sie sich zu Allem bewegen. Es war ihr unmöglich, ein anvertrautes Geheimniß zu bewahren, auch wenn die Gründe zu des-

10) In der Beilage P. sind die erheblichsten Schriften über die Geschichte dieses Monarchen angedeutet und gewürdigt.

dessen Verschweigung noch so wichtig für sie selbst waren. Durch diesen Fehler besonders hat diese Königin ihr eignes und ihres Gemahls Leben verbittert, und die Jugendjahre ihrer Kinder sehr trübe gemacht [11]).

Wenn man den Charakter des Vaters und Sohns vergleicht, so scheint es, daß lezterer die rastlose Thätigkeit, die große Liebe der Ordnung in allen Geschäfften und der strengen Gerechtigkeit, auch die

11) Wir haben beide Eltern vorzüglich nach dem Gemählde ihrer ältesten Tochter (in den Mémoires de la Marggrave de Bayreuth, à Bronsvic 1810, s. Beil. M. Nr. 1.) geschildert. Wenn gleich die Nacherinnerung der bittern Leiden, welche Folge der Fehler ihrer Eltern waren, diese Prinzessin in deren Beurtheilung vielleicht etwas zu streng gemacht haben kann; so ist doch zu vermuthen, daß sie die Wahrheit der Thatsachen nicht sehr übertrieben, oder gar absichtlich verfälscht habe. Das Bild Königs Friedrich Wilhelm I ist durch die Tradition eben so erhalten, wie seine Tochter dasselbe darstellt. Aber von der Königin Mutter hatte man, nach den mündlichen Erzählungen derer, die sie gekannt, eine ungleich bessere Meinung, ehe die Mémoires der Markgräfin erschienen waren. Wir schließen hieraus, daß die Fehler der Königin den Kindern am meisten fühlbar geworden, bey dem übrigen Publikum aber, das diese Prinzessin in größerer Ferne sah, ihre guten Eigenschaften einen die Fehler übertragenden Eindruck gemacht hatten.

die entschiedne Neigung, selbst zu regieren, vom ersten geerbt hat. In der Neigung zum Kriegswesen waren Vater und Sohn sehr verschieden; jenem waren Soldaten und deren Uebungen ein ihn höchst angenehm unterhaltendes Spielwerk, dieser achtete die Krieger nur um des Zwecks willen, für den er sie unterhielt. Zwar liebte er auch die Fertigkeit in den Bewegungen und äußere Schönheit der Soldaten, aber dies war ihm nie Hauptsache. Zum Jähzorn war Friedrich auch, seinem Temperament nach, geneigt, doch hatte er diese Leidenschaft weit mehr wie der Vater gebändigt; die Ausbrüche derselben waren bey ihm seltener und minder heftig; er hatte in allem Betracht die Leidenschaften besser in seiner Gewalt. An mannichfacher Geistesbildung übertraf er den Vater weit, doch wenn er die Wissenschaften, welche Friedrich Wilhelm mit wenigen Ausnahmen verachtete, um ihrer selbst willen liebte, und in ihnen seinen schönsten Genuß fand, auch durchaus von keiner Art von Kenntnißen gering dachte; so schäzte er doch, gleich seinem Vater, diejenigen vorzüglich, die für die menschliche Gesellschaft unmittelbar nüzlich sind. Von seiner Mutter hatte Friedrich die bey ihm vorzüglich herrschenden sanftern Empfindungen geerbt. Er liebte, wie diese, von allen, selbst kleinen, Umständen und Verhält-

nissen der Menschen und Familien genau unterrichtet zu seyn, und er hörte oft sogar ins Kleinliche gehende Erzählungen über dieselben gern an, doch hatten diese nicht den Einfluß auf sein Betragen gegen andre Menschen, den sie bey der Mutter bewiesen. Friedrich wachte strenge über sich, daß ungünstige Nachrichten, ehe er sie genau geprüft, ihn nicht zu Urtheilen und Handlungen bestimmten.

Eine ganz vorzügliche Geistes-Verwandtschaft ist unverkennbar zwischen Friedrich und seiner väterlichen Großmutter, der ersten Preußischen Königin, Sophie Charlotte, einer durch körperliche Schönheit und hohe Geistesbildung gleich ausgezeichneten Frau [12]). In Beiden lebte dieselbe Begierde von Al-

12) Sie war Tochter des ersten Churfürsten von Hannover, Ernst August, und Sophiens, Tochter des Churfürsten Friedrichs V. von der Pfalz, geboren 1668, vermählt mit Friedrich I als Churprinz 1684, gestorben 1705. Friedrich hat seine hohe Achtung für dieselbe in den Mémoires de la Maison de Brandebourg und bey jeder Gelegenheit auf das stärkste ausgedrückt: „C'était, sagte er, une Prin-„cesse d'un mérite distingué, qui joignit tous „les appas de son sexe aux graces de l'esprit „et aux lumières de la raison. Elle amena „en Prusse l'esprit de société, la vraie po-„li-

Allem, was einem denkenden Wesen das Wichtigste ist, gründlich unterrichtet zu seyn, und bis zu den ersten Ursachen der Dinge hinaufzubringen [13]); aber Beide hatten auch dasselbe Gefühl, durch die Forschungen der tiefsinnigsten Weisen, denen die Grossmutter wie der Enkel nachgegangen waren, unbefrie-

„litesse et l'amour des arts et des sciences; „elle avait l'ame forte; sa réligion était „épurée, son humeur douce, son esprit orné „de la lecture de tous les bons livres français „et italiens." An einer andern Stelle sagt er: „Cette Princesse avait le génie d'un grand „homme, et les connoissances d'un savant." Wir besitzen ein sehr lesenswerthes Werk über diese Frau: Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte, reine de Prusse par Erman, à Berlin 1801. Dieser Gelehrte hat mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt alle zu seiner Zeit, hundert Jahre nach dem Tode von Sophie Charlotte, noch aufzutreibenden Nachrichten gesammelt, und er verstand, wie nicht viele Geschichtschreiber, die Kunst, durch Benutzung auch dürftiger Nachrichten und oft kleiner Umstände ein deutliches Bild von dem Eigenthümlichen der Personen und dem Zusammenhange der Verhältnisse zu geben, und seine Leser ganz vertraut mit dem Zeitalter zu machen, von dem die Rede ist.

13) Zu dem pourquoi du pourquoi, worüber Sophie Charlotte Leibnitz befragte, ohne durch des Weltweisen Antwort ganz befriedigt zu werden.

digt geblieben zu seyn. Daher bey Beiden ein fortgehender Zustand des Zweifels, der zwar unbehaglich war, aber nicht ängstigte, weil man erkannt hatte, daß menschliches Vermögen zu dessen völliger Lösung nicht hinreiche. Daher bey Beiden Duldung und sogar Achtung der verschiedensten Ansichten Anderer, auch das Bestreben, durch lebhafte Aeußerungen der Einwürfe gegen angenommene Meinungen sich zu belehren. In dem Charakter Beider findet sich eine philosophische Heiterkeit, welche über die Verhältnisse des Lebens erhebt, und dessen Widrigkeiten erträgt, indem sie dieselben minder wichtig darstellt, äußern Glanz und vermeinte Größe gering achtet, und sich dem lästigen Ceremoniel und eitlem Prunk gern entzieht. In Beiden war ein sehr feines Gefühl alles Schönen, eine vorzügliche Liebe aller Wissenschaften, besonders der französischen Litteratur, weil es sowohl zur Zeit der Großmutter, als während der Jugendperiode des Enkels, in Deutschland noch keine schöne Litteratur gab. Bey Beiden war das Gefühl des Lächerlichen und Ungereimten sehr geschärft, und der Witz, mit welchem sich dasselbe äußerte, konnte Manchem wehe thun, wenn gleich dies nicht beabsichtigt war. Auch die wenige Achtung, welche Sophie Charlotte für ihren Gemahl hatte, scheint sich auf den Enkel fortgepflanzt zu

ha-

haben, dessen Neigung mit der Liebe zu Ceremoniel, Etikette und äusserer Pracht, die bey König Friedrich I herrschend war, zu wenig übereinstimmte, als dass er nicht geringschätzig von demselben hätte denken sollen, worin er jedoch etwas zu weit gegangen, und wirklich verkannt zu haben scheint, dass sein Grossvater, bey unstreitig grossen Fehlern, doch ein menschenfreundlicher und wirklich guter, auch in auswärtigen Verhältnissen staatskluger Regent gewesen ist [14].

Wenn gleich die philosophische Königin die Geburt ihres Enkels Friedrich nicht erlebt hat, so hat sie doch mittelbar einen sehr wesentlichen Einfluss auf dessen früheste Bildung gehabt. Sie wählte nämlich für ihren geliebten einzigen Sohn Friedrich Wilhelm die erste Erzieherin, eine geborne Duval, aus einer angesehnen adlichen Familie der Normandie stam-

14) Mit Vergnügen bemerken wir, dass unter dem Titel: „Friedrich III. Churfürst von Brandenburg, „erster König von Preussen, von Franz „Horn, Berlin 1816," eine Geschichte dieses Regenten erschienen ist, welche demselben volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Von eben diesem Schriftsteller haben wir auch ein gut geschriebenes Leben Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen, Berlin 1814, erhalten. Beide Schriften sind schätzbare Bereicherungen der brandenburgischen Geschichte.

stammend, welche als verwittwete Montbail mit den ersten französischen Protestanten, die Ludwig XIV aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, nach dem Brandenburgischen kam, und an Sophie Charlotte, deren Achtung sie bald erwarb, eine vorzügliche Beschützerin fand. Diese Dame heirathete in zweiter Ehe einen würdigen Landsmann, Pelet Seigneur de Rocoules, Obrist des blos aus französischen Protestanten errichteten Regiments des grands Mousquetaires. Sie verlor auch diesen Mann bereits 1698. Noch vorher aber hatte Sophie Charlotte den König, ihren Gemahl, bewogen, die Erziehung ihres einzigen Sohns der Rocoules zu vertrauen, welche dieselbe bis ins siebente Jahr des Prinzen besorgte. Sie erwarb die Zufriedenheit der Eltern und die Liebe und Achtung des Zöglings in hohem Grade, welche bey lezterm auch über die Kinderjahre fortdauerte. Der stärkste Beweis hiervon war, daß Friedrich Wilhelm I, als er selbst Vater wurde, der noch lebenden Rocoules die Oberaufsicht über die Erziehung aller seiner Kinder, den ältesten Sohn Friedrich aber ihrer besondern Fürsorge anvertraute. Dieser wurde derselben sogleich nach seiner Geburt übergeben, und sie blieb bey ihm bis zum Jahr 1718. Auch dieses ihres zweiten Zöglings Liebe und Achtung wußte diese Frau so

sehr

sehr zu gewinnen, daß deren Gefühle in seinem Herzen bis ins männliche Alter lebendig blieben. Als Kronprinz, und auch noch als König, brachte Friedrich jede Woche einen Abend bey seiner ersten Erzieherin zu, in Gesellschaft geistvoller Hofleute und Gelehrter, die er gewöhnlich selbst wählte, und die meistens aus Gliedern der französischen Kolonie bestanden. Diese achtungsvolle Anhänglichkeit an die erste Erzieherin, und das Vergnügen, das er in ihrem Umgange fand, machen der ernsten Denkungsart Friedrichs eben so viel Ehre, als sie einen günstigen Begriff von der Geistesbildung der Rocoules geben müssen, welche noch in ihrem Alter einen geistvollen jungen Fürsten so gut zu unterhalten wußte. Sie hatte die Freude, noch den ersten Glanz der Regierung ihres zweiten Zöglings zu erleben, und starb hoch betagt im Oktober 1741. Wie von Friedrich war sie auch von allen andern Geschwistern desselben, die sie erzogen hatte, hochgeachtet, und wie theuer sie dem Andenken jenes bis in sein Alter geblieben sey, wird durch einen kleinen Umstand, den wir gern aufbehalten, bewiesen. Noch kurz vor seinem Tode erfuhr der König zufällig, eine alte Herzensfreundin seiner ersten Erzieherin, eine Wittwe Barbier, lebe noch. Sogleich schrieb er derselben freundlich und machte ihr ein Geschenk.

Auch

Auch der erste männliche Lehrer Friedrichs wurde aus den französischen Protestanten gewählt; er hieß Duhan de Jandun, war in Champagne 1685 geboren, und kam mit seinem Vater, den die Aufhebung des Edikts von Nantes aus dem Vaterlande trieb, noch als Kind nach dem Brandenburgischen. Obgleich er sich den Studien gewidmet hatte, trat er doch freiwillig in Kriegsdienste und wurde 1715 bey der Belagerung von Stralsund dem Könige Friedrich Wilhelm I so vortheilhaft bekannt, daß derselbe sich bewogen fand, ihm die Erziehung seines ältesten Sohnes anzuvertrauen, bey dem er bis zu dessen funfzehnten Jahre blieb. Duhan war ein Mann von sehr ernstem, sittlich religiösem Charakter, der dem jungen Prinzen hohe Achtung einflößte. Einige hinterlassene und später gedruckte Briefe Friedrichs an Jandun [15]) sind Beweise hiervon. Daß auch, nachdem die Zeit des Unterrichts vorbey war, eine genaue Verbindung zwischen beiden geblieben sey, erhellet daraus, weil Jandun die Ungnade theilte, in welche, wie bald erwähnt werden wird, der Kronprinz bey seinem Vater fiel, vermuthlich, weil letzterer Jandun, wahrscheinlich mit Unrecht, in Verdacht hatte, um die vorgehabte Flucht des Prinzen ge-

15) S. von denselben Beilage M. Nr. 2.

gewußt zu haben. Dieser verschaffte seinem Lehrer eine Zuflucht am Hofe zu Blankenburg, wo er bis zum Tode König Friedrich Wilhelms I blieb. Sobald Friedrich zur Regierung gekommen war, berief er Jandun zu sich und gab ihm, nebst einer Stelle bey dem auswärtigen Departement, mehrere öffentliche Beweise seiner Achtung und Dankbarkeit. Jandun genoß eines großen Vertrauens bis zu seinem Tode, der zu Anfang des Jahrs 1746 erfolgte.

Die ersten achtungs- und liebenswürdigen Menschen also, denen Friedrich im Leben begegnete, denen er weit mehr als seinen Eltern seine ersten entwickelten Begriffe, und seine ersten guten und edlen Gefühle verdankte, waren französische Protestanten, welche, aus ihrem Vaterlande vertrieben, im Brandenburgischen Zuflucht gefunden hatten. Darf man sich wundern, oder darf man gar tadeln wollen, daß Friedrich während seines ganzen Lebens Zuneigung zu einer Nation behielt, der diese ihm früh lieb gewordenen Menschen angehörten, daß er immer eine Sprache vorzüglich liebte, in welcher er seine ersten Gedanken und Gefühle auszudrücken gelehrt war, daß er sie einer andern Sprache vorzog, welche er nur in rauhen Tönen vernahm, welche

er meistens nur zu dem gemeinsten Gebrauch, und von Leuten, die er wenig achten konnte, angewandt sahe? Friedrich ist diesen Eindrücken seiner Kindheit bis ins Alter treu geblieben, und gewiß nichts ist natürlicher, nichts menschlicher! Der denkende Beobachter bemerkt immer gern in der Geschichte den oft nahen Zusammenhang von einander fern scheinender Begebenheiten. Einen solchen machen wir aufmerksam, daß Ludwigs XIV unweise Politik Preußens großem Könige Erzieher verschafft habe, wie er sie wahrscheinlich sonst nicht erhalten hätte, und, wie des Aeltervaters schöne Handlung den wohlthätigsten Einfluß auf die erste Bildung Friedrichs gehabt habe, und dadurch im edelsten Sinne belohnt sey [16].

Vom siebenten Jahre des jungen Prinzen an wurde die Oberaufsicht über dessen Erziehung zwey wür-

---

16) Wir haben uns durch diesen wichtigen Einfluß bewogen gefunden, von der Aufnahme der französischen Protestanten im Brandenburgischen einige Nachricht zu geben, und wir dürfen hoffen, daß diese Abschweifung in einen etwas frühern Zeitraum unsern Lesern nicht uninteressant seyn werde. Sie betrift eine Begebenheit, welche in ihrem ganzen Zusammenhange im lebhaften Andenken der Nachwelt erhalten zu werden verdient. S. diese Nachricht in der Beilage Q.

würdigen Militairs anvertrauet, dem General der Infanterie Grafen von Finkenstein [17]) und dem Obrist von Kalkstein [18]). Der Prinz wurde strenge

17) Er war 1660 zu Saberau in Preußen aus altadlichem Geschlecht geboren. Nachdem er in holländischen und französischen Kriegsdiensten gewesen, zeichnete er sich in dem brandenburgischen Dienst durch Tapferkeit, Muth und Einsicht ganz vorzüglich aus, besonders während des spanischen Erbfolge-Krieges, worin er den Kronprinzen, nachher König Friedrich Wilhelm I, begleitete, zu dessen Oberhofmeister er bereits 1701 ernannt war. Der glänzende Sieg bey Malplaquet wurde durch seinen geschickten Angriff der feindlichen Verschanzungen entschieden. Seiner Verdienste wegen erhob ihn Kaiser Joseph I im J. 1710 in den Reichsgrafen-Stand. 1733 wurde er zum General-Feldmarschall ernannt, und starb als solcher 1735. Er ist der Vater des vieljährigen ersten Kabinets-Ministers Friedrichs II, mit dem dieser erzogen wurde.

18) Stammte aus altpreußischem Adel und war 1682 zu Ottlau in Ostpreußen geboren. Nachdem er in hessischen Diensten während des spanischen Erbfolgekrieges Adjudant des damaligen hessischen Erbprinzen (nachmals König Friedrich I von Schweden) gewesen, erwarb er im Preuß. Dienst Ruhm und die vorzügliche Achtung Königs Friedrich Wilhelm I. Auch in den beiden ersten schlesischen Kriegen unter Friedrich II zeichnete er sich durch rühmliche Thaten aus, und wurde 1747 zum General-Feldmarschall ernannt. So gern er auch noch am siebenjährigen Kriege Theil genommen hätte, so erlaubten dies doch Alter und Schwäche

strenge ökonomisch erzogen. Zu allen seinen kleinen Ausgaben waren anfangs jährlich nur 360 Thaler bestimmt, die jedoch der König bald bis zu 600 vermehrte. Diese kleine Summe wurde aber nicht dem Prinzen selbst anvertrauet, sondern es mußte über dieselbe, unter Aufsicht der beiden Hofmeister, eine genaue Rechnung geführt werden, worin auch die kleinsten Ausgaben, Trinkgelder und dergleichen, aufgeführt waren. Am Ende jeden Monats bescheinigten beide Hofmeister durch ihre Unterschrift die Richtigkeit der geführten Rechnung, und am Ende des Jahrs sahe sie der König selbst durch, und bezeugte eigenhändig seine Zufriedenheit, welche um so gewisser erfolgte, da das Bestimmte nicht nur immer völlig zureichte, sondern noch Ueberschuß blieb, der dann der Einnahme des folgenden Jahrs zugesezt wurde [19]. Auch diesen seinen beiden Hofmeistern hat

Schwäche nicht; aber wie der Prinz von Preußen, August Wilhelm, im J. 1758 starb, übertrug ihm der König, mit Bezeugung sehr großen Vertrauens, die Oberaufsicht über die Erziehung der hinterlassenen Kinder, und empfahl besonders die Aufmerksamkeit auf den ältesten Sohn, nunmehrigen Thronfolger. Kalkstein unterzog sich dieser neuen Pflicht mit großem Eifer, starb aber im folgenden Jahre 1759.

19) Wir haben dieses Ausgabe-Buch in der Beilage K. näher beschrieben.

hat Friedrich bis an ihren Tod immer besondre Zuneigung und grosse Achtung bewiesen.

Der Prinz erhielt in Wissenschaften nothdürftigen, in körperlichen Uebungen, in denen er grosse Gewandheit bewies, wahrscheinlich einen etwas sorgfältigern Unterricht. Duhan de Jandun unterrichtete ihn in der Geschichte, Philosophie und französischen Litteratur; ein Major von Sonning in der Mathematik und in Kriegswissenschaften. Auch diesen leztern behielt der Prinz, nachdem die Zeit des Unterrichts vorbey war, an seinem Hofe zu Rheinsberg bey sich, und nachdem er zur Regierung gekommen ernannte er ihn zum Obrist, und bewies ihm bis zu seinem Tode, der 1743 erfolgte, grosse Achtung. In der Religion wurde Friedrich von den Hofpredigern nach dem strengen Lehrbegriff der reformirten Kirche unterrichtet [20].

20) Wir schliessen dieses daraus, weil der zu Friedrichs Lehrern gehörende Hofprediger Andreä, der auch die Prinzessin Friederike unterrichtet hat, in dem von ihm für leztere angefertigten und gedruckten Glaubensbekenntniß die reformirte Lehre von der Gnadenwahl in so harten und auffallenden Ausdrücken vorgetragen hatte, daß ihm deshalb öffentliche Vorwürfe gemacht, und ausdrücklich bemerkt worden: es sey dieses des Kö-

Doch weit mehr als seinen Lehrern und dem mündlichen Unterrichte verdankte Friedrich dem eigenen frühen Lesen von Büchern aller Art, und dem durch dasselbe gereizten eigenen Nachdenken. Zu diesem Lesen wurde er durch seine ersten Erzieher, die Madame de Rocoules und Duhan de Jandun, gewöhnt. Wahrscheinlich waren Geschichtbücher die ersten, die er mit Theilnahme las. Aus der vorhin erwähnten Ausgabe-Rechnung erhellet, daß auch diese Bücher aus des Prinzen kleiner Kasse angeschafft wurden; es kommen aber nur sehr wenige vor. Das bedeutendste Buch, das wir in der Rechnung bemerkt finden, ist eine Geschichte Königs Karl XII von Schweden in zehn Bänden, welche im Januar 1721 angeschafft, also von Friedrich während seines zehnten Jahrs gelesen ist. Ohne Zweifel billigte dies der Vater, weil der kriegerische Geist des Knaben durch solche Lesung angefacht werden konnte.

Aber mehr als aller Unterricht und als eignes Studieren haben unstreitig zu der Bildung von Friedrichs

---

Königs eignen Grundsätzen gar nicht gemäß. Dies war wirklich der Fall, und jene Lehre dem Könige Friedrich Wilhelm I höchst zuwider. Während der Gefangenschaft Friedrichs zu Küstrin trug er dem an denselben abgesandten Feldprediger Müller sehr ernstlich auf, den Prinzen von dem Irrthum jener Lehre zu überzeugen.

drichs Charakter die harten Leiden beigetragen, welche er während seiner Jugend bestehen mußte. Sie waren Folge des vorher beschriebenen widerwärtigen Charakters der beiden Eltern, und des Misfallens, das Friedrich Wilhelm über die sich entwickelnden, den seinigen widersprechenden, Neigungen seines Sohns empfand. Dieser junge Prinz war in der Kindheit körperlich schwach, meistens in sich selbst verschlossen, und, wie es schien, langsamen Begriffs. Schon früh zeigte sich bey ihm eine überwiegende Neigung zu sanften Vergnügungen, und zu stillen Beschäftigungen, aber entschiedner Widerwille gegen Alles, was Geräusch und Lärmen machte, also auch gegen Kriegsübungen. Die Neigungen des Vaters schienen durchaus nicht die seinen zu seyn. Je mehr dieses sich offenbarte, um so mehr wurde Friedrich ein Gegenstand der Abneigung, und nachdem er sich noch mehr ausgebildet hatte, sogar des wirklichen Hasses seines Vaters, den derselbe oft sehr hart ihn fühlen ließ. Wol noch nie hat ein zum Thron Geborner, und wol nur selten hat im Privatstande Jemand eine so harte Jugend gehabt, wie sie Friedrich geworden. Schon erwachsner Jüngling wurde er nicht nur mit den härtesten Worten, sondern sogar mit Schlägen mishandelt; der Vater riß ihn bey den Haaren herum und stieß ihn mit Füßen. Die

älteste Tochter Friederike war gleicher Mishandlung ausgesezt. Die widerstreitenden Wünsche der Eltern wegen der Vermählung ihrer beiden ältesten Kinder gaben am öftersten zu so barbarischen Handlungen Anlaß. Die Königin wünschte angelegentlich das Haus, aus welchem sie abstammte, und das, in welches sie eingetreten war, durch neue Bande zu verknüpfen; ihr Kronprinz Friedrich sollte mit einer Tochter ihres Bruders, des Königs Georg II von Großbrittannien [21]), und ihre älteste Tochter Friederike mit dessen ältestem Sohne [22]) vermählt werden. Der König Friedrich Wilhelm, welcher von Kindheit an einen Widerwillen gegen seinen Schwager König Georg II hatte [23]), war dieser Verbindung

21) Es war, wie man glaubt, die zweite Tochter Amalia, geb. 1711; sie ist unvermählt geblieben. So wie sie nicht lange vor Friedrich, 1711, geboren war, ist sie auch kurz vor ihm, im J. 1785, gestorben.

22) Friedrich Ludwig, Prinz von Wallis; er war geboren 1707, und ist, ohne den Thron bestiegen zu haben, 1751 gestorben.

23) Wirklich war die große Abneigung beider Monarchen gegen einander aus Spielen der Kindheit erwachsen. Friedrich Wilhelm wurde in seinem fünften Jahre nach Hannover gebracht, um mit seinem Vetter, dem nachmaligen König Georg II, unter den Augen der gemeinsamen Großmutter, der Churfürstin Sophia, erzogen

dung höchst abgeneigt, doch sagte er dieses nicht immer grade heraus, und ließ sich zuweilen durch die Gemahlin bereden, einzuwilligen. Aber nicht weniger abgeneigt war König Georg II. Jeder der beiden Könige knüpfte seine Einwilligung an Bedingungen, welche der Andere verwarf. Die jungen Personen, welche Gegenstände dieses Zanks waren, mußten darunter viel leiden. Je nachdem Friedrich und Friederike sich geneigt bewiesen, oder auch oft nur geneigt zu seyn schienen, entweder den Willen des Vaters oder der Mutter zu erfüllen, wurden sie von dem Einen oder der Andern auf das härteste mishandelt. Da König Friedrich Wilhelm seinem Sohn zuweilen eine geheime Neigung für die englische Prinzessin beimaaß, so vermehrte dieses seine gehässige Gesinnung, und da er außerdem noch vorauszusehen glaubte, daß sein Sohn die Absicht habe, nach vollzogener Heirath sich von ihm unabhängig zu machen, und in Hannover zu residiren, dessen

zogen zu werden; aber die Unverträglichkeit zwischen den beiden Knaben war so groß und so beharrlich, daß es nothwendig wurde, sie wieder zu trennen. Nach etwa einem Jahre wurde Friedrich Wilhelm wieder nach Berlin gebracht, doch der widrige Eindruck, den beide auf einander gemacht, blieb das ganze Leben hindurch, und hatte auch auf das politische Verhältniß unter einander den übelsten Einfluß.

Statthalterschaft ihm Georg II abtreten werde, er auch als gewiß annahm, daß Friedrich einst nach ganz andern Grundsätzen wie die seinigen regieren, und besonders den Soldatenstand nicht genug in Ehren halten werde; so wünschte er sehr, ihn dahin zu bringen, dem Thron zu entsagen, den der Vater alsdann dem von ihm vorzüglich geliebten zweiten Sohne August Wilhelm [24]) bestimmte. Aber da der Kronprinz sehr nachdrücklich äußerte, daß ihn nichts bewegen werde, seinem Rechte zu entsagen, wenn nicht der König öffentlich erklärte und bewiese, daß er nicht seiner Mutter Sohn sey; so erbitterte dies den Vater auf das Aeußerste, und der achtzehnjährige Friedrich, durch die tyrannische Behandlung endlich zur Verzweiflung gebracht, versuchte auf
1730 einer Reise, die er mit dem Könige ins Reich machte, zu entfliehen, und hoffte in England Schutz gegen den harten Vater zu finden, vielleicht auch (doch ist dieses ungewiß) dort die von der Mutter gewünschte Vermählung zu vollziehen. Aber sein Vorhaben wurde entdeckt und vereitelt. Der höchlich entrüstete König ließ den Kronprinzen gefangen nach Berlin bringen, wo derselbe, wie auch die Prinzessin Frie-

derike

---

24) Er war 1722 geboren, also zehn Jahre jünger als Friedrich, und schien ganz die Neigungen des Vaters zu haben.

derike und die Königin, welche Friedrich Wilhelm einverstanden mit dem Vorhaben seines Sohns glaubte, den königlichen Zorn auf das härteste empfinden mußten. Der höchst erbitterte Monarch war nahe daran, das scheusliche Schauspiel zu erneuern, welches einst Philipp II von Spanien und Peter I von Rußland gegeben hatten. Durch ein Kriegsgericht wollte er seinen Sohn als einen Deserteur zum Tode verurtheilen, und dieses Urtheil wirklich vollziehen lassen. Die Fürsprache, welche Kaiser Karl VI und König Friedrich I von Schweden durch eigenhändiges Schreiben einlegten, mit der auch die General-Staaten die ihrige vereinigten, und vorzüglich die sehr nachdrücklichen mündlichen Vorstellungen, mit welchen der kaiserliche Gesandte Graf von Seckendorf die Verwendungen seines Herrn unterstüzte, trugen am meisten bey, die Gräuelthat zu verhindern. Doch wurde Friedrich in strengem Gefängniß zu Küstrin gehalten, und mußte ansehen, wie vor seinem Fenster sein Liebling und Mitwisser der Flucht, der Lieutenant von Katt, enthauptet wurde [25]). Durch bezeugte Reue, und durch das Ver-

25) Ueber diese merkwürdige Geschichte, von der hier nur die Hauptumstände angedeutet werden können, ist sehr Vieles und darunter auch sehr Unrichtiges und wirklich recht

Versprechen völliger Unterwerfung besänftigte der junge Prinz endlich den erbitterten Vater, doch mußte er noch ein ganzes Jahr in Küstrin bleiben, zwar nicht im engen Gefängniß, aber doch unter strenger Aufsicht. Ein junger Officier de la Motte Fouqué erbot sich, die Gefangenschaft zu theilen und der Gesell-

---

recht Albernes geschrieben. Die zuverlässigsten Nachrichten von derselben enthalten die Mémoires der Markgräfin von Bayreuth; die Mémoires des quatre derniers Souverains de Brandebourg des Baron von Pöllnitz; die Lebensbeschreibung des Grafen von Seckendorf; endlich ein Beitrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, Berlin 1788, eine kleine Schrift, welche die Correspondenz Friedrich Wilhelms I mit dem zur Bekehrung des Kronprinzen abgesandten Feldprediger Müller enthält. Auch in Büschings Charakteristik und in Nicolai Anekdoten finden sich noch erhebliche Nachrichten. Doch würde diese Geschichte in ihrem ganzen Zusammenhange noch vollständiger entwickelt werden, wenn einst die officiellen Akten über dieselbe, welche im Königl. Kabinets-Archiv zu Berlin aufbewahrt werden, bekannt gemacht werden sollten. Friedrich als König hat diese Akten einmal abfordern lassen, aber sie versiegelt zurückgesandt mit der Weisung, dieselben im Archiv aufzubewahren, aber ohne ausdrücklichen Befehl des Monarchen nie wieder zu eröffnen. Dies ist nunmehr vor länger als einem halben Jahrhundert geschehen. Höchst wahrscheinlich lebt also in diesem Augenblick kein Mensch mehr, der diese Akten gelesen hat.

sellschafter des Prinzen zu seyn; er erhielt hierzu die Erlaubniß des Königs, der von Fouqué eine gute Meinung hatte, und trug wirklich bey, dem Kronprinzen seinen Zustand erträglicher zu machen[26]. Derselbe wurde nachher einer der geachtetsten Feldherren und der Vertrautesten Friedrichs, dem dieser bis zu dessen Tode die bewiesene Anhänglichkeit mit zärtlichster Freundschaft gedankt hat[27]. Der König schickte dem Kronprinzen, während des Küstriner Aufenthalts, oft Kriminal-Urtheile, um sie Nahmens seiner entweder zu bestätigen, oder zu reformiren. Außerdem arbeitete der Prinz, nach dem Willen des Vaters, bey der Neumärkschen Kammer als ein Rath[28]. Er erhielt hierdurch von der Verfas-

26) Man erzählt, daß jeden Abend zu einer bestimmten Stunde, um das nächtliche Studieren des Prinzen zu hindern, dessen Licht vom wachthabenden Officier hat ausgelöscht werden sollen; aber Fouqué sey der Verlegenheit dadurch begegnet, daß er auch für sich ein eignes Licht verlangte, und dann behauptete, dessen Auslöschen sey nicht befohlen.

27) In der Beilage M. unter Nr. VII. 8. ist mehr über Fouqué gesagt.

28) Vor einigen Jahren fanden sich noch im Archiv des ehemaligen General-Direktoriums, und vermuthlich sind noch aufbewahrt, einige Berichte der Neumärkschen Kam-

fassung des Landes, der Anwendung allgemeiner Einrichtungen auf eine bestimmte Provinz, den Verhältnissen der Menschen unter einander, überhaupt von der Art, wie Geschäffte betrieben und allgemeine Vorschriften ausgeführt werden, mehr Kenntniß, als es bey Thronerben gewöhnlich der Fall seyn kann; er benuzte diese Gelegenheit und wandte auf die ihm obliegenden Geschäffte vielen Fleiß. Auf ausdrücklichen königlichen Befehl mußte auch der Kammerdirektor Hille dem Prinzen theoretischen Unterricht über das Finanzwesen in der Neumark nach einem kurzen Aufsaz geben, der dem König vorher eingesandt und von ihm genehmigt war [29]). Alle Zeit, welche dem Prinzen von diesen Geschäfften übrig blieb, widmete er dem Studium seiner Lieblingswis-

Kammer, die Friedrich in der Reihe der Räthe mit unterzeichnet hatte, und sogar ein Paar, bey welchen er als Referent angegeben war.

29) Dieser Aufsaz ist durch eine neuere Schrift, in welcher man ihn nicht vermuthen sollte, bekannt geworden, nämlich in Herrn Grävell's drey Briefen über Preßfreiheit und Volksgeist. Berlin 1815. Dieser Unterricht hat den Prinzen allerdings zum Nachdenken über Finanzwesen veranlassen können, wenn er gleich nicht geeignet war, den Geist zu erweitern und edle Grundsätze der Regierungskunst einzuflößen.

wissenschaften, der Geschichte, Philosophie und schönen Litteratur, doch mußte er, um dem Vater nicht zu misfallen, diese Neigung nur im Verborgenen befriedigen, und seine Bücher sehr geheim verwahren, denn der König hatte alles Lesen und Schreiben, was nicht auf die Kammeralgeschäffte Bezug hatte, verboten. Dieses harte Schicksal, welches Friedrich erdulden, der Zwang und die Einsamkeit, in welcher er leben mußte, haben ohne Zweifel sehr beigetragen, ihn zu einem ernstlichen und reifen Nachdenken über sich selbst zu bringen, und feste Vorsäze in ihm erweckt, künftig alle seine Handlungen mit grösserer Vorsicht einzurichten. Das Unglück hat seinen Charakter gegen Widerwärtigkeiten gestählt, seine praktischen Kenntnisse sehr erweitert, unstreitig aber auch Bitterkeit in sein junges Herz gebracht, da er sich bewußt war, den Zorn seines Vaters, wenn er leztern überhaupt beleidigt hatte, doch gewiß nicht in dem Grade, wie er ihn erfahren mußte, verdient zu haben. Denn das Vorhaben, sich unmenschlichen Mishandlungen zu entziehen, war nicht strafbar, und daß er etwas weiter, als dieses bezielt habe, davon findet sich keine Spur. Die Grausamkeit, welche er wegen dieses Vorhabens erdulden mußte, und die Bereitwilligkeit mehrerer Männer, ihn zum Tode zu ver-

urthei-

urtheilen [30]), mußten ihn mit Menschenhaß erfüllen, und wahrlich, es ist ein Beweis seiner schönen Seele, daß dieser Haß nicht tiefer bey ihm gewurzelt, und daß sein Charakter, nach so schrecklichen Erfahrungen, dennoch die Heiterkeit und Milde behalten hat, die wir in seinem folgenden Leben bey ihm finden. Endlich, nach einem Jahre, da es Friedrich Wilhelm gelungen war, seine älteste Tochter, nach seinem Wunsch, mit dem Erbprinzen von
1731 Nov. Bayreuth zu vermählen, wählte er derselben Hochzeittag, um Friedrich die Freiheit wieder zu geben, und durch dessen unerwartete Erscheinung die Mutter freudig zu überraschen. Der König hielt seinem Sohn sein Vergehen nun nochmals sehr ernstlich vor, sagte ihm aber zugleich, daß dieses nun das lezte Mal sey, und er von nun an das Vorgegangene ganz vergessen und nie wieder von demselben reden werde.

Er

---

30) Es läßt sich, obgleich die officiellen Akten nicht bekannt geworden, nach Allem, was man sonst weiß, wol nicht bezweifeln, daß die meisten Stimmen des Kriegsgerichts das Todesurtheil über Friedrich wirklich ausgesprochen haben, wie es über Katt geschehen war; nur Wenige hatten den Muth, diesem Urtheil als ungerecht zu widersprechen. Man hat als solche den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und den General von Buddenbrock genannt.

Er hielt Wort, und behandelte von diesem Augenblicke an den Sohn, mehr wie bisher, mit väterlicher Liebe. Er bezeugte ihm oft Wohlwollen und Vertrauen, wie es ein Thronfolger erwarten kann, und hatte von nun an eine günstigere Meinung von des Sohns Fähigkeiten und Einsichten. Der vielleicht nicht erwartete Eifer, mit welchem Friedrich sich bemühte, sein Regiment in guter Ordnung zu halten, und es in allen erforderten Fertigkeiten wohl geübt, der Zufriedenheit des Königs würdig, ihm vorzuführen, trug hierzu ohne Zweifel am meisten bey, und bey verschiedenen Gelegenheiten äußerte Friedrich Wilhelm seine gute Hoffnung, sein Sohn werde einst die Würde des Throns behaupten, und wegen mancher dem Vater angethanen Beleidigungen sich Genugthuung verschaffen. Der Kronprinz bewies dagegen die höchste Achtung für seinen Vater, und gab bey jedem Anlaß die große Zufriedenheit zu erkennen, welche er über dessen gute Einrichtungen empfand. So machte er einst, da er den Vater nach Preußen begleitete, in einem Briefe an Voltaire eine Schilderung der Wiederherstellung des durch die Pest verwüsteten Preußischen Litthauens, die der Vater mit unendlicher Sorge bewirkt habe. Er beschreibt dieses mit dem Enthusiasmus eines Sohns, dem es Freude macht, von den Tugenden

sei-

seines Vaters zu reden [31]). Daß dieses keine erheuchelte Gesinnung gewesen sey, haben Friedrichs Handlungen nach des Vaters Tode bewiesen. Als König ehrte er bey jeder Gelegenheit das Andenken seines Vorfahren, behielt dessen Einrichtungen und Regierungsart bey, und machte nur langsam, so wie es die Umstände zu erheischen schienen, Aenderungen in denselben. Auch die Art, wie er als Geschichtschreiber von ihm redet [32]), beweist die hohe Achtung, die er für ihn hegt. Wahrlich, wenn man bedenkt, wie empfindlich Friedrich durch die Härte dieses Vaters gelitten hatte, wie grausam er von ihm mishandelt war; so kann man nicht ohne tiefe Rührung die Worte (die einzigen, mit welchen er die häuslichen Mishelligkeiten berührt) lesen: on doit avoir quelque indulgence pour les fautes des enfans en faveur des vertus d'un tel père. Ein feinsinniger neuerer Geschichtforscher hat die Bemerkung gemacht, daß die Misverhältnisse zwischen Re-

31) Dieser schöne im J. 1739 zu Insterburg geschriebene Brief findet sich in keiner Ausgabe von Friedrichs Werken; aber er verdient sehr in den Oeuvres de Voltaire, édit. de Deuxpont T. LXXV. p. 29. nachgelesen zu werden.

32) In den Mémoires de Brandebourg.

Regenten und ihren Nachfolgern, welche in manchem Fürstenhause Verderben und Verbrechen hervorbrachten, im Brandenburgischen nie solche unglückliche Folgen gehabt haben. „Fehler und Härten „der Väter,“ sagt derselbe [33]), „haben immer „den Churprinzen Gelegenheit gegeben, „Tugenden zu zeigen, und nie verlezten diese „die kindliche Ehrfurcht.“ Von Keinem kann dieses mit mehr Wahrheit gesagt werden, als von Friedrich. Auch seiner Mutter, durch deren Fehler Friedrichs Jugend so unglücklich wurde, bewies er bis an deren Tod die zärtlichste Liebe, und während seines ganzen Lebens ist ihm ihr Andenken theuer geblieben. Noch in seinem Alter äusserte Friedrich einst in einer Unterredung mit dem Weltweisen Garve, daß der Schmerz über seiner Mutter Tod einer der empfindlichsten gewesen, die er in seinem Leben gelitten habe [34]).

Wären uns nichts, als diese Züge der kindlichen Liebe Friedrichs aufbehalten, so würde es genug seyn, um

---

33) S. v. Woltmann das Brandenburgische Haus, Berlin 1801. S. 65.

34) S. Garve Fragmente über Friedrich II. Th. I. S. 315.

um alle Verläumder seines sittlichen Charakters zu widerlegen. Wahrlich! wer durch sein ganzes Leben Vater und Mutter ehrt und liebt, wer dieses schöne Gefühl, auch troz der härtesten und unwürdigsten Behandlung, die er von den Urhebern seines Daseyns erdulden müssen, in sich lebendig erhält, der ist — ein guter Mensch; diese Gefühle sind die Bürgschaft aller übrigen Tugenden. Die dankbare Anhänglichkeit, die zärtliche Achtung, welche Friedrich für Alle, die mit seiner Erziehung zu thun gehabt, bis in seine reifern Jahre behalten hat, bestätigen eben dieses. Mit besonderm Vergnügen haben wir deshalb die zerstreuten Nachrichten hiervon gesammelt und aufbewahrt.

Bald nach dem Küstriner Arrest gab der König dem Kronprinzen ein eignes Regiment und erlaubte ihm meistens bey demselben in Ruppin oder dem nahe gelegenen ihm geschenkten Lustschloß Rheinsberg mit minderm Zwange nach eigner Neigung zu leben. Von nun an hatte also Friedrich eine mehr heitere Jugend, und wahrscheinlich hat er in seinem ganzen Leben sich nie so glücklich gefühlt, als während dieses Zeitpunkts, vom Ende des Küstriner Arrests bis zur Thronbesteigung. Er genoß nun alle Vergnügungen, die seinem Alter und Stande angemessen

waren. Die ihm wichtigsten waren der ungezwungene Umgang mit Freunden, die er um sich hatte, Männern von Bildung und Gesinnungen, die mit den seinigen übereinstimmten. Mit den Wissenschaften beschäfftigte er sich sehr ernstlich, und in den schönen Künsten fand er seine Erholung. Die Musik war sein Hauptvergnügen, und er brachte es in derselben zu hoher Vollkommenheit. Auch die Mahlerey wurde von ihm sehr geschätzt, und er bemühte sich, so weit es seine Umstände erlaubten, Meisterstücke der Mahlerey und Bildhauerkunst zu sammeln, und durch deren Betrachtung sein Gefühl des Schönen zu üben und zu erhöhen. Auch die schöne Baukunst wurde von ihm studiert, und die Gebäude, welche er durch seinen Freund v. Knobelsdorf [35]

35) v. Knobelsdorf, ein geborner Schlesier, hatte seine Jugendzeit im Preuß. Kriegsdienst zugebracht, und, nachdem er den Abschied genommen, sich dem Studium der schönen Künste mit Eifer gewidmet und seine Kenntnisse besonders durch Reisen in Italien vermehrt. Nach seiner Rückkunft kam er in Verbindung mit Friedrich, die nach und nach zur engsten Freundschaft wurde. Er gehörte zu dem vertrauten Kreise von Rheinsberg und blieb bey dem Könige bis zu seinem Tode, der im Jahr 1753 erfolgte. Friedrich hat durch eine Lobschrift ein Denkmahl seiner Gesinnungen für ihn hinterlassen.

noch als Prinz und im Anfang seiner Regierung zu Rheinsberg, Potsdam und Berlin aufführen lassen, zeugen von einem edlen einfachen Geschmack, dem Friedrich freilich nicht treu geblieben ist. Daher seine Gebäude aus späterer Zeit den frühern weit nachstehen.

Wie weit er es in den ernsten Wissenschaften gebracht, und wie sehr ihn schon früh das Nachdenken über die wichtigsten Gegenstände beschäfftiget habe, beweisen die Briefe, welche er noch als Jüngling geschrieben hat, und die ersten Schriften, welche von ihm noch aufbehalten sind. Man findet in denselben nicht nur grosse Belesenheit und umfassende Kenntnisse, sondern auch eine Reife des Verstandes, eine Schärfe des Urtheils, die in der That ganz bewundernswürdig sind. Manche Jünglinge seines Standes sind in diesem Alter kaum fähig, die Vorstellungen und Urtheile Anderer richtig zu fassen und sich eigen zu machen; aber der junge Friedrich hatte durch sein Nachdenken bereits ihm eigne Vorstellungen über die wichtigsten Gegenstände und Verhältnisse erworben. Die früheste dieser jugendlichen Schriften, welche noch vorhanden, von ihm im vier und zwanzigsten Jahre entworfen ist, und schon damals zur öffentlichen

Be-

Bekanntmachung bestimmt war 36), enthält: „Be„trachtungen über die damalige politische Lage von „Europa;“ sie entwickelt die Grundsätze und Absichten der bedeutendsten Mächte, und bewährt, mit welcher Einsicht er schon damals alte und neue Geschichte studiert habe. Die hierauf zunächst folgende Schrift, zwey Jahre später geschrieben, ist philosophischen Inhalts; sie hat den Zweck, zur Duldsamkeit und Nachsicht gegen die Meinungen Anderer, welche von den unsern abweichen, zu ermuntern, aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil alle Meinungen der Menschen von Umständen abhängen, die gar nicht in ihrer Gewalt sind, also bey verschiedenen Menschen, die gleich aufrichtig die Wahrheit suchen, auch bey demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten nothwendig sehr verschieden seyn müssen, welches uns das Geständniß abdringt, daß die Erkenntniß der innern Beschaffenheit der Dinge nicht Bestimmung dieses Lebens seyn könne, daß es aber eben deshalb die höchste Thorheit sey, wegen Verschiedenheit spekulativer Meinungen sich zu hassen, oder gar zu verfolgen 37). So einfach diese Wahrheit und so einleuch-

36) Sie ist erst nach Friedrichs Tode bekannt geworden. S. von derselben Beil. M. I, 1.

37) S. von dieser Schrift Beil. M. IV, 1.

rend für den gesunden Menschenverstande ist, so beweist doch die feste Ueberzeugung, die Friedrich schon in so früher Zeit von derselben erworben hatte, und die von damals herrschenden Ansichten sehr abwich, wie sehr er im Selbstdenken schon geübt war.

Daß der Unterricht, welchen Friedrich über Religion erhalten hatte, ihn nicht befriedigen konnte, ist sehr begreiflich. Er fand in demselben, und in den Predigten, die er nach des Vaters Willen regelmäßig anhören mußte, unüberwindliche Schwierigkeiten, Ungereimtheiten und offenbare Widersprüche. Die Vorstellungen, welche seine Religionslehrer ihm von dem Verfahren der Gottheit mit dem Menschengeschlecht, von den Geheimnissen des Glaubens, und von den Bedingungen gaben, an welche unser Heil jenseits dieses Lebens geknüpft seyn soll, konnten mit seinen Begriffen von der höchsten Weisheit und Güte des Urhebers aller Dinge sich unmöglich vereinigen. Dieses gab ihm von den herrschenden Religions-Systemen die nachtheiligste Idee, und Alles, was ihn umgab, mußte ihn in derselben bestärken, und besonders ihm die Ueberzeugung geben, daß der Kirchenglaube sehr geringen, oft sogar höchst nachtheiligen Einfluß auf Sittlichkeit und Veredlung der Menschen habe. Denn er bemerkte, daß

eben diejenigen, welche die größte Anhänglichkeit an diesen Glauben vorgaben, und die ihnen beigebrachte Religion immer im Munde führten, doch zugleich Sklaven der unwürdigsten Leidenschaften waren, und sich sehr schlechte Handlungen gegen Andere erlaubten, ja, daß sie in ihrer sittlichen Verderbtheit wol gar noch dadurch bestärkt wurden, weil sie durch blinde Anhänglichkeit an den in der Jugend erlernten Kirchenglauben, und durch fleißige Abwartung des äußern Gottesdienstes besondere Verdienste zu erwerben, auch ihre Laster und groben Vergehungen gut zu machen wähnten. Diese Bemerkung mußte nothwendig einen Jüngling empören, der in seinem Innern sich zu jedem Guten und Edlen hingezogen fühlte, und der, wenn er diesem Zuge folgte, sich durch seine eigene Billigung unendlich höher belohnt fand, als es durch alle verheißenen willkürlichen Belohnungen je möglich gewesen wäre. Das Ehrgefühl war in seinem Herzen sehr früh entwickelt, und er glaubte durch seine Geburt und seine Bestimmung sich zu Allem berufen, was edel und gut sey, und schämte sich jeder unwürdigen Handlung. Wie sehr dieses wirklich der Fall gewesen, wird durch viele Stellen seiner Schriften, und besonders auch durch den hohen Werth bewiesen, den Friedrich immer auf möglichst frühe Entwickelung und Ver-

feinerung des Ehrgefühls gesezt, und durch die Lebhaftigkeit, mit der er dieselbe empfohlen hat. Die Vermuthung, daß solche Entwickelung des Ehrgefühls bey den Kindern des Adels gewöhnlich früher und vollkommner geschehe, als es bey den niedrigern Ständen angenommen werden könne, wär der alleinige Grund des Vorzugs, welchen er in seiner Vorstellung dem Adel gab. Dagegen konnte das Gefühl eines religiösen Bedürfnisses, welches in jedem gutgearteten jungen Gemüth, sobald dasselbe zu einigem Nachdenken gelangt, ohnfehlbar sich entwickelt, und durch welches wir sittlich gedrungen werden, eine höhere Bestimmung unsers Daseyns, und einen weisen und gütigen Urheber desselben als wirklich vorhanden anzunehmen — —; dies Gefühl konnte in des jungen Friedrichs Seele unmöglich aufkommen. Der Unterricht, den er erhalten, und alle äussern Umstände waren demselben durchaus entgegen. Die Religion war also bey ihm allein Sache des Verstandes und des Nachdenkens; je reifer aber jener wurde, und je länger er lezteres fortsezte, je mehr nahmen seine Zweifel an der Wahrheit des Kirchenglaubens, der ihn gelehrt war, zu, und er bekam gegen denselben bald einen grossen Widerwillen. Wir halten uns überzeugt, daß dieser Zweifel und dieser Widerwille die natürliche und nothwendige Folge von

Friedrichs frühern eigenen Nachdenken und Forschen nach Wahrheit unter den widrigen Umständen, in denen er sich befand, gewesen ist. Seine ersten Umgangs-Genossen haben ihm diese Zweifel nicht beigebracht, wenn gleich einige derselben späterhin zu ihrer Erhaltung und Befestigung allerdings mitwirkten; Jordan [38]) mag am meisten hiezu beigetragen haben. Voltaire's Bekanntschaft mit Friedrich, nicht nur die persönliche, sondern auch die frühere durch Briefwechsel, trat erst dann ein, wie des leztern religiöse und philosophische Ueberzeugungen schon zu viel Festigkeit gewonnen hatten, als daß Voltaire auf deren Bildung noch sehr hätte wirken können, wenn gleich in spätern Jahren dieser Mann gewiß vorzüglich beigetragen hat, daß Friedrich sich immer mehr bey seinem Skepticismus beruhigte, den er als das unvermeidliche Loos des denkenden Menschen betrachtete. Gewiß hat auch Voltaire mehr als irgend ein Anderer dazu gewirkt, daß alles Aufkommen religiösen Gefühls bey Friedrich unterdrückt,

 und

38) Er lebte von 1736, d. i. von Friedrichs vier und zwanzigsten Lebensjahre an, bey ihm in Rheinsberg und nach der Thronbesteigung immer in seiner Nähe, und war bis zu seinem Tode, der 1746 erfolgte, Friedrichs vertrautester Freund. S. mehr von ihm in Beil. M. VII. a.

und bald aller Religions-Glaube ihm nicht nur zweifelhaft, sondern auch verächtlich und lächerlich wurde. Doch hat Voltaire, so groß auch sein Ansehn bey Friedrich war, es nie dahin gebracht, seinen eigenen fanatischen Haß gegen diesen Glauben dem Könige beizubringen; der vielmehr den Grundsätzen ächt philosophischer Duldung, die er schon so früh gehabt, immer treu geblieben ist. In den frühern Jahren suchte Friedrich auch bey Geistlichen, für deren Einsicht und Charakter er Achtung hatte, Belehrung. Er besuchte ihre Predigten, gab ihnen selbst wol die Materie derselben auf und legte ihnen nachher die Gedanken vor, welche jene bey ihm veranlaßt hatten. Die Geistlichen, welche er am meisten schäzte, waren, die französisch-reformirten Prediger Isaac Beausobre (den er vorzüglich ehrte und das glücklichste Genie unsers Jahrhunderts nannte), Achard und der lutherische Probst Reinbeck. In spätern Zeiten faßte Friedrich gegen alle Theologen eine große Abneigung, und hatte eine sehr nachtheilige Meinung von derselben Einsicht und moralischem Charakter. Ob Voltaire, la Metrie und andre Umgangsgenossen, oder ob die Erfahrungen hierzu am meisten beigetragen haben, welche Friedrich selbst über den Dünkel, die Anmaaßungen, Unwissenheit und Verfolgungssucht

mans-

mancher Geistlichen gemacht zu haben glaubte, lassen wir unentschieden.

Einen sehr bedeutenden Einfluß auf Friedrichs frühe philosophische Forschungen hatte seine Verbindung mit dem Grafen von Manteuffel, gewesenen sächsischen Staats-Minister, der, nachdem er seine Entlassung genommen, in Berlin privatisirte [39]), und mit von Suhm, Chursächsischen Gesandten am Preußischen Hofe. Für beide Männer hatte Friedrich sehr hohe Achtung; sie waren eifrige Verehrer der Wolfischen Philosophie, und bewogen auch den Prinzen, dieselbe eifrig zu studieren. Die Verbindung mit Suhm wurde auch nach dessen Abgange von Berlin, und nachdem derselbe als Gesandter sei-

39) Graf Manteuffel war ein geborner Pommer, früh in Hofdiensten Königs Friedrich I, die er wegen einiger gehabten Unannehmlichkeiten verließ, und nach Sachsen ging, wo er es bis zu der Stelle eines ersten Ministers brachte, nach deren Niederlegung lebte er seit 1731 in Berlin. Die Freundschaft Friedrichs für diesen Mann scheint anfangs sehr warm gewesen zu seyn, aber nachher, wir wissen nicht aus welchen Gründen, erkaltete dieselbe, und nach seiner Thronbesteigung ließ der König ihm sogar bemerklich machen, wegen der politischen Verhältnisse werde er wohl thun, Berlin zu verlassen. Graf Manteuffel begab sich nach Leipzig, wo er 1749 gestorben ist.

seines Hofes nach Petersburg versetzt war, durch Briefwechsel unterhalten, und es entstand zwischen Beiden die engste, auf gegenseitige Achtung und gemeinschaftliche Liebe der Philosophie gegründete Freundschaft. Diese würde unfehlbar noch größern und sehr wohlthätigen Einfluß auf Friedrich gehabt haben, wäre dessen sogleich nach der Thronbesteigung gemachter Entwurf, den Freund an seinen Hof zu ziehen, nicht durch Suhms frühen Tod, der auf der Rückreise aus Rußland im November 1740 erfolgte, vereitelt worden [40].

Die Wolfische Philosophie studierte Friedrich mit großem Eifer. Doch scheint die Beruhigung, welche er anfangs in derselben fand, nicht von Dauer gewesen zu seyn, wenn gleich seine hohe Achtung für Wolf immer fortgedauert und er ihm von derselben bey jeder Gelegenheit Beweise gegeben hat [41]. Je län-

40) S. mehr über Suhm in Beilage M. Nr. 3.

41) Noch bey dem Leben König Friedrich Wilhelms I war Friedrich sehr thätig, die Bemühungen zu unterstützen, welche Wolfs Verehrer anwandten, um jenen König zu überzeugen, daß er zu einer ganz unrichtigen Meinung von diesem Philosophen verleitet und demselben durch die schimpfliche Verbannung von Halle im J. 1723 großes Unrecht geschehen sey. Friedrich Wilhelm war immer

länger Friedrich nachdachte, je tiefer er forschte, desto mehr glaubte er inne zu werden, daß es des Menschen Bestimmung hienieden nicht sey, von übersinnlichen Dingen einige Gewißheit zu erhalten. Bayle's Wörterbuch, das er früh kennen gelernt und

---

immer bereit, begangenes Unrecht, sobald er es erkannte, wieder gut zu machen, und er ließ also Wolf die Rückkehr entweder nach Halle, oder auch nach Frankfurt an der Oder unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen zu wiederholten Malen auf das dringendste antragen. Aber der edeldenkende Wolf glaubte die Dankbarkeit, die er dem fürstlich-hessenkasselischen Hofe für die großmüthige Aufnahme zur Zeit seiner Verfolgung schuldig war, zu verletzen, wenn er Marburg hätte verlassen wollen. Er lehnte also den dringenden Antrag, wieder ins Preußische zu kommen, beharrlich ab. Kaum aber hatte Friedrich II die Regierung angetreten, so trug er dem Probst Reinbeck, der Wolfs Freund und Verehrer war, auf, alles Mögliche anzuwenden, um denselben zur Rückkehr in seine Lande zu bewegen. „Ich werde," schrieb der König, „dieses als eine wichtige Conquete im Reich „der Wahrheit ansehen." Anfangs wünschte Friedrich, Wolf zu bewegen nach Berlin zu kommen. Der Weltweise aber glaubte, daß er für das Leben am Hofe nicht gemacht sey, und nachdem Friedrich die Genehmigung des Landgrafen von Hessencassel (damals Königs Friedrich I von Schweden) selbst bewirkt hatte, zog Wolf einen Ruf nach Halle unter höchst ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen vor, wo er im December 1740 wieder eintraf und 1754 gestorben ist.

und sein ganzes Leben hindurch fleißig gelesen hat [42]); bestärkte ihn sehr in dieser Ueberzeugung. Er fand in denselben klar dargestellt und durch Beispiele bewiesen, wie zu allen Zeiten die Meinungen denkender Menschen so unendlich verschieden gewesen, wie der Eine als entschieden, wenigstens als höchst wahrscheinlich angesehn, was dem Andern die höchste Ungereimtheit war, und wie ein und derselbe Mensch oft eben das zu einer Zeit für ausgemachte Wahrheit gehalten hatte, was ihm zu einer andern Zeit entschiedener Irrthum schien. Friedrich versank also immer tiefer in gänzlichen Zweifel an Allem, und ergab sich darin, daß auch für ihn, wie für die tiefsinnigsten Denker, nichts anders übrig bleibe, als sich mit dem Glauben an Wahrscheinlichkeit des zwar Unbegreiflichen, aber nicht Ungereimten zu begnügen, ein Glaube, der jedoch oft durch fortgesetztes Nachdenken erschüttert wurde. In diesem Zustande der Ungewißheit und des Zweifels ist Friedrich sein ganzes Leben hindurch geblieben. Gewiß war ihm dieser Zustand sehr unbehaglich, und ernstlich hat er von der Jugend an bis ins Alter gearbeitet, sich von demselben zu befreien. Deshalb war das freie und ganz offene Gespräch über diese Materien ohne

---

42) S. was hierüber Beil. N. IX. 1. gesagt ist.

ohne alle Zurückhaltung seiner Zweifel der Lieblings-gegenstand seiner Unterhaltungen; doch dieses nur mit Männern, bey denen er voraussetzen konnte, daß sie selbst über diese Dinge gedacht hatten und von deren Einsicht er also zu lernen hoffen durfte, ohne zu fürchten, sie in eignen beruhigenden Ueberzeugungen zu irren. Jeder mit Gründen unterstüzte Widerspruch war ihm lieb, und platte Beistimmung zu seinen eignen Behauptungen war keinesweges das Mittel, ihm zu gefallen. Mit Personen, von denen er vermuthen konnte, daß sie über diese Dinge nie gedacht hatten, oder bey ihren einmal festen Ueberzeugungen ruhig waren, vermied er sorgfältig jede Unterhaltung dieser Art. Er übte in diesem Punkt die Duldung, welche er empfahl. Weit entfernt, seine Zweifel Andern mittheilen oder gar aufdringen zu wollen, hielt er sie zurück, so oft er dadurch Jemand zu beunruhigen oder zu ärgern fürchtete. In seinen Briefen an Männer dieser Art kommt nie der mindeste Spott vor über Dinge, die mit religiösem Glauben zusammenhängen, so geläufig ihm derselbe auch in dem Briefwechsel mit solchen war, die mit ihm gleich dachten. Noch mehr, er hat Männer sehr hoch geachtet, deren Ueberzeugungen den seinigen ganz entgegengesezt waren, und dieses verdient um so mehr bemerkt zu werden, je seltner

diese

diese Bescheidenheit gefunden wird, da gewöhnlich Uebereinstimmung mit unsern eignen Ansichten die Bedingung der guten Meinung ist, die wir von dem Verstande Anderer haben. Aber Friedrich dachte keinesweges geringer von dem Verstande derer, welche sich durch Ueberzeugungen befriedigt fanden, deren Möglichkeit ihm selbst unbegreiflich war. Ja, wir glauben behaupten zu können, daß der Anblick solcher beruhigenden Ueberzeugung bey Andern ihm erfreulich war, und er diejenigen, die sie hatten, glücklich pries. Er hat dieses zuweilen so stark geäussert, daß man in seinen spätern Jahren wohl geglaubt hat, seine eignen Ansichten über diese Dinge hätten sich geändert. Dieses ist aber wirklich bis zu seinem Tode nicht der Fall gewesen. Er ist während seines ganzen Lebens ein redlicher Zweifler geblieben, der das, was er eifrig suchte — Wahrheit, nicht gefunden hat. Gewiß muß er uns als solcher ehrwürdig erscheinen, unendlich mehr, als so Viele, welche dem Glauben, der ihnen in der Kindheit beygebracht worden, nur deshalb während ihres ganzen Lebens treu bleiben, weil er ihnen nie wichtig genug geworden, um ihn zum Gegenstande ihres Nachdenkens zu machen. Jeder, der selbst von dem aufrichtigen Suchen der Wahrheit aus eigner Erfahrung Begriff hat, der je selbst die Irrgänge beun-

ruhigender Zweifel durchwandert ist, wird Friedrich nicht tadeln, weil er die Gewißheit, um die er so eifrig bemüht war, nicht erlangen konnte, weil er, der nur seltene, den mannichfachsten Beschäftigungen abgewonnene Stunden diesem Nachdenken widmen konnte, darin nicht weiter gelangt ist, als so viele tiefdenkende Männer, die nach dem ernstlichsten Forschen eines ganzen allein dem Nachdenken gewidmeten Lebens zulezt doch mit dem Geständniß endigen mußten, „eine völlige Gewißheit sey auf den „Wegen, auf welchen man sie seit Jahrhunderten „gesucht, nicht zu finden, und Beweise durch an ein„ander gekettete folgerechte Schlüsse seyen, dem Wesen „und der Natur der Sache nach, unmöglich; unsere „Beruhigung könne vielmehr nur Folge innerer An„schauung und Gefühls seyn; eine Beruhigung, die „uns aber um so mehr auch hier genügen müsse, da „wir auch für die Ueberzeugung von unserm eignen „Daseyn und für die Wahrheit unserer sinnlichen „Wahrnehmungen, an denen doch kein Gesunder je „wirklich gezweifelt hat, keine andere Beruhigung „als eben diese haben." Diese Ansicht, bey welcher die tiefsten Denker, nachdem sie die Eitelkeit alles spekulativen Forschens und die Unmöglichkeit schulgerechter Beweise erkannt, stehen geblieben sind, würde, wie wir gar nicht zweifeln, auch Friedrich

ganz beruhigt haben, hätte ein günstigeres Geschick ihn frühe mit Männern in Verbindung gebracht, die ihm solche Ansicht zu eröffnen, oder ihn in solcher festzuhalten im Stande gewesen wären. Sein Geist war dieser Beruhigung empfänglich, sein edles Herz, sein dringendes Verlangen nach Wahrheit war ihrer würdig, und, wir getrauen uns es zu behaupten, — er ist in seinen besten Stunden nicht ohne deren Ahnung geblieben! — Doch wir glauben genug gesagt zu haben, um jeden denkenden und billigen Leser zu überzeugen, daß nicht die mindeste Schuld auf Friedrich deshalb laste, weil er zu einer Gewißheit, die er so angelegentlich wünschte, nicht gelangt ist. Nur einen Fehler hat er freilich in dieser Hinsicht als Regent begangen. Er war, wie wir bereits bemerkt, äußerst vorsichtig, um die beruhigende Ueberzeugung derer, mit welchen er nähern Umgang hatte, nicht zu stören, aber er bewies nicht gleiche Vorsicht in Rücksicht der Wirkung seiner nicht zurückgehaltenen religiösen Meinungen im Allgemeinen und auf Entferntere, weil er deren Einfluß auf das Volk und dessen Sittlichkeit nicht genug beachtete. Doch weiter unten wird der geeignete Ort seyn, von diesem Fehler noch etwas zu sagen.

Eine

Eine Begebenheit, welche noch während der ersten Jugend Friedrichs den bedeutendsten Einfluß auf seine Ansicht der Welt und seinen sittlichen Charakter gehabt hat, und welche den schon berührten Begebenheiten nach einige Jahre vorherging, war die erste Reise, welche er zu Anfang des Jahrs 1728 mit seinem Vater nach Dresden zum Besuch des Königs von Polen, Churfürsten von Sachsen, August II [43]), machte. Hier eröffnete sich dem eben aufblühenden Jünglinge von sechszehn Jahren eine neue, ihm bisher ganz unbekannt gebliebene Welt. Nichts konnte einander mehr entgegen gesezt seyn, als der damalige Dresdner und Berliner Hof. Am Leztern herrschte, nach dem Vorgange des Monarchen, strenger militairischer Ernst, immer rege Thätigkeit, große Ordnung und Spar-

43) August II, geboren 1670, wurde 1694 Churfürst von Sachsen und, nachdem er zur katholischen Kirche übergegangen, im Jahre 1697 König von Polen, verlor durch Karl XII, König von Schweden, 1706 die polnische Krone, erhielt sie nach der Schlacht von Pultawa 1710 wieder und starb 1733. In einem dem bekannten Baron von Pöllnitz zugeschriebenen Buch la Saxe galante, à Amsterdam 1734, sind einige der vielen Liebesabentheuer August II auf eine zwar etwas romanhafte Art beschrieben, doch ist der Grund historische Wahrheit, und dieses Königs persönlicher Charakter scheint richtig geschildert. Man hat behauptet, derselbe habe 352 natürliche Kinder gehabt.

Sparsamkeit bey den Männern, Sittlichkeit, äußerer Anstand und Häuslichkeit bey den Frauen. Viele besaßen diese Tugenden wirklich, bey andern wurde wenigstens der Schein derselben angenommen. Dagegen war der Hof Königs August II der glänzendste, aber auch der sittlich verdorbenste, den man damals in Deutschland, vielleicht in Europa, kannte. Das Laster und der sehr weit getriebene Leichtsinn zeigten sich an demselben ganz unverhüllt, und dieses um so mehr, da der Regent durch sein Beispiel aufmunterte. Statt der strengen, fast kleinlichen, Sparsamkeit der Hauswirthschaft seines Vaters sah der junge Friedrich an dem Dresdner Hofe Pracht und Ueberfluß jeder Art mit der üppigsten Verschwendung dargelegt. Die Erfüllung der Geschäfte der Regierung, welche an Friedrich Wilhelms I Hofe immer das Erste und Wichtigste blieb, war in Dresden eine kaum bemerkbare Nebensache, die in Zwischenstunden eilig abgemacht wurde. Der höchste Genuß jedes sinnlichen Vergnügens schien alleinige Bestimmung des Lebens zu seyn. Ein Fest drängte das Andere, und jede Kunst wurde aufgeboten, um das, was man am meisten fürchtete, Sättigung und Ueberdruß, möglichst lange fern zu halten. Ein solcher Anblick mußte auf den jungen Prinzen um so lebhafter einwirken, je mehr sein Alter ihn

für

für die neuen, ungewohnten Genüsse empfänglich machte, und je verführerischer derjenige war, der ihn zu denselben einlud. August II war ein Herr von vielem Geist, glänzendem Witz, einer hochherzigen, ritterlichen Gesinnung, dem edelsten äußern Anstande, den feinsten Sitten, der in jede seiner Bewegungen Grazie, in alle seine Unterhaltungen die höchste Anmuth zu legen wußte. Der eigne Genuß der Wollust genügte ihm nicht, er sah ungern, wenn Andere, gegen die er freundschaftlich gesinnt war, die Theilnahme an diesem Genusse weigerten, und durch ihre störrische Sittlichkeit ihm wegen seiner Ausschweifungen stillschweigend Vorwürfe machten. Es wäre für ihn ein großer Triumph gewesen, den König von Preußen zu bewegen, von seinen strengen Grundsätzen in Absicht ehelicher Treue etwas nachzulassen, und auch dessen Kronprinz die erste Anleitung zum Genuß der Wollust zu geben. Er machte deshalb einen Versuch, der aber bey dem Vater keinen guten Erfolg hatte. König Friedrich Wilhelm I fand sich sehr beleidigt, und drohete Dresden sofort zu verlassen, wenn je etwas Aehnliches unternommen würde. Dagegen gelang es ihm nur zu gut, die Unschuld des jungen Prinzen zu verführen 44).

44) Die Markgräfin von Bayreuth erzählt diesen zugleich auf die Keuschheit des Vaters und des Sohnes unter-nem-

Derselbe verliebte sich in eine der natürlichen Töchter des Königs von Polen, von welcher dieser aber sich durch-

nommenen Angriff in folgender Art: (S. Mémoires I. p. 103) Un soir, qu'on avoit sacrifié à Bacchus, le roi de Pologne conduisit insensiblement le roi dans une chambre très-richement ornée, et dont tous les meubles et l'ordonnance étoient d'un goût exquis. Ce Prince, charmé de ce qu'il voyoit, s'arrêta pour en contempler toutes les beautés, lorsque tout-à-coup on leva une tapisserie, qui lui procura un spectacle des plus nouveaux. C'étoit une fille dans l'état de nos premiers pères nonchalamment couchée sur un lit de repos. Cette créature étoit plus belle qu'on ne dépeint Vénus et les Grâces; elle offroit à la vue un corps d'ivoire, plus blanc que la neige et mieux formé que celui de la belle statue de Vénus de Medécis, qui est à Florence. Le cabinet qui enfermoit ce trésor, étoit illuminé de tant de bougies, que leur clarté éblouissoit, et donnoit un nouvel éclat à la beauté de cette déesse. Les auteurs de cette comédie ne doutèrent point que çet objet ne fit impression sur le coeur du roi, mais il en fut tout autrement. A peine ce prince eut-il jeté les yeux sur cette belle, qu'il se tourna avec indignation, et

durchaus nicht trennen wollte; er überließ ihm dagegen ein anderes sehr schönes Mädchen, welches

 dem

et voyant mon frère derrière lui, il le poussa très-rudement hors de la chambre, et en sortit immédiatement après, très-fâché de la piège, qu'on avoit voulu lui faire. Il en parla le soir même en termes très-forts à Grumbkow, et lui déclara nettement, que si on renouvelloit ces scènes, il partiroit sur-le-champ. Il en fut autrement de mon frère. Malgré les soins du roi, il avoit eu tout le temps de contempler la Vénus du cabinet, qui ne lui imprima pas tant d'horreur, qu'elle en avoit causé à son père. Il l'obtint d'une façon assez singulière du roi de Pologne.

Mon frère étoit devenu passionnément amoureux de la comtesse Orzelska, qui étoit tout ensemble fille naturelle et maîtresse du roi de Pologne: Sa mère étoit une marchande françoise de Varsovie. Cette fille devoit sa fortune au comte Rutowsky, son frère, dont elle avoit été maîtresse, et qui l'avoit fait connoître au roi de Pologne, son père, qui, comme je l'ai déja dit, avoit tant d'enfans, qu'il ne pouvoit avoir soin de tous. Cependant il fut si touché des charmes de la

Or-

dem Prinzen ohne des Vaters Wissen nach Berlin folgte und dessen erste Maitresse wurde. Diese Dresdner Reise brachte eine sehr große Veränderung in dem Charakter Friedrichs hervor. Er ergab sich für einige Zeit, wie seine Schwester erzählt, den Ausschweifungen der Wollust mit solcher Unmäßigkeit, daß seine Gesundheit dadurch litt. Es fehlt uns hierüber an allen nähern Nachrichten, und dieser Mangel allein beweist schon genug, daß diese jugendlichen Verirrungen nicht sehr lange gedauert haben können, und Friedrich bald von ihnen zu seiner gewöhnlichen Art zu leben zurückgekehrt seyn müsse. Denn die Ausschweifungen der Großen bleiben nie unbemerkt, und sie würden dieses um so weniger an einem Fürsten geblieben seyn, der nachher die Aufmerksamkeit der Welt in einem so hohen Grade aufgeregt hat, und

Orzelska, qu'il la reconnut d'abord pour sa fille; il l'aimoit avec une passion excessive. Les empressements de mon frère pour cette dame, lui inspirèrent une cruelle jalousie. Pour rompre cette intrigue, il lui fit offrir la belle Formera à condition qu'il abandonneroit la Orzelska. Mon frère lui fit promettre ce qu'il voulut, pour être mis en possession de cette beauté, qui fut sa première maîtresse.

und an dem Schwachen und Fehler irgend einer Art gewahr zu werden, und dieselben der Welt kund zu thun, so Viele sehr beflissen gewesen sind. Daß Friedrich nicht sehr lange Zeit, während seiner Jugend, sinnlichen Ausschweifungen im Uebermaas ergeben gewesen seyn könne, davon ist sein ganzes folgendes Leben der beste Beweis. Nur weil er seine Kräfte nicht früh vergeudet hatte, konnte er nachher einen so edlen Gebrauch von denselben machen; nur deshalb war er im männlichen Alter im Stande, so große, sein Gemüth oft hart angreifende, tief erschütternde Anstrengungen zu bestehen; nur dadurch wird seine wundervolle Thätigkeit, seine bis ins Alter aushaltende unerschöpfliche Heiterkeit erklärlich. Nie hat ein wüster Wollüstling, auch wenn er mit den gröbsten Ausschweifungen schon früh aufgehört und seinen Körper nicht ganz geschwächt hatte, eine solche Kraft, eine solche Thätigkeit und eine solche frohe Heiterkeit während seines ganzen Lebens bis ins Alter bewiesen, wie wir sie bey Friedrich bemerken. Diese unläugbaren Thatsachen, die kein Mensch verkennen kann, der Friedrichs öffentliche Thätigkeit im Kriege und im Frieden, und sein Privatleben in dieser langen Reihe von Jahren betrachtet, widerlegen alle Lästerungen, welche man zu verbreiten gewagt hat: „Es sey Friedrichs Jugend

„durch häufige grobe Ausschweifungen befleckt und „dadurch ihm für das übrige Leben Kraft und Frohsinn benommen worden.“ — Lästerungen, zu deren Behauptung auch nicht der mindeste historische Grund je hat angeführt werden können, und die wider alle psychologische Wahrscheinlichkeit sind. Doch wir weilen nicht länger bey solchen Unwürdigkeiten, verweisen aber auf das, was wir über dieselben in der Beilage M. an mehrern Stellen gesagt haben.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, in welchem Friedrich seine große Bestimmung eines Regenten wirklich zu erfüllen anfangen sollte, um so angelegener wurde es ihm, sich deren Pflichten genau bekannt zu machen. So sehr er auch das Nachdenken über die philosophischen Gegenstände, welche dem Menschen die höchsten und wichtigsten sind, liebte, und so eifrig er sich damit beschäftigte, seine Gedanken über dieselben einigermaßen zu ordnen; so fühlte er doch von früher Jugend an, daß er nicht zum Grübeln, sondern zum Handeln bestimmt sey, und zwar zu einem solchen, das für das Wohl einiger Millionen Menschen von höchster Wichtigkeit seyn werde. Dieses Handeln hat er daher während seines ganzen Lebens dem Nachdenken

ken immer vorgezogen. Jenes war ihm Beruf, dieses Erholung und Befriedigung seiner edlen Wißbegierde. Schon in früher Jugend, in der Stille von Rheinsberg, faßte er den Vorsatz, die Pflichten seiner künftigen Bestimmung, so gut wie irgend möglich, zu erfüllen und in dieser Erfüllung sein höchstes Vergnügen zu suchen, ein Vergnügen, dem jeder andere geistige, so wie sinnliche Genuß stets untergeordnet seyn sollte. Daß Friedrich seinen Lebensplan hiernach schon in der Jugend entworfen, ist eine Eigenthümlichkeit, die ihn vor gewöhnlichen Menschen seiner und anderer Klassen auf das edelste auszeichnet. Diese pflegen in das thätige Leben einzutreten, ohne je darüber nachgedacht zu haben, was durch dasselbe für sie selbst und für Andere eigentlich bewirkt werden soll. Ihre Handlungen haben keine andern Gründe, als die nächsten äußern Umstände und der Rath ihrer Umgebungen. Das Gewirre des Lebens reißt sie fort und sie sind schon in voller Thätigkeit begriffen, ehe sie nur einmal die Frage: zu welchem Ziel und Ende? sich selbst vorgelegt haben. Nicht so Friedrich. Es war sein angelegenstes Geschäft, sich deutliche Begriffe von dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und von dem Zwecke der Regierung zu machen. Deshalb las er Geschichte, verglich alte und neuere

Zei-

Zeiten und machte Bemerkungen über die Fehler, welche von Regenten begangen, und über die Mittel, durch die sie vermieden oder verbessert worden. Seine früheste uns aufbehaltene Schrift, der wir bereits erwähnt haben, bewährt, wie reif er schon als Jüngling die Verhältnisse der Staaten und die Absichten der verschiedenen Kabinette beurtheilte. Den stärksten Beweis aber seines ernstlichen Nachdenkens über die Staatswissenschaft gibt die Widerlegung des berüchtigten Buchs des Machiavelli, vom Fürsten, die er im lezten Jahre vor der Thronbesteigung mit reifster Ueberlegung geschrieben und die er zur Bekanntmachung, um dadurch zu nüzen, bestimmt hatte. Durch diese Schrift sind uns also ganz eigentlich die Gesinnungen und Vorsätze dargelegt, mit denen Friedrich seine Regierung angetreten hat. Wir finden darin die hellesten Begriffe, die edelsten Grundsätze über die Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft und der Regierung. „Nicht um der Regenten willen sind die „Völker, sondern jene um dieser willen vorhanden. — „Die Könige sind die ersten Diener der Staaten, „und von jeder Verwendung ihrer Kräfte und ihrer „Zeit Rechenschaft schuldig. — Die Erfüllung dieses „edlen Berufs ist die wesentliche Bedingung, so „wie der Sicherheit, also auch des persönlichen

„Glücks

„Glücks der Regenten. — Kein anderes Vergnügen,
„welches es sey, keine Befriedigung irgend einer
„Leidenschaft, kann den Regenten je so glücklich ma-
„chen, als das Bewußtseyn, seine Pflichten mög-
„lichst vollkommen erfüllt zu haben; seine Thätig-
„keit muß unabläßig auf dieses Ziel gerichtet seyn.
„Wer sein Glück in irgend etwas Anderm finden
„kann, ist unwerth, auf der hohen Stelle des
„Oberhaupts eines Volks zu stehen. — Nichts in der
„Welt vermag einen Staat blühend und mächtig zu
„machen, als wenn alle seine Glieder sich bey ihrem
„Eigenthum vollkommen sicher und gegen jeden
„Druck geschüzt wissen, und in allen ihren Hand-
„lungen, die dem gemeinen Wohl nicht widerspre-
„chen, der unbeschränktesten Freiheit genießen;
„wenn jeder Einzelne alle seine Rechte nach densel-
„ben allgemeinen Vorschriften geltend machen kann.
„Nur bey Unterthanen, die diese Folgen einer wohl-
„geordneten bürgerlichen Gesellschaft wirklich genie-
„ßen, ist wahre Anhänglichkeit an den Regenten,
„ist Vaterlandsliebe und Bereitwilligkeit, derselben
„Alles, auch das Leben zu opfern, denkbar. —
„Strenge Redlichkeit und treues Worthalten ist in
„allen Fällen die einzig wahre Politik. Trug und
„Lügen können nur unsichere, vorübergehende Vor-
„theile gewähren und führen ihre Ausüber zum ge-

„wis-

„wissen Verderben. Jeder ehrsüchtige Versuch, die „Gränzen seines Reichs mit Verletzung der Rechte „Anderer zu erweitern, ein fremdes Volk wider „dessen Willen zu unterwerfen, oder das eigene sei„ner Rechte zu berauben — ist höchste Thorheit, „die sich allemal durch ihre Folgen fühlbar be„straft." — Dies sind die Grundsätze, welche Friedrich in dem Anti-Machiavell 45) niedergelegt und mit höchster Klarheit und lebendiger Ueberzeugung vorgetragen hat, wie es vorher noch wohl niemals, von einem Thronerben gewiß nie, geschehen war. Er ist diesen Grundsätzen sein ganzes Leben hindurch unwandelbar treu geblieben, wie alle seine folgenden Schriften 46), seine vertrautesten Briefe, noch mehr, wie es die Handlungen seiner Regierung beweisen. Wäre Letzteres auch nicht in einem so hohen Grade der Fall, wie es dieses wirklich ist; hätte Friedrich auch noch öfterer, wie es geschehen, sich zu Verletzung der sich selbst gegebnen Vorschrif-

ten

45) Mehreres über denselben, was wir hier nachgelesen wünschen, s. in der Beilage M. II. 1.

46) Die lezte Schrift politischen Inhalts, wenige Jahre vor Friedrichs Tode geschrieben, enthält ganz dieselben Grundsätze, zu denen er sich im Anti-Machiavell bekannte und mit gleicher Stärke ausgedrückt. S. Beilage M. II. 4.

ten hinreißen lassen; so würde dadurch nichts Anderes bewiesen, als daß er ein Leidenschaften und Irrthümern unterworfener Mensch, wie jeder Andere, gewesen sey. Die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugungen, der Ernst seiner gefaßten Vorsätze, der reine sittliche Adel seiner Seele würden nicht minder wahr seyn, hätten seine Handlungen auch noch öfterer den Grundsätzen widersprochen, deren Richtigkeit er in den heitern Stunden ruhigen Nachdenkens erkannt hatte.

Seit der lezten Aussöhnung Friedrichs mit seinem Vater, welche auf den Küstriner Arrest folgte, besonders seit er 1733 sich nach des Vaters Willen mit einer braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine 47) vermählt hatte, wurde

47) Sie war die Tochter Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren 1715, hat Friedrich überlebt und ist 1797 gestorben. Sie hat während ihres ganzen Lebens allgemeine Verehrung und Liebe genossen. Ihr Geist war sehr gebildet, und das Lesen guter Bücher war ihr Hauptvergnügen. Merkwürdig ist, daß auch sie, gleich ihrem Gemahl, sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftiget hat, nämlich mit Uebersetzen ins Französische von religiösen und moralischen deutschen Schriften, die ihren vorzüglichen Beifall hatten. Meusel im Lexikon der vom

wurde sein Leben, wie wir bereits bemerkten, ruhiger und heiterer. Friedrich Wilhelm I hielt sein gegebnes Wort, daß er über die unangenehmen Vorfälle seinem Sohn nie wieder Vorwürfe machen werde. Er bezeugte ihm oft großes Wohlgefallen, redete mit ihm zuweilen von Geschäften, ließ ihn den Sitzungen der höchsten Staatsbehörden beiwohnen und gab ihm Beweise seines Vertrauens, seiner Liebe und völliger Zufriedenheit, welches den Prinzen allemal hoch erfreute [48].

Friedrichs Briefe an seine Vertrautesten während dieser Periode beweisen, wie inniges Vergnügen ihm das Studieren, die Ausbildung und Verehlung seines Geistes und Charakters, die Vorbereitung zu seiner künftigen Bestimmung gemacht haben [49]. Nur einmal wurde dieses ruhige Leben des

---

vom J. 1750 verstorbenen deutschen Schriftsteller Bd. III. gibt das Verzeichniß derselben, und man bemerkt unter ihnen die Schriften von Spalding, Sack, Gellert, Hermes, Sturm und Andern.

48) Es ist dieses besonders in den Lettres avec Mr. de Camas rührend ausgedrückt. S. Beilage M. Nr. 5.

49) So schreibt er am 15ten November 1737 an Suhm: J'etudie de toutes mes forces, je fais tout ce que

des Kronprinzen unterbrechen, wie er im Jahr 1734 seinen Vater und dessen Hülfscorps an den Rhein begleitete. Wenn auch die Unthätigkeit des Feldzuges nicht erlaubte, in der Kunst des Kriegführens etwas zu lernen, so suchte der Prinz doch seinen Aufenthalt bey der kaiserlichen und Reichs-Armee möglichst lehrreich für sich zu machen, indem er von deren innern Einrichtungen und Oekonomie sich unterrichtete. Ein Gleiches versuchte er bey der französischen Armee, die zu sehen er die Erlaubniß erhielt. Die persönliche Bekanntschaft des Prinzen Eugen von Savoyen zu machen, war ihm natürlich sehr wichtig, und wenn gleich er diesen großen Feldherrn nur noch in der Hinfälligkeit des Alters und der Schwäche sehen konnte, so benuzte er doch jeden Augenblick, um von ihm zu lernen, und bezeugte, [illegible] dem-

[illegible]
que je puis pour acquérir les connoissances qui me sont nécessaires pour m'acquitter dignement de toutes les choses qui peuvent devenir de mon ressort; enfin je travaille à me rendre meilleur, et à me remplir l'esprit de tout ce que l'antiquité et les tems modernes nous fournissent de plus illustres exemples. S. Correspondance avec de Suhm II. p. 299.

demselben hohe Achtung, nicht nur, weil der Vater sie vorgeschrieben hatte, sondern weil er sie wirklich empfand. Sein ganzes Leben hindurch ist diese Achtung für Eugen bey Friedrich ungeschwächt geblieben, und jener soll auch von diesem vorausgesagt haben, daß er zu einem großen Feldherrn geboren sey.

Diese schöne Jugendzeit, die Friedrich so trefflich anwandte, dauerte nicht so lange, als bey der guten Constitution und dem noch nicht hohen Alter des Vaters gehofft werden konnte. Friedrich Wil-
1740 helm I starb im ein und funfzigsten Jahre, und so
d. 31ten May. gelangte Friedrich zur Regierung, nachdem er mannichfache Erfahrungen gemacht, Menschenkenntniß erworben und in der Ruhe des Nachdenkens sich zu seiner Bestimmung vorbereitet, auch zugleich Vergnügen jeder Art genug genossen hatte, um, nachdem die Wahl nur von seinem Willen abhing, diese desto sicherer treffen zu können. Seine körperliche Gesundheit, die vorher mehrmalen Besorgnisse erregt hatte, war nunmehr gestärkter. Friedrich stand in männlicher Jugend, dem acht und zwanzigsten Lebensjahre, als er zum Besitz des Thrones gelangte. Sein Plan, welchen Gebrauch er von diesem Besitz machen wollte, war lange vor-

her

her gebildet. Man hat erzählt, daß Friedrich anfangs, gleich dem Herkules des Prodikus, zwischen den Annehmlichkeiten eines der Wollust gewidmeten Lebens, und zwischen Thätigkeit und Ruhm unentschieden gewankt, und nicht ungeneigt gewesen sey, sich für die erstere Seite zu bestimmen, als plözlich einer der ältern Räthe seines Vaters zu ihm eingetreten sey, und ihn mit dessen Entwürfen, welche Preussen zu Größe und Ehre führen sollten, bekannt gemacht habe, zu deren Ausführung alles vorbereitet sey. Friedrich, hiedurch erschüttert, habe sofort seinen ersten Entschlüssen entsagt, und entgegengesezte Vorsätze gefaßt, denen er während seines ganzen Lebens treu geblieben. Dieses Geschichtchen [90]) ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Erdichtung. Nicht erst nachdem er die Regierung angetreten, faßte Friedrich Vorsätze, zu welchem Ende und in welcher Art er dieselbe führen wollte. Schon längst hatte er,

F 2 durch

90) Man findet dasselbe in: Histoire de l'anarchie de Pologne par Rulhière, à Paris 1807. T. IV. p. 142. einem sehr schätzbaren Werke, dessen Verfasser aber zu ächten Nachrichten über Friedrich, besonders während der frühern Jahre, keinen Zugang gehabt. Kein von Friedrichs Angelegenheiten besser unterrichteter Schriftsteller hat dieser Anekdote je erwähnt.

durch reifes Nachdenken gebildet, deshalb seine Plane gemacht, wie wir bereits bemerkt haben, und wie es der Anti-Machiavell und die während seiner Jugend geschriebenen Briefe unumstößlich beweisen. Er hatte der Regierung seines Vaters mit großer Aufmerksamkeit zugesehn, und war überzeugt, daß in den meisten Punkten dieselbe auf sehr weisen und wohl überdachten Grundsätzen ächter Staatsklugheit, großer Ordnung, strenger Gerechtigkeit und weiser Sparsamkeit beruhe. Er behielt diese Grundsätze bey und vermied durchaus alle auffallenden Reformen. Was er im Bestehenden zu ändern nöthig fand, geschah langsam, ohne Geräusch und nach reifer Ueberlegung. Alle Minister des vorigen Königs wurden bestätigt, und Friedrich hörte und achtete ihren Rath; aber die Grundmaxime Friedrich Wilhelms I., aus dem Kabinet selbst zu regieren, seine Minister nicht vereint im versammelten Rath, sondern jeden einzeln durch ihre schriftlichen Vorträge anzuhören, und in allen wichtigen Dingen die Entscheidung sich selbst vorzubehalten, behielt er bey, weil sie seinen Begriffen von den Pflichten eines Königs und von dem hierdurch zu bewirkenden größern Wohl des Staats gemäß war.

Diese Art der Regierung war damals dem preußischen Staate vor allen andern eigen. In frühern Zeiten war es im Brandenburgischen, wie wohl allenthalben, Sitte gewesen, daß der Regent über die wichtigsten Angelegenheiten mit einigen Räthen, denen er die besten Einsichten zutraute, und zu deren Gesinnungen er das vorzüglichste Vertrauen hatte, berathete, und nachdem er derselben einstimmige oder von einander abweichende Meinungen gehört, für dasjenige entschied, was ihm dem Wohl des Ganzen und der Gerechtigkeit am gemäßesten schien. Diese unstreitig natürlichste Art die Regierung eines Landes zu besorgen, nachdem sie im Brandenburgischen, wie überall, lange auf alter Sitte beruht hatte, wurde allmählig an festere Formen gebunden. Die Geschäfte wurden nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit unter mehrere Staatsbedienten vertheilt, deren jeder einen eigenen Wirkungskreis erhielt. Aber das Wesentliche blieb immer, der Regent selbst, in der Mitte seiner vertrautesten Räthe, denen die einzelnen Zweige der Verwaltung anvertraut waren, faßte, nachdem er alle gehört, die lezte Entscheidung ab, und ertheilte Vorschriften für die Bearbeitung aller derjenigen Angelegenheiten, welche nicht bis zu dem höchsten Rathe gebracht wurden, und die den untern Behörden über-

lassen blieben. Im Brandenburgischen bewirkte diese
1605 festere Ordnung zu Anfange des siebzehnten Jahr-
d. 5ten Jan. hunderts Churfürst Joachim Friedrich durch Errichtung eines geheimen Staatsraths, in welchem er selbst den Vorsitz führte. So natürlich und einfach diese Einrichtung war, so fehlte es derselben doch nicht an mancherley Unbequemlichkeiten, welche immer fühlbarer wurden, je mehr der Staat an Umfang, seine Verhältnisse und Angelegenheiten an Verwickelungen zunahmen, und auch die Angelegenheiten der einzelnen Unterthanen durch wachsenden Wohlstand und zugenommene Cultur vielseitiger und schwerer zu entscheiden wurden. Natürlich hatten nicht alle Regenten Geisteskraft und Neigung zu ihren Geschäften genug, um in Betreibung derselben eine nie nachlassende Ordnung und Thätigkeit zu beweisen; dagegen fehlte es unter den Räthen nie an solchen, welchen die bey der Sorglosigkeit des Herrn ihnen zufallende höchste Entscheidung aller Dinge sehr angenehm war, und die deshalb den Regenten gern aller Mühe enthoben. Unter diesen Räthen aber war nicht immer Einigkeit der Ansichten und Zwecke. Sie wurden durch verschiedene Leidenschaften bewegt, hierdurch entstanden Zwiste, zu deren Entscheidung die Einsicht des Oberhaupts nicht immer hinreichte. So kamen Stockungen

aller

aller Art, die Ordnung, die Zeit, in welcher die Geschäfte im höchsten Rathe betrieben werden sollten, waren nicht bestimmt genug; die Gränzen der Wirkungskreise nicht immer entschieden. So konnte nicht Eins das Andere unterstützen, und der Fortgang des Ganzen wurde, statt befördert, vielmehr überall gehemmt. Man fand unaufhörlich Veränderungen und Nachhülfen der frühern Einrichtung nöthig; schwere Zeiten kamen hinzu, schwache und unthätige Regenten überließen die Geschäfte ihren vertrautesten Räthen, diese wieder untern Staatsbedienten, oft wirkten Lieblinge und Menschen ohne eigne Verantwortlichkeit ein. Kräftige und einsichtsvolle Herren wollten selbst regieren, entschieden nach eigener Einsicht oder mit Benutzung des Raths weniger Vertrauten. Der höchste Staats-Rath verlor hierdurch an Einfluß und Ansehn, Willkühr und Leidenschaft gaben öfterer den Ausschlag, als reife Ueberlegung und Einsicht [51]). Der Regent, welcher alles selbst sehen und

51) Eine gründliche auf archivalischen Nachrichten beruhende Geschichte des brandenburgischen Staats-Raths nach seinen äußern Veränderungen hat Herr Cosmar, Archiv-Assistent, geliefert unter dem Titel: Der königlich preußische Churfürstlich brandenburgische wirkliche Geheime Staats-Rath

und entscheiden wollte, wurde mit Geschäften überhäuft, in kleinliche Ansichten verwickelt. Dies war sogar der Fall des grossen Churfürsten, doch wurden unter ihm und seinem Nachfolger König Friedrich I die Geschäfte besser geordnet, besonders die verschiedenen Wirkungskreise zweckmässig abgetheilt. König Friedrich Wilhelm I brachte hierin eine noch vollkommnere Einrichtung zu Stande, die aber in der bisher hergebrachten Art zu regieren eine wesentliche Veränderung zur Folge hatte. Er machte nämlich drey Hauptabtheilungen aller Geschäfte: 1) derer, die mit auswärtigen Staaten abzumachen waren; 2) die, welche die innere Verwaltung nach allen Rücksichten, Finanzen und Abgaben aller Art, betrafen; 3) die, welche die Justiz angingen, mit denen auch die Lehns-, geistlichen und Schulsachen verbunden waren. Jede dieser Abtheilungen wurde einigen obersten Räthen, welche den fremden Namen Staats-Minister schon

Rath an seinem zweihundertjährigen Stiftungstage. Berlin 1805. Die mannichfachen aus der Natur der Sache folgenden Gebrechen und Mängel, die öftern Veränderungen dieser obersten Staatsbehörde von ihrem Ursprunge an, bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts, sind in diesem Aufsatze sehr gut beschrieben, und dadurch ist bestätigt, was von uns hier im Allgemeinen gesagt worden.

schon unter dem grossen Churfürsten erhalten hatten, anvertraut, und in jeder Abtheilung waren die Geschäfte wiederum theils nach ihrer Natur, theils nach den Provinzen getrennt, und für jedes Fach wurden besondere Minister mit ihnen zugetheilten Räthen bestimmt. Das Oberhaupt aller blieb der König. Er behielt sich ausdrücklich vor, den Versammlungen aller obersten Behörden persönlich beizuwohnen. Es ist dieses aber wohl nur selten von ihm geschehn, ausser in derjenigen obersten Behörde, welcher die Verwaltung der gesammten innern Angelegenheiten und der Finanzen anvertraut war, und welche den langen Namen General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorium erhielt [12]), von welcher der König sich ausdrücklich zum Präsidenten ernannte, deshalb in den Sitzungen ein Sessel immer bereit gehalten wurde, welcher in seiner Abwesenheit leer blieb. Aber die grosse Mannichfaltigkeit der Geschäfte, die von dieser Behörde verhandelt wurden, machte bald

 noth-

12) Mit dem Kriege selbst hatte diese Behörde (so wie auch die derselben in den Provinzen untergeordneten Kriegs- und Domainen-Kammern) eigentlich nichts zu thun, aber sie verwaltete das Oekonomische der Truppen, und auch diejenigen Steuern, welche zur Erhaltung des Heeres bestimmt waren; daher der Name.

nothwendig, auch sie in mehrere Abtheilungen zu trennen. Unter Friedrich II, der diese Einrichtung ganz beibehielt, waren dieser Abtheilungen sechs, deren jeder ein Minister vorstand, dem mehrere Räthe zugeordnet waren, welche die einzelnen Sachen bearbeiteten und vortrugen. Eben so waren die Justizgeschäfte unter die Minister dieses Faches (zu Friedrichs II Zeit vier) getheilt, die aber die einzelnen Sachen selbst bearbeiteten und im versammelten Rath aller Justiz-Minister sie vortrugen und entschieden. Unter der Leitung und Aufsicht dieser obersten Behörden wurden die innern Geschäfte in den Provinzen von den Landes-Collegien betrieben, von denen diejenigen, welche die Rechts-, Lehns- und geistlichen Sachen besorgten, Regierungen, und die, denen die innere Verwaltung und die Finanzen anvertraut waren, Kriegs- und Domainen-Kammern hiessen. Unter diesen Landes-Collegien standen die Unterbeamten in den Städten und auf dem platten Lande.

Durch diese Vertheilung gewann die Betreibung der Geschäfte sehr an leichterer Uebersicht, pünktlicher Ordnung und Schnelligkeit der Ausführung. Aber der bis dahin gewesene höchste Staats-Rath mußte an Bedeutsamkeit und Einfluß nothwendig

der-

verlieren. Da alle Geschäfte von den besondern Abtheilungen der errichteten obersten Behörden ohne Zuziehung der andern abgemacht wurden, so blieben für den gesammten Staats-Rath nur diejenigen übrig, bey welchen alle Abtheilungen, oder doch mehrere derselben, ein Interesse hatten. Nur in diesen seltenen Fällen traten die Chefs aller, oder doch mehrerer Haupt-Abtheilungen zur gemeinsamen Berathung zusammen. Eine solche Versammlung hieß unter Friedrich II der große Staats-Rath, der in der Regel jeden Monat nur Einmal statt fand. Die schon bemerkte Versammlung sämmtlicher Justiz-Minister aber hieß der kleine Staats-Rath, und wurde wöchentlich zweimal gehalten. In eben der Art kam sogar auch das ganze General-Direktorium nur selten zusammen, nämlich nur dann, wenn ein Geschäft mehrere Abtheilungen desselben anging. In der Regel machte jede besondere Abtheilung dieser obersten Behörde die ihr angewiesenen Sachen für sich allein ab, ohne daß eine der andern dabey zutrat, oder nur daran Kenntniß nahm.

König Friedrich Wilhelm I hat diesen Versammlungen der obersten Behörden nur sehr selten, und Friedrich II, so viel uns bekannt, niemals

bey

beygewohnt, es müßte denn in den frühern Zeiten seiner Regierung bey dem General-Direktorium zuweilen der Fall gewesen seyn. Dagegen mußten unter beiden Monarchen alle Sachen von Wichtigkeit von den Chefs der Abtheilungen, für die sie gehörten, dem Könige in schriftlichen Berichten vorgetragen und seine Entscheidung eingeholt werden. Auch jedes Provinzial-Collegium und jede Unterbehörde und Corporation, ja jeder einzelne Unterthan, hatten die Erlaubniß, in jeder Angelegenheit und mit jedem Gesuche sich unmittelbar an den König zu wenden. Diese Erlaubniß wurde häufig benutzt und unter Friedrich II. wurde es mit der Selbstregierung, die er vom Vater beibehielt, in folgender Art gehalten: Jeden Tag gingen Berichte, Schreiben und Vorstellungen in großer Menge ein. Die dazu bestellten Kabinets-Sekretarien (in der Folge Geheime Kabinets-Räthe betitelt) nahmen dieselben an. Bey den Sachen, welche von den verschiedenen Ministerien, Generalen, Gesandten und überhaupt öffentlichen höhern Behörden kamen, hatten sie nichts weiter zu thun, als alles zu einem Fache Gehörende zusammen zu legen und am frühen Morgen uneröffnet zum Könige zu befördern. Alle diese von öffentlichen Behörden kommende Sachen las der König und

einsehn und setzte an den Rand mit kurzen Worten seine Entscheidung. Die Kabinets-Räthe hatten dann auch hierbey nichts weiter zu thun, als jede einzelne Sache wieder an die Behörde zu befördern, von der sie gekommen war. Forderte jedoch ein Gegenstand längere Antwort, so diktirte sie der König entweder wörtlich, oder gab einem der Kabinets-Räthe auf, die Antwort, deren Hauptinhalt er vorschrieb, in eine Kabinets-Resolution zu fassen. Nach Abmachung dieses Geschäfts ging der König zu den von Privatpersonen eingegangenen Vorstellungen über. Die Kabinetsräthe hatten dieselben bereits erbrochen und gelesen. Sie kamen mit denselben einen nach dem andern, wenn sie gerufen wurden, zum König und trugen ihm jede einzelne Sache vor. Der König erklärte hierauf, was geantwortet werden sollte, welches der Kabinetsrath mit kurzen Worten auf die Eingabe bemerkte und hiernach den Bescheid entweder selbst ausfertigte, oder durch einen andern Kabinetssekretär ausfertigen ließ, den der König nachher unterzeichnete. Diesen Geschäften waren allemahl die ersten Morgenstunden jedes Tages gewidmet. Die Antworten, die der König vorgeschrieben hatte, wurden noch am selbigen Tage ausgefertigt, allemal vom Könige selbst unterschrieben oder, wenn Unpäßlichkeit

die-

dieses verhinderte, in seiner Gegenwart mit dem Kabinetssiegel untersiegelt, und daß dieses aus dem eben erwähnten Grunde geschehn sey, ward daneben bemerkt. Noch am Abend desselben Tages gingen alle diese Antworten ab, es blieb also nie etwas liegen. In höchst seltenen Fällen, wo ein angebrachtes Gesuch sehr ungereimt war, ließ der König eine solche Eingabe sogleich vernichten und antwortete auf dieselbe gar nicht. Bey dieser Ordnung und Pünktlichkeit konnte jeder, der sich an den König wandte, nach Verhältniß der Entfernung seines Wohnortes von der Residenz des Monarchen und des Postenlaufs mit Gewißheit den Tag bestimmen, an welchem er die Antwort erhalten müßte; bekam er sie alsdann nicht, so erhielt er sie nie 53).

Diese regelmäßige Thätigkeit ging ganz unausgesetzt fort. Kein Festtag, keine Reise, kein fremder Besuch, keine Unpäßlichkeit des Königs konnte denselben je bewegen, sein Geschäft auch nur einen einzigen Tag auszusetzen. Alles wurde auf der

Stelle

53) z. B. wer in Berlin Abends 6 Uhr seine Vorstellung zur Post gab, hatte am Abend des andern Tages zur gleichen Stunde die Antwort des Königs, vorausgesetzt, daß dieser in Potsdam war.

Stelle entschieden, insofern es die Lage einer jeden Sache erlaubte [54]). Der König ging darin fast zu weit, daß er alle und jede Sachen beantwortete, besonders that er dieses bey den Klagen der Leute gemeinen Standes, gegen die er (weil er glaubte, daß ihre Angelegenheiten von den Behörden öfters vernachläßigt und mehr begünstigten nachgesezt würden) eine fast unglaubliche Nachsicht und Geduld bewies. Es sind uns Fälle bekannt, daß solche Leute ganz unvernünftige Beschwerden dem Könige mit denselben Umständen binnen ganz kurzer Zeit vier- bis fünfmal vorgebracht haben, und eben so oft von ihm umständlich die Gründe ihnen vorgehalten sind, warum die Bitte nicht gewährt werden könne, oder die Behörden, für welche die Sache sich eignete, immer wiederholte Aufträge erhielten, alle und jede Umstände nochmals mit größter Genauigkeit zu untersuchen und über deren Bewandniß zu

54) Es versteht sich also von selbst, daß diese Entscheidungen in sehr vielen, ja wohl den meisten Fällen, nicht definitiv seyn konnten. Sie bestanden sehr oft nur in der Benachrichtigung, es sey von der geeigneten Behörde Bericht erfordert, nach dessen Eingang weiter verfügt werden solle, oder, es sey dieser Behörde Untersuchung und Abmachung der Sache aufgetragen, oder auch, der Beschwerdeführende habe zuvörderst noch diesen oder jenen Umstand zu erläutern, u. s. w.

zu berichten. Bey dem unvergleichlichen Gedächtniß, das der König besaß, erinnerte er sich solcher Aufträge oft noch nach geraumer Zeit, und er unterließ gewiß nicht, die aufgegebenen Berichte anzuerinnern, wenn sie ihm länger, als erforderlich, auszubleiben schienen. Allemal nahm er es sehr übel auf, wenn bey Untersuchung der Klagen der Unterthanen nicht die größte Sorgfalt bewiesen und durch Fahrläßigkeit oder gar üblen Willen neue Beschwerde veranlaßt wurde. Es war zwar mehrere Male befohlen, es solle kein Unterthan sich unmittelbar an den König wenden, wenn nicht vorher sein Gesuch der geeigneten Behörde vorgetragen und von derselben ein Bescheid ertheilt wäre, welcher der Vorstellung an den König beigelegt werden sollte. Aber es wurde auf Beobachtung dieser Verordnung keinesweges strenge gehalten, und wir glauben, daß wegen deren Verletzung nicht oft Jemand gestraft sey. Die große Nachsicht des Königs, welcher auch die unbegründetsten Beschwerden der Unterthanen immer annahm, hatte die üble Folge, daß die Unterbehörden durch sehr unangenehme Berichts-Erstattungen ermüdet wurden, und diejenigen, von welchen dergleichen Berichte oft gefordert werden mußten, und welche in deren Erstattung nicht völlig befriedigten, mußten besorgen, daß wegen sie ein

übler

übler Eindruck beim Könige gemacht sey. Denn derselbe hatte nun einmal die Meinung, welche er sich nicht nehmen ließ, daß öftere Klagen der Unterthanen, wenn auch der Grund derselben im einzelnen Falle nicht immer erwiesen werden könne, doch nicht leicht ohne Schuld der vorgesezten Behörden gemacht würden. Doch war dieses wirklich gar nicht selten der Fall. Die große Nachsicht des Königs brachte noch den Misbrauch hervor, daß schlechte, aber des Geschäftsganges einigermaßen kundige Menschen, ein eigenes Gewerbe daraus machten, für Klage führende Unterthanen Bittschriften zu entwerfen. Diese Leute zogen im Lande umher, lockten durch ihre Gespräche Beschwerden heraus, und hezten, die Einzelnen sowohl als ganze Gemeinden, zu deren Vorbringung auf, deren Besorgung bis an den König sie selbst übernahmen und die darauf ertheilten Antworten dann im Triumph zurückbrachten. Es wurde dieses Verfahren zwar verboten, aber selten ist ein solcher Winkelschriftsteller (wie man diese Leute nannte) ernstlich bestraft. Das Justiz-Ministerium machte einst dem Könige Vorstellung über diesen Unfug und über die Nothwendigkeit, demselben mit mehr Nachdruck zu steuern; aber der König antwortete: „er könne „hierunter nicht noch schärfere Verordnungen geben,

„als bereits erlassen wären; die armen Leute,“ fügte er hinzu, „haben zwar sehr oft Unrecht, aber „ich muß sie doch hören, denn dazu bin ich „da.“

Diese Art zu regieren, wo alle und jede Angelegenheiten von dazu bestimmten Behörden reiflich erwogen, die lezte Entscheidung aber dem Könige selbst vorbehalten war, und wo es von den Staatsbedienten und auch von den betheiligten Unterthanen selbst abhing, jede Sache bis zur Kenntniß des Regenten zu bringen und sie seiner Entscheidung zu unterwerfen, hatte, wenn sie mit einer solchen nie nachlassenden Thätigkeit, Ordnung und Aufmerksamkeit, wie Friedrich bewies, betrieben wurde, unstreitig ihr großes Gute. Der König konnte nicht durch mündliche Vorträge seiner obersten Räthe überrascht, noch durch dieselben zu einseitigen Ansichten und unangemessenen Entscheidungen verleitet werden. Einsam und ohne fremden Einfluß erwog er selbst die vorgebrachten Gründe, ließ das Mangelhafte in den ihm gemachten Vorstellungen ergänzen, und faßte seinen endlichen Entschluß nicht eher, bis er sich von allen bey einer Sache eintretenden Umständen vollständig unterrichtet glaubte. Die Minister oder andere Behörden wandten auf ihre

schrift-

schriftlichen Darstellungen den sorgfältigsten Fleiß, und bestrebten sich, in denselben Vollständigkeit, Bestimmtheit und Genauigkeit zu vereinigen, da sie wußten, welchem prüfenden Auge dieselben unterworfen wurden. Der König erforderte auch oft noch die Ansichten anderer Staatsdiener über dieselbe Sache, und, wenn sich irgend ein Widerspruch ergab, beruhigte er sich nicht eher, bis derselbe aufgeklärt war. Da auch der König die möglichste Kürze liebte, und von einer obern Behörde nicht gern einen Bericht las, der über eine, höchstens zwey Folio-Seiten lang war, so wurde die Kunst, mit wenig Worten, doch ohne Nachtheil der Deutlichkeit, auch die verwickeltsten Sachen vorzutragen, sehr geübt, und die in den preußischen Kanzeleyen aufgesezten Berichte unterschieden sich hierdurch vortheilhaft von allen andern. Da auch die Entscheidungen des Königs mit den sie veranlassenden Berichten aufgehoben wurden, so konnte über deren wahren Sinn in der Folge nicht leicht Zweifel entstehn, weil das Verhältniß, worin sich ein Geschäft in jedem Zeitpunkt befunden, in den darüber geführten Verhandlungen immer völlig entwickelt vor Augen lag, und die Gründe, welche die Entscheidung bewirkt hatten, auch nach langer Zeit nicht verborgen oder verdunkelt werden konnten. Der Gedanke der Möglichkeit,

daß jede Sache irgend einmal vom Könige selbst, auch in ihren kleinsten Beziehungen, untersucht und jeder begangene Fehler von ihm bemerkt werden könne, gab allen Beamten eine heilsame Scheu, und war Beweggrund zu der möglichsten Aufmerksamkeit; den Unterthan aber belebte es mit dem zuversichtlichsten Vertrauen, daß er sich versichert hielt, es hange nur von ihm selbst ab, seine Sache bis zur Kenntniß des Königs zu bringen, und bey diesem werde kein Einfluß eines Mächtigern, kein näherer Zutritt, keine persönliche Gunst einer gerechten Entscheidung je nachtheilig seyn. Die große Strenge, welche der König hierin bewies, war allgemein bekannt; auch die täglichen Umgangsgenossen durften ihm ihre Privat-Angelegenheiten nie mündlich vortragen, wenn sie es schriftlich versuchten, wurden ihre Vorstellungen an die Behörden verwiesen, für die sie sich eigneten, und deren Entscheidung, ohne alle Einwirkung des Königs, überlassen. Wir haben mehrere Male Vorstellungen von Personen, die der König als seine Gäste zu sich gebeten hatte, aus Sanssouci datirt gesehn, die ohne alle Empfehlung an die geeignete Behörde zur Untersuchung und Bescheidung gesandt waren, wovon dann der Bittende, gleich jedem andern Unterthan, schriftlich unterrichtet wurde, ohne daß der

König

König ein Wort mit demselben über die Sache geredet hätte.

Diese Art der Geschäfts-Betreibung fand in Absicht aller und jeder Angelegenheiten statt. Friedrich bewies für jede Gattung derselben gleiche Aufmerksamkeit, für keine hatte er eine besondere Vorliebe. Daß er die größern Staatsangelegenheiten und die Verhältnisse mit fremden Mächten seiner eignen aufmerksamsten Leitung vorbehielt und in Kriegssachen neue Einrichtungen und Bestimmungen allemal selbst, und meistens aus eigner Bewegung, entschied, auch über die ununterbrochene Ordnung in der Armee selbst die wachsamste Aufsicht führte, lag in der Natur der Sache. Aber auch über diese Dinge hörte er gewöhnlich den Rath der dazu angestellten Beamten und entschied für deren Meinung, so oft er von ihren Gründen überzeugt wurde. Auch wiederholte Vorstellungen, welche seinen eignen Ansichten widersprachen, nahm er nie übel auf, und auch ein schon entschieden gefaßter Entschluß konnte noch neuen Ueberlegungen unterworfen und zuweilen abgeändert werden.

Die Verhältnisse mit fremden Mächten waren dem Departement der auswärtigen Ange-

legenheiten, auch Kabinets-Ministerium genannt, anvertraut, dem während Friedrichs Regierung immer zwey Staats-Minister (einige Jahre im siebenjährigen Kriege auch nur Einer) vorstanden. Zwischen diesen und dem Könige fanden täglich in der bereits bemerkten Art Mittheilungen über alle dahin gehörige Gegenstände statt. Auch erhielt der König an jedem Posttage, und in besondern Fällen durch Estafetten und Kouriere, von jedem seiner Gesandten an fremden Höfen Berichte sowohl über die laufenden politischen Geschäfte, als über einzelne dem Gesandten aufgetragene Angelegenheiten. Der König antwortete auf jeden Bericht jeden folgenden Posttag, und theilte seine Antworten dem Kabinets-Ministerium abschriftlich oder im Auszuge mit, damit dasselbe immer in vollständiger Kenntniß seiner Entschließungen bliebe. Die Gesandten richteten die an den König erstatteten Berichte in einer besondern Ausfertigung auch an das Kabinets-Ministerium, doch gewöhnlich etwas umständlicher; über kleinere Sachen berichteten sie an das Ministerium allein und wurden auch allein von diesem beschieden. In einigen seltenen Fällen hat der König wohl einem Gesandten befohlen, über gewisse Aufträge nur an ihn allein zu berichten. Wir haben oben (im ersten Bande) ein Beispiel gegeben, daß er in einer sehr wichtigen Angelegenheit (nämlich

dem

dem Streite über die baierische Erbfolge) die dem Grafen Görz aufgetragene Unterhandlung eine geraume Zeit allein, ohne Mitwirkung des Ministeriums leitete. Am Anfange jeden Jahrs schickte der König seine sämmtlichen in dem vergangenen Jahre mit den Kabinets-Ministern und den Gesandten geführten Correspondenzen an jene, um sie im geheimen Archive niederlegen zu lassen. Mündliche Conferenzen mit beiden Kabinets-Ministern zugleich hat der König wohl nur äußerst selten gehabt. Schreiber dieses erinnert sich aus der Zeit, da er bey dem auswärtigen Departement angestellt gewesen, keines einzigen Falles. Aber sehr oft berief er bald den einen, bald den andern dieser Minister zu sich, um sich mit ihm über die in Bewegung seyenden politischen Angelegenheiten zu berathen und ihm seine Ansichten zu eröffnen. Die schriftlichen Befehle, durch welche in der Regel Alles abgemacht wurde, waren gewöhnlich an beide Minister gerichtet, so wie auch die Berichte derselben an den König in beider Namen abgefaßt und von beiden unterzeichnet waren. Doch hatte der König überdem noch mit jedem Minister eine besondere immer fortgehende vertrauliche Correspondenz über die laufenden Geschäfte, die nicht sowohl Entscheidungen und Befehle, als Ansichten und Ideen enthielt oder dergleichen zu hören verlangte.

Friedrich hat nie einen Kriegs-Minister gehabt, und was diesem in andern Staaten obzuliegen pflegt, besorgte er selbst. Während der Friedenszeit ertheilte er über die Angelegenheiten aller einzelnen Regimenter seine Befehle an die Chefs derselben und erhielt deren Berichte. Nach dem siebenjährigen Kriege war der Zustand der Armee äußerst zerrüttet, weil von den an alte Ordnung gewöhnten Offizieren und Soldaten nicht viele übrig geblieben waren. Um sich die aus diesem Grunde ganz unglaublich vermehrten Geschäfte einigermaßen zu erleichtern, vertheilte der König das ganze Heer, sowohl Infanterie als Kavallerie, in Inspektionen, zu deren jeder gewisse Provinzen und sämmtliche in denselben befindliche Truppen gehörten. Der König gab die sehr wichtigen Stellen der General-Inspekteurs an diejenigen Feldherrn, welche er zu denselben am fähigsten hielt, ohne auf ihr Dienstalter zu sehen, so daß in dieser Rücksicht oft der ältere Regiments-Chef dem weit jüngern untergeordnet war. Die Pflicht eines General-Inspekteurs war, von dem wirklichen Zustande der Truppen und allen darin vorgehenden Veränderungen immer die genaueste Kenntniß zu haben, und deshalb in jedem Fall Rechenschaft geben zu können, auch über strengste Beobachtung der vorgeschriebenen Ordnung und aller erlassenen Verfügungen

gen zu halten. Zu diesem Zweck mußte er jedes Jahr zwey, auch mehrere Male seinen Kreis bereisen, den Zustand jeder einzelnen Truppenabtheilung, sowohl was die Kriegszucht, als das Oekonomische betraf, auf das genaueste untersuchen. Alle Beschwerden wurden alsdenn an den General-Inspekteur gerichtet, alle Gesuche der Einzelnen ihm vorgetragen. Vieles entschied er selbst, das Wichtigere aber berichtete er an den König und bereitete die Untersuchungen vor, welche dieser bey den jährlichen Revüen selbst anstellte. Ueber die allgemeinen Angelegenheiten des Kriegswesens, besonders wenn etwa ein neuer Krieg wahrscheinlich wurde, oder irgend eine bedeutende Veränderung vorgenommen werden sollte, berathete sich Friedrich der Regel nach auch immer schriftlich, in frühern Zeiten mit dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem Feldmarschall Grafen von Schwerin, und am öftersten und vertrautesten wohl mit dem General von Winterfeld, in späterer Zeit aber mit dem Herzoge von Braunschweig, den Generalen von Salbern, von Seidlitz, von Möllendorf und Andern. Die ökonomischen Sachen der Armee wurden durch das Militair-Departement des General-Direktoriums, die militairischen Justizsachen aber, und alle Beförderungen bey der Armee, durch das General-Auditoriat unter

unmittelbarer Aufsicht des Königs besorgt. Zu allen diesen Geschäften war eine besondere geheime Kriegs-Canzley bestimmt, die immer am Wohnort des Königs sich aufhielt, und diese Geschäfte wurden mit desto mehr Ordnung und Beschleunigung betrieben, weil ohne Zwischen-Behörden alles vom Könige selbst und, mit Vermeidung aller Weitläuftigkeiten, mit größter Einfachheit abgemacht wurde, und er immer in der genauesten und anschaulichsten Kenntniß von allen Verhältnissen, über welche zu entscheiden war, sich erhielt. In diesem Fache besonders hat man es empfunden, welche Vortheile unverkennbar sind, wenn ein so einsichtsvoller und thätiger Regent wirklich selbst regiert, aber freilich sind solche Einsicht und solche Thätigkeit auch unumgängliche Bedingungen solcher Vortheile.

In die innere Landes-Verwaltung und in die Finanz-Angelegenheiten ging der König sehr tief ein. Die lezten Entscheidungen behielt er sich selbst vor und manche neue Einrichtungen gab er selbst an; aber jeder Einwurf einer Behörde, oder auch eines einzelnen Staatsdieners, wurde mit Aufmerksamkeit angehört, und durch denselben wurden oft Abänderung bewirkt. Ein Mal in jedem Jahr, nämlich im Monat Junius, hielt der König eine Conferenz

mit

mit allen Finanz-Ministern, mit denen er die vorher eingesandten Rechnungen vom verflossenen Etatsjahr (das mit dem ersten Junius jeden Jahrs anfing) und die wichtigsten in demselben zu Stande gebrachten Unternehmungen genau durchging, über Alles, was er etwa noch zu erinnern fand, über dabey gefundene Schwierigkeiten sich Erläuterungen geben ließ, dann aber die Vorschläge und Entwürfe für das neu angefangene Jahr prüfte und deshalb seine Instruktionen ertheilte. Außerdem aber wurden diese Finanz-Minister oft einzeln zum Könige berufen, um sich mit ihnen über die Angelegenheiten ihres Fachs zu bereden und ihnen seine Willensmeinung zu erklären. In der Regel wurde aber auch in diesem Fache alles schriftlich, und zwar mit jedem Minister und Departements-Chef besonders, verhandelt.

Die Entscheidung von Rechtssachen überließ der König ganz den dazu bestimmten Gerichten, und erlaubte sich in der Regel keine Eingriffe in deren Wirkungskreis. Mündliche Conferenzen mit den einzelnen Justiz-Ministern fanden deshalb auch nur sehr selten, nämlich nur dann Statt, wenn es auf Gesetzgebung oder allgemeine neue Einrichtungen ankam. Mit allen Justiz-Ministern zusammen hat er dergleichen nie gehabt. Die bey ihm in Rechtssachen

Kla-

klagenden Unterthanen verwies der König immer an die gehörigen Gerichte und ermahnte diese nur, ohne in die Sache selbst einzugehen, zu möglichster Beschleunigung. Die Ausnahmen hievon sind selten gewesen. Diejenige, welche er in dem durch seine Folgen so merkwürdig gewordenen Falle des Müller Arnolds gemacht hat, wurde allein durch seinen Eifer für eine ganz unpartheiische Justiz, und durch die Meinung hervorgebracht, welche der König, durch verschiedene Umstände veranlaßt, damals gefaßt hatte, daß die Justiz-Behörden die ihnen zugestandene Unabhängigkeit zu misbrauchen, und unter dem Schutz ihrer dem König oft unverständlichen Formen das Recht zum Nachtheil des Geringern zu beugen wagten [55]). Alle Streitigkeiten, die über Besitzungen oder Rechte des Königs gegen die seiner Unterthanen entstanden, waren der rechtlichen Entscheidung der Justiz-Behörden unterworfen, und leztere durften hiebey nicht die mindeste Partheilichkeit für das königliche Interesse beweisen; die Bewahrung von diesem leztern war allein Sache der Finanzbehörden, keineswegs der Gerichte. Sogar war, gleich zu Anfang der Regierung Friedrichs, ausdrück-

55) Dieser Vorfall ist bereits im ersten Bande Kapitel VI. und Beilage X. umständlich erzählt.

drücklich vorgeschrieben, daß, wenn in irgend einem Fall die Ansprüche des königlichen Fiskus zweifelhaft oder verdunkelt wären, dieselben von den Finanz-Behörden gar nicht in Anregung gebracht, oder, wenn dieses geschehen wäre, von den Gerichten ohne Weiteres gegen dieselben entschieden werden sollte. Ueberall durfte ein vermeintliches Recht des Fiskus nie zu weit ausgedehnt, noch mit zu großer Strenge verfolgt, vielmehr mußte ein dagegen klagender Unterthan immer vollständig gehört werden. Hatten die Gerichte je hierin gefehlt, so war mit Gewißheit die Misbilligung des Königs, sobald er davon Kenntniß erhielt, zu erwarten, und wer mit einer Beschwerde dieser Art sich an denselben wandte, konnte in der Regel, wenn sein Recht nur nothdürftig bewiesen war, auf Hülfe ohne Weitläufigkeit hoffen. Man hat der Beispiele viele, daß Processe gegen den König entschieden oder deren Betreibung, auch wenn die Finanz-Behörden dafür waren, von ihm ausdrücklich untersagt wurden. Ein Beispiel seiner gerechten Entfernung von aller Willkühr in einem kleinen Vorfall verdient aufbehalten zu werden. Als einst der König eine nahe bey Sanssouci belegene Mühle und deren an seine Gärten gränzenden Grundstücke zu erwerben wünschte, und dem Eigenthümer deren Abtretung gegen eine mehr als zureichende

Ent-

Entschädigung antragen ließ, weigerte sich dieser, sey es aus Gründen oder nur aus Anhänglichkeit an das ererbte Eigenthum, darauf einzugehn. Der König, welcher die Sache sehr wünschte, trug dieselbe dem Manne, wie er ihm einst zufällig begegnete, selbst an, und versprach ihm die besten Bedingungen. Wie derselbe aber bey der Weigerung schlechtweg beharrte, sagte jener: „aber wie, wenn „ich ihm die Mühle nun wegnähme?“ — „Ja,“ war die kecke Antwort, „wenn kein Kammergericht „in Berlin wäre; so könnten Ew. Majestät das wohl „thun.“ Der König freuete sich der Antwort und der Mann blieb bey seinem Besitz.

So unläugbar groß auch die Vortheile einer Selbstregierung sind, wenn sie mit Friedrichs unnachlassender Thätigkeit und stets sorgsamer Aufmerksamkeit geführt wird; so finden sich bey derselben doch auch sehr erhebliche Bedenken, wie die Erfahrung auch bey Friedrich es bewiesen hat. Zuerst ist, wenn es mit derselben gut gehen soll, ganz unerläßliche Bedingung, daß der Selbstherrscher mit einem immer gleichen Eifer, einer nie nachlassenden Aufmerksamkeit sich den Geschäften der Regierung widme. Fehlt es hieran auch nur zuweilen und nur auf kurze Zeit, so sind die Nachtheile ganz überwiegend, ihre

Fol-

Folgen unübersehbar. Und wer kann dafür stehen, daß dieser so menschliche Fall nicht auch bey den besten und weisesten Regenten zuweilen eintreten werde? Wer darf dem Regenten etwas sagen, wenn körperliche Unpäßlichkeit, oder irgend ein anderer Grund ihn unthätig oder läßig machen, wenn Unlust und Ueberdruß an dem oft langweiligen, einförmigen Geschäftsgange ihn beschleichen? wenn angenehmere Unterhaltung ihn abzieht? Wer darf ihn an Gerechtigkeit erinnern, wenn er aus irgend einem Grunde für oder wider Jemand sich partheiisch beweist? Wer vermag jeden Einfluß zu bewachen, und zu wehren, daß die Ansichten und Entschlüsse des Monarchen, ohne daß er es selbst gewahr wird, nicht von Andern bestimmt werden? Auch der Weiseste, auch der über sich selbst Wachsamste wird betrogen. Auch bey Friedrich ist dieses zuweilen der Fall gewesen, so aufmerksam er sich dagegen auch gesichert zu haben glaubte. Seinen Kabinetsräthen war zwar vorgeschrieben, bey ihren Vorträgen sich durchaus jedes Urtheils, jeder Einmischung eigener Meinung zu enthalten. Aber einem gewandten, alle Verhältnisse, besonders aber den, dem er vorträgt, genau kennenden Manne, kann es nicht sehr schwer fallen, auch der Darstellung von bloßen Thatsachen eine solche Wendung zu geben, welche auf ein gewisses

ses Urtheil, auf eine gewünschte Entscheidung nothwendig führen müssen. Man hat behauptet, daß auch die Kabinetsräthe Friedrichs diese Künste verstanden haben, und in deren Anwendung oft nicht unglücklich gewesen sind. Auch wenn dieses nicht durch bestimmte Fälle belegt werden könnte, macht es schon die Natur der Sache wahrscheinlich, und man kann es, ohne diese Männer herabsetzen zu wollen, als wahr annehmen. Denn es ist begreiflich, daß das äußerst beschwerliche Geschäft eines vortragenden Kabinetsraths nur dadurch für ihn selbst interessant wurde, wenn er zuweilen Dinge nach seinen eignen Ansichten und Wünschen durchsezte. Ein solcher Mann hatte durchaus keine eigene, ihm selbst überlassene, auch ihm in der öffentlichen Meinung beigemessene Thätigkeit; sein Name wurde bey keiner Sache, auch wenn ihm dieselbe noch so viele Arbeit gekostet hatte, genannt. Die Entschädigung für diese ihm aufgelegte Selbstverläugnung, für die Verbindlichkeit, immer nur als Maschine gebraucht zu werden, bestand allein in dem Einfluß, welchen er auf die Thätigkeit des Regenten hatte. Nur durch diesen konnte er unbemerkt die Entwürfe Anderer scheitern machen, und die seinigen auch gegen den Willen Anderer zur Wirklichkeit bringen. Die Versuchung zu Anwendung eines solchen Einflusses ist für einen Mann, der

immer

immer mitten in Geschäften lebt, und also nothwendig Antheil an denselben nimmt, zu reizend, um anzunehmen, daß er derselben nicht zuweilen untergelegen habe. Es dürfen hiebey nicht gerade Beweggründe gemeinen Eigennuzes oder der Eitelkeit wirksam seyn. Auch die edelsten und wohlthätigsten Gründe können dabey statt finden. Ob und wann aber der geheime Rathgeber eines Regenten sich solchen Gebrauch seines Einflusses wirklich erlaubt habe, dieses kann durchaus nicht kontrollirt werden. So wie der ohne Zeugen gegebne Rath keinen Ruhm erwerben kann, so ist er auch keinem Tadel ausgesezt. Die Genehmigung des Regenten deckt alle Verantwortlichkeit dessen, der ihm einen befolgten Rath ertheilt, oder auch nur eine Ansicht angegeben hat, deren Folge ein vom Regenten gefaßter Beschluß gewesen ist; wenn der Rathgeber, wie in solchem Fall wohl zu vermuthen ist, mit der gehörigen Schlauheit und Kunst zu handeln gelernt hat; so wird auch selbst der wachsamste Regent nicht bemerken, in welchen Fällen er minder nach eigener, als nach des Rathgebers Ansicht entschieden habe. Dies ist unstreitig einer der größten Nachtheile, die mit der Selbstregierung aus dem Kabinette verbunden sind, und den auch sogar die große eigene Einsicht und die Wachsamkeit Friedrichs nicht ganz abzuwenden vermogt haben. Wir

wagen dieses zu sagen, wenn gleich unter seiner Regierung Fälle dieser Art nicht oft eingetreten seyn mögen, oder, wenn sie eintraten, nicht bekannt geworden sind; aber daß sie zuweilen vorgekommen, davon halten wir uns überzeugt. Einzelne dieses beweisende Fälle der Vergangenheit deckt ein Schleier, den wir aufzuheben nicht im Stande sind, und wären wir es, nicht den Willen haben würden. Doch bemerken wir, daß die Staats-Minister Friedrichs, überzeugt von dem großen Einfluß, den der Vortrag der Kabinetsräthe auf die Entschließungen des Königs hatte, immer eifrigst bemüht waren, mit diesen Kabinetsräthen in dem besten Vernehmen zu stehen, und das Gelingen ihrer Entwürfe dadurch vorzubereiten, daß der König schon von weitem her denselben geneigt gemacht, Einwürfen begegnet und der Minister genau von dem Zeitpunkt unterrichtet wurde, wann die meiste Hoffnung war, einen Entwurf durchzusetzen, und wenn es also rathsam schien, denselben vorzulegen. Unter den kleinen Mitteln, die zuweilen angewandt seyn sollen, eine Sache zu befördern, wird unter andern auch folgendes angegeben. Wenn der Kabinetsrath Jemand, sey es einen Staatsdiener oder einen Privatmann, in einer Sache begünstigen wollte; so ließ er sich von demselben eine Vorstellung geben, deren Fassung er zuvor selbst so

ange-

angegeben hatte, wie er wußte, daß sie gerade bey der jetzigen Stimmung des Königs am besten wirken werde. Dann hielt er dieselbe unter den zum Vortrage bestimmten Sachen immer bereit, legte sie aber so lange zurück, bis er die jedesmalige Laune und Ansicht des Monarchen durch vorgelegte ähnliche Sachen erforscht hatte; kam der günstige Augenblick, so wurde jene Vorstellung sofort vorgelegt und die gute Stimmung benuzt, um eine Entscheidung, wie man sie wünschte, zu bewirken. Ferner, bey etwas verwickelten Angelegenheiten schrieb der König seine Entscheidung, wie wir bereits bemerkten, gewöhnlich nicht eigenhändig an den Rand des Berichts der vortragenden obern Behörde, sondern trug einem Kabinetsrathe auf, diese Entscheidung in eine besondere Antwort nach des Königs diktirten Vorschrift zu fassen. Hiebey blieb nun dem Kabinetsrath immer einige Freiheit, durch etwas stärkere oder schwächere Ausdrücke Jemand mehr zu begünstigen oder zu beschränken, als es vielleicht des Königs Wille gewesen war. Freilich pflegte Lezterer, bey der Unterschrift der nach seinem Befehl ausgefertigten Entschließungen, immer mehrere derselben noch wieder zu lesen, und wenn darin sein Wille nicht vollständig ausgedrückt war, mußten sie umgeschrieben werden, oder der König gab auch wohl durch

eigenhändigen Zusatz der Entscheidung noch die fehlende Bestimmtheit[56]. Aber bey der großen Menge der täglich ertheilten Entscheidungen konnte dieses bey weitem nicht bey allen oder auch nur bey den meisten geschehen. Auch war es unmöglich, daß der König, so groß und treu auch immer sein Gedächtniß war, sich bey jeder einzelnen, oft verwickelten Sache, deren Verhältniß ganz genau erinnerte. Etwas mußte hiebey immer dem Zufall überlassen werden, und freilich blieb es immer ein Wagstück, auf diese Art Friedrich täuschen zu wollen. Indeß haben kundige Männer behauptet, daß dergleichen Täuschung statt gefunden, und Friedrich zwar nicht oft, aber doch zuweilen Bescheide unterschrieben habe, die seinem erklärten Willen nicht gemäß waren. Im Fall der Entdeckung wäre freilich strenge Ahndung zu fürchten gewesen. Aber wer kann zweifeln, daß derjenige, der im Kabinet dieses Monarchen lange Zeit gearbeitet hatte, wenn er einmal sich entschließen konnte, sein Talent und das ihm gewordene Vertrauen auf diese Art zu misbrauchen, auch Gelegenheit gehabt hatte zu lernen, es auf die sicherste Art zu thun, und daß er im Fall der Entdeckung Vorwände zur Ent-

56) Wir haben Kabinetsordres gesehen mit eigenhändigen Zusätzen des Königs, weit länger als jene, und durch welche deren Sinn wirklich abgeändert wurde.

Entschuldigung eines begangenen Versehens bereit gehalten haben werde, die der König wohl gelten lassen mußte. Daß dieser wenigstens die Möglichkeit, er könne in solcher Art getäuscht werden, geahndet habe, erhellet daraus, daß er schon zu Anfang seiner Regierung allen Landesbehörden ausdrücklich aufgab, daß, wenn sie je einen Kabinetsbefehl unter des Königs Unterschrift erhielten, der einem Landesgesetze widerspreche, sie denselben nicht befolgen, vielmehr ihn als nicht erlassen ansehn und sofort an den König einsenden sollten. Ob ein Fall dieser Art je wirklich vorgekommen und leztere gewiß weise Vorschrift befolgt sey, ist uns nicht bekannt.

Gewiß ist, daß die Kabinetsräthe, so sehr auch Friedrich ihrer Einwirkung auf ihn Schranken zu setzen suchte, doch immer eine sehr große gehabt haben. Ganz vorzüglich ist dieses der Fall bey dem der Zeit nach erstem Geheimen-Kabinetsrathe Eichel gewesen, und vielleicht hat nie einer der Staatsdiener des Königs so viel auf denselben gewirkt, als dieser Mann, der schon unter König Friedrich Wilhelm I eine geraume Zeit im Kabinet gedient hatte. Er war hiedurch ohne Zweifel im Stande, Friedrich bey Antritt seiner Regierung über den Zusammenhang vieler Dinge gute Auskunft zu geben, hatte

große Einsicht und Menschenkenntniß, war in Geschäften aller Art sehr gewandt und ausnehmend arbeitsam, Eigenschaften, durch welche er die Gunst des Königs im hohen Grade erworben, und auch bis zu seinem Tode ungeschwächt erhalten hat[57]. Nach ihm

57) Eichel war aus dem Halberstädtischen gebürtig und Secretair bey der Kammer zu Halberstadt. Wie er in dieser untergeordneten Stelle dem König Friedrich Wilhelm I so vortheilhaft bekannt geworden, daß dieser sich bewogen fand, ihn in sein Kabinet zu ziehen, ist uns unbekannt. Er hat Friedrich II lange Zeit gedient, und ist erst 1770 in seinem Posten gestorben. Seine Einwirkung auf den König war so groß, daß alle Staats-Minister sich sehr um seine Gunst bewarben, und man hat gesagt, der Großkanzler von Cocceji würde seine Justiz-Reform, der sehr Viele entgegen arbeiteten, ohne Eichels Mitwirkung nie zu Stande gebracht haben. Gerüchte von dem bösen Gebrauch, den dieser Mann von seinem Ansehn zuweilen gemacht haben soll, welche durch das hinterlassene sehr bedeutende Vermögen desselben einiges Gewicht erhalten, mögen wir nicht nachschreiben, da wir von ihrer Wahrheit keine Ueberzeugung haben, aber eine edle Gesinnung ist ihm von der allgemeinen Meinung nicht beigemessen, und folgender kleine Zug, der uns zuverlässig bekannt ist, beweiset, daß er in Absicht des Gelderwerbs nicht fein gedacht habe. Als er ins Kabinet berufen wurde, bewirkte er bey Friedrich Wilhelm I den Befehl, daß sein kleiner Gehalt von dreihundert Thalern, den er als Halberstädtischer Kammer-Secretair gehabt, ihm auch noch ferner, wie er im Kabinet diente,

ihm hat kein Kabinetsrath wieder ein gleiches Ansehn und gleiche Bedeutsamkeit erhalten. Aber dieses Ansehn ist immer groß, doch natürlich bey verschiedenen Männern auch sehr verschieden, auch bey demselben Mann nicht immer gleich gewesen. Nur ein Beispiel ist uns bekannt, daß ein Kabinetsrath (Galster war sein Name) wegen gemisbrauchten Vertrauens und begangener grober Täuschung sich die Ungnade des Königs zugezogen und mit Festungsstrafe belegt ist [58]).

diente, verbleiben solle, und er brachte es bey beiden Königen dahin, daß dieses auch in der Folge bis an seinen Tod, zum Nachtheil eines Unterbedienten, dem der kleine Gehalt gehörte, beibehalten wurde. — Zuverläßige Nachrichten sowohl von Eichel als allen denen, welche neben und nach ihm den wichtigen Posten eines Kabinetsraths bey Friedrich bekleidet haben, würden interessant seyn; aber in gedruckten Schriften findet man hierüber nichts, und unsere Bemühung, deshalb auf anderm Wege Belehrung zu erhalten, ist vergebens gewesen.

58) Die Umstände dieses Vorfalls sind nicht genauer öffentlich bekannt geworden. Es scheint, daß der Mann nicht durch rechtliche Untersuchung, sondern nur durch Machtspruch des Königs zu der Strafe, die er erlitten, verdammt wurde. Daß ihm aber keinesweges Unrecht geschehen sey, war nicht nur allgemeine Stimme des

Doch die Möglichkeit, durch bösen Willen, Unwissenheit oder Nachläßigkeit derer, welche die Sachen vortragen, getäuscht zu werden, ist nicht die einzige Gefahr, welcher ein selbst regierender Regent auch bey dem besten Willen und der größten Einsicht ausgesezt ist, und gegen welche Gefahr sich Niemand ganz gesichert glauben wird, da es sogar Friedrich nicht immer gewesen ist. Noch andere Gefahren sind mit dem Vorbehalt der alleinigen höchsten Entscheidung aller Sachen verbunden und um so bedeutender, da sie auf unwandelbare Natur der Dinge und Beschränktheit menschlicher Fähigkeit sich gründen. Wer nur einigermaßen im Stande ist, von der Unermeßlichkeit der Fälle sich einen Begriff zu machen, welche in der Regierung eines großen Staats ent-

---

des Publikums, sondern ist auch mehrere Jahre nachher dadurch bestätiget, daß bey der Untersuchung gegen den, wegen grober Betrügereien entsezten und bestraften Staats- und Finanz-Minister von Görne die Entdeckung gemacht wurde, Galster sey durch eine bedeutende Geldsumme erkauft, diesen ganz unfähigen Mann dem König zum Minister zu empfehlen und nachher mitzuwirken, daß dessen Unbrauchbarkeit und Vergehungen lange Zeit verborgen geblieben. Es ist dieses wohl der merkwürdigste Fall, wie auch Friedrich, bey aller seiner wachsamen Aufmerksamkeit, hintergangen worden.

entschieden werden müssen, wer die Mannichfaltigkeit und die Gründlichkeit der Einsichten, die beständig gleich große Aufmerksamkeit auf unzähliges Große und Kleine, das immer in gleicher Lebendigkeit zu erhaltende Interesse an den Sachen, die nie nachlassende Thätigkeit, die Geistes- und Körperkraft, die stets rege Wachsamkeit, um jede üble Stimmung und Laune, jede Ermüdung, jede Partheilichkeit für oder wider Personen und Sachen abzuhalten; — wer alle diese unumgänglich nöthigen Eigenschaften erwägt; — wahrlich er wird zurück beben vor dem Gedanken, daß je ein einzelner Mensch, wäre er auch der edelste, der weiseste und kräftigste, sich einem Berufe unterziehen könne, der so unendlich vielen Anlässen zu Irrthümern und Fehlern ihn aussetzen muß. Friedrich Wilhelm I und Friedrich II verließen sich ohne Zweifel darauf, daß sie die Regierung ihrer Lande doch eigentlich den bestellten Landes-Collegien und Ministerien übertragen, und für sich selbst nur die oberste Aufsicht über die Gerechtigkeit und Wachsamkeit dieser Behörden, und in den wichtigsten und schwierigsten Fällen die lezte Entscheidung unter der Bedingung vorbehalten hatten, daß alle Gründe für und wider dieselben ihnen mit größter Deutlichkeit und Bestimmtheit vorgelegt würden, unter denen das Rechte zu

treffen, dem gesunden Menschenverstande und dem reinen festen Willen, bey gehöriger Aufmerksamkeit, nicht unmöglich fallen werde. Sie hatten diese lezte Entscheidung einsamer Ueberlegung vorbehalten, um durch keine Uebereilung, keinen fremden Einfluß oder Leidenschaft irre geleitet zu werden. Aber welche Täuschungen blieben nicht hier noch möglich? Wie kann irgend ein Mensch die Kenntnisse von so unendlich verschiedener Art besitzen, welche zu einer richtigen Beurtheilung der verschiedenartigsten Angelegenheiten einiger Millionen Menschen nothwendig sind? Wo soll besonders der zum Regieren Geborne diese Kenntnisse hernehmen, er, der von den wirklichen Verhältnissen, Bedürfnissen und Gefühlen der Menschen im Privat-Stande durchaus keine anschaulichen Begriffe hat, der aus eigner Erfahrung nie wissen kann, wie es dem Menschen im Pallast, im Bürgerhause, in der Bauernhütte eigentlich ums Herz ist? Wie soll er alle die unendlich verschiedenen Ansichten gewinnen, aus denen jede praktische Sache betrachtet werden kann? Wie es einrichten, bey jeder Ansicht lange genug, aber auch nicht zu lange zu weilen, endlich die wahre auszufinden und in ihr zu beharren? Wie soll er endlich den Hindernissen wehren, die aus seinem Innern entstehen? Der wechselnden Stimmung sei-

nes Gemüths, der Neigung oder Abneigung für und gegen Personen und Sachen? Wer soll die ununterbrochene Aufmerksamkeit in ihm wecken, wenn seine eigne Lust an der Arbeit aufhört? Wie soll er dem Ekel und Ueberdruß widerstehen, der aus der ewigen Wiederkehr derselben Sachen, derselben Formen nothwendig hervorgehen muß?

Ein sehr wichtiger Nachtheil der Regierung aus dem Kabinet durch schriftliche Verhandlungen des Regenten mit den einzelnen Chefs der verschiedenen Verwaltungszweige, ohne daß die andern dabey zugezogen, und mit ihrer Meinung gehört werden, ist auch der, daß die Uebersicht des Ganzen gehindert, die Verbindung der verschiedenen Maaßregeln der Regierung und die Uebereinstimmung aller mit einander erschwert wird. Keine allgemeine Verordnung, auch wenn sie zunächst nur ein Fach der Verwaltung angeht, kann ohne Folgen auf viele andere Fächer seyn. Sehr begreiflich ist indeß, daß ein Staatsdiener, der nur mit einem Fach beschäftigt ist, diese vielseitigen Folgen einer von ihm vorgeschlagenen Maaßregel oft selbst nicht kennt, wenigstens nicht hinlänglich im ganzen Umfange würdiget. Er trägt also dem Regenten nur die Vortheile vor, welche die Maaßregel für sein Fach haben wird, ohne

ohne bemerklich zu machen, daß diese Vortheile vielleicht durch Nachtheile in andern Fächern überwogen werden, oder mit deren Einrichtungen nicht vereinbar sind. Solche einseitige und mangelhafte Darstellung wird oft eintreten, auch wenn ein Staatsdiener nicht gerade die Absicht hat, den eignen Wirkungskreis über seine angewiesenen Gränzen zu erweitern, oder den Wirkungskreis Anderer zu beschränken. Und doch muß auch lezterer Fall zuweilen bey thätigen und das Fach der Verwaltung, dem sie vorgesezt sind, liebenden Geschäftsmännern, oder auf ihre Collegen eifersüchtigen Ministern angenommen werden. Die Nachtheile, die hieraus entstehen müssen, sind einleuchtend. Der Regent, durch einseitige Darstellung verleitet und an die mannichfachen Folgen einer vorgeschlagenen Maaßregel nicht bey Zeiten erinnert, giebt vielleicht seine Einwilligung, und es wird nachher schwer, durch neue Verfügungen dem Uebel vorzubeugen, das vielleicht gar nicht entstanden wäre, hätte die Sache vom Anfang an in einem gemeinsamen Rathe von Staatsdienern nach allen Rücksichten erwogen werden können. Dieser Nachtheil ist auch unter Friedrich sichtbar geworden. Es gelang zuweilen einem Departements-Chef, durch seinen alleinigen Vortrag bey dem Könige eine viel umfassende Verordnung zu bewirken, von der

die

die übrigen Minister nicht eher Kenntniß erhielten, bis sie öffentlich bekannt gemacht wurde. Fand sich nun eine solche Verordnung mit andern bereits erlassenen im Widerspruch, oder ergaben sich in der wirklichen Ausführung Schwierigkeiten und nachtheilige Folgen, so entstand ein Kampf zwischen den verschiedenen Departements-Chefs, der ohne abermaligen Zutritt des Königs nicht beigelegt werden konnte, welcher indeß gewöhnlich für die von ihm zuerst genehmigte Maaßregel etwas partheiisch war, und den später angeführten Gegengründen selten die völlig gleiche Aufmerksamkeit bewilligte. Wir bemerken jedoch, daß der König diesem Nachtheil oft dadurch zuvorkam, daß, wenn eine neue Einrichtung von einem Departements-Chef ihm vorgeschlagen wurde, er zuvörderst auch die Meinung der Chefs anderer Departements, auf welche die Sache einwirken konnte, hörte, und wenn sich dann Verschiedenheit der Meinungen oder streitiges Interesse fand, nicht eher als nach reifer Erwägung alles dessen, worauf es ankam, einen entscheidenden Entschluß faßte. Begreiflich ist jedoch, daß auch bey solchen schriftlichen Verhandlungen mit mehrern Einzelnen es immer schwieriger blieb, die Punkte auszumitteln, durch welche verschiedene Ansichten mit einander in Uebereinstimmung gebracht werden konnten,

ten, als dieses im vereinten Rath mehrerer Staatsdiener, wo Gründe und Gegengründe gegen einander vorgebracht und abgewogen werden, gleich von Anfang möglich gewesen seyn würde.

Alle diese Nachtheile sind bey Friedrich seltner sichtbar geworden, als es bey einem andern Regenten, der nach seiner Weise zu regieren hätte versuchen wollen, wahrscheinlich geschehen seyn würde, oder bey einigen, die ihm nachgeahmt, wirklich geschehen ist. Aber ganz ausgeblieben sind solche Nachtheile auch bey ihm nicht. Auch von Friedrich sind Entscheidungen ausgegangen, die auf mangelhafter Kenntniß und einseitiger Darstellung der Sachen, auf einmal gefaßten oder, ohne daß er es selbst gemerkt, ihm beigebrachten irrigen Ansichten, Launen des Augenblicks, Neigung oder Abneigung für oder gegen gewisse Personen beruhten, und waren diese Entscheidungen einmal ausgesprochen, so mußten sie befolgt werden, weil der König, so aufmerksam er jedes Bedenken und jeden Einwurf anhörte, ehe ein fester Entschluß genommen war, doch nachher, und besonders wenn einmal die Verfügung erlassen war, Widerspruch der Behörden dagegen nicht leicht mehr zuließ. Er wies denselben wenigstens in dem Falle gewiß ab, wenn er nur einigen

dun-

dunkeln Verdacht hatte, daß aus nicht ganz lautern Absichten widersprochen werde, und forderte alsdann blinden Gehorsam. Eine Eigenheit an ihm war auch, daß, wenn er hinterher selbst inne würde, er habe eine Sache nicht richtig angesehen und deshalb nicht das Angemessene verfügt, er dieses gewöhnlich nicht eingestand, sondern dennoch auf unverrückter Befolgung des Befohlnen beharrte und den daraus entstehenden Nachtheilen durch später gegebne Verfügungen vorzubeugen suchte, deren wahre Veranlassung er dann wol zu verbergen pflegte. Denn Consequenz der Regierung in allen ihren Verfügungen, und Behauptung ihres Ansehens hielt der König für etwas sehr Wichtiges. Ein Misgriff in einer einzelnen Sache und dessen Folgen schien ihm weniger nachtheilig, als wenn die Unterthanen das Vertrauen zu der Regierung verlören, und dieses sahe er als unvermeidlich an, wenn leztere durch öftere Abänderungen in ihren eignen Grundsätzen nicht Festigkeit beweise und sich mit sich selbst im Widerspruch zeige. In der leztern Zeit seiner Regierung nahm diese Beharrlichkeit auf einmal gefaßten Entschlüssen zu, und der König achtete weniger auf die Vorstellungen seiner Minister und Staatsdiener, als es in früherer Zeit der Fall gewesen war. Dieses war natürliche Folge davon, daß Friedrich die

Räthe

Räthe seiner spätern Zeit alle hatte aufwachsen sehen, diese also bey ihm nicht dasjenige Ansehen hatten erwerben können, das er denjenigen bewilligte, die er beim Antritt seiner Regierung gefunden und von denen er selbst noch gelernt hatte. Er fühlte sich in den leztern Jahren an Erfahrung und Uebersicht des Ganzen, seinen meisten Staatsdienern überlegen; er war dieses auch wirklich und hatte mit Recht zu seiner eignen Einsicht grosses Vertrauen. Doch wurde der Nachtheil, den Uebertreibung hievon hätte haben können, wiederum dadurch sehr gemildert, daß Friedrich bis in seine spätesten Zeiten nie einen entscheidenden Entschluß faßte, bis er über den Gegenstand, auf den es ankam, bey Mehreren, die desselben vollkommen kundig waren, sich hinlänglich unterrichtet hatte.

Was aber den nachtheiligen Folgen der sich vorbehaltenen Selbstregierung am meisten Gränzen sezte, war der wichtige Umstand, daß die meisten Geschäfte wirklich von den dazu bestellten Behörden abgemacht und nicht bis zur Kenntniß und Entscheidung des Königs gebracht wurden. Dies war bey aller Freiheit, die dem Zutritt zum Monarchen gelassen war, eine natürliche Folge, theils der Menge der abzumachenden Sachen, theils auch des Vertrauens

trauens und der Gewohnheit, mit welcher die Unterthanen den Verfügungen ihrer Obrigkeit sich fügten. Dieses wurde dadurch befördert, weil Friedrich die Beschwerdeführer sehr oft an die Behörden zurückwies, oder wenn er auch in die Sache hineinging, die Entscheidung der leztern völlig bestätigte und dadurch das Ansehn der Obrigkeit bey dem Volke ungeschwächt erhielt. Man hat dieses oft nicht erkannt, und nach einigen einzelnen immer seltenen Fällen sich die Selbstregierung des Königs als willkührlich, und den Gang der angestellten Behörden ohne Noth hemmend und einschränkend gedacht. Dies war durchaus nicht der Fall. Friedrich wußte sehr gut, wie viel darauf ankomme, daß das Ansehn der Obrigkeit, bis auf die unterste Abstufung derselben herab, bey den Unterthanen aufrecht erhalten werde. Hiezu hat er immer auf alle Weise beigetragen. Viele an den König gebrachte Vorstellungen wurden von ihm, ohne daß er sich bey denselben aufhielt, blos der Behörde zugesandt, um die Sache zu untersuchen und zu entscheiden. Oft geschah diese Zusendung von der obersten bis zur untersten Behörde, ohne daß irgend etwas dabey verfügt wäre, z. B., ein Bauer gab eine Beschwerde in einer Rechtssache bey dem Könige ein; dieser ließ blos darauf schreiben: an den Justiz-Minister N. N., zu

dessen Abtheilung die Sache gehörte. Der Justiz-Minister ließ die Vorstellung in eben der Art an die Regierung der Provinz, und diese eben so an den Beamten gelangen, unter welchem der Bauer stand, und dieser Beamte entschied nun nach seiner alleinigen Einsicht, ohne hiebey durch irgend einen Höhern geleitet oder beschränkt zu seyn, wie er gethan haben würde, wenn die Klage bey ihm unmittelbar angebracht wäre. Aber der klagende Bauer glaubte nun, weil seine Vorstellung im Kabinet gewesen, sey über deren Inhalt nach Vorschrift des Königs entschieden, und dieser Glaube bewirkte, daß er sich gern beruhigte. Die Unterthanen lernten auch endlich durch Erfahrung, daß sie durch die Behelligung des Königs in sehr vielen Fällen durchaus nichts bewirkten, vielmehr die Entscheidung ihrer Sache in weit kürzerer Zeit erfolge, wenn sie dieselbe sogleich bey ihren nächsten Behörden nachsuchten. Nur in seltenen Fällen, wenn nach der Darstellung des Beschwerdeführers wirklich etwas Verkehrtes und Ungerechtes verfügt schien, ging der König tiefer in die Sache ein und ließ sie in allen Beziehungen, oft durch ganz ungewöhnliche und also den Partheien ganz fremde Commissarien, untersuchen. Wurde auf diese Art wirklich einmal etwas Unrechtes entdeckt und einer Klage im Sinn des Beschwerdeführers abgeholfen, so machte ein solcher Fall auf lange Zeit und

weit umher starken Eindruck. Alle die, denen Gewalt anvertraut war, wurden in deren Gebrauch noch behutsamer, die Unterthanen aber in dem Vertrauen zu dem gerechten Landesvater gestärkt, zu dem auch ihnen der Zutritt zu jeder Zeit frey war. So bestand das Selbstregieren Friedrichs keineswegs darin, daß er sich um alle einzelnen Sachen wirklich bekümmert und in den einmal vorgeschriebenen Gang der Geschäfte oft eingegriffen hätte; sondern Friedrich bewies sich dadurch als Selbstregent, daß alles und jedes zu seiner Kenntniß gebracht werden konnte und durchaus Niemand wußte, in welchem einzelnen Falle er in eine Sache wirklich hineingehn und genau untersuchen werde, ob in derselben von den Behörden alles geschehen sey, was ihre Pflicht erfordere. Diese Ungewißheit erhielt Alle, vom obersten bis untersten Staatsdiener, in stets wachsamer Aufmerksamkeit. Hieraus wird man erkennen, daß nur so außerordentliche Einsicht, unnachlassende Thätigkeit und Ordnungsliebe, als Friedrich besaß, das Selbstregieren bey ihm weniger nachtheilig machte, als es ohne diese Tugenden gewesen seyn würde.

Alle diese Betrachtungen über die gegen einander stehenden Vortheile und Nachtheile des Selbstregierens müssen zu der Ueberzeugung führen: „daß „die mit den mindesten Unbequemlichkeiten und Nach-

„theilen verbundene Art zu regieren diejenige sey, welche
„bereits die Vorfahren für die beste befunden haben,
„wenn nämlich der Regent nach dem Rath einer Ver-
„sammlung von Männern, deren Einsichten, Erfah-
„rung und Rechtschaffenheit ihm bewährt sind, allge-
„meine Vorschriften für das Wohl des Ganzen, mit
„möglichster Berücksichtigung aller dabey eintretenden
„Beziehungen und Verhältnisse, ertheilt, die Ober-
„und Unterbehörden, ohne derselben durchaus nöthi-
„ges Ansehn sinken zu lassen, unter stets wachsamer
„Aufsicht hält, den Beschwerden der Einzelnen aber
„immer zugänglich ist.“

Der Verfasser dieser Geschichte, so sehr er alles Gute, welches Friedrichs II thätige Selbstregierung bewirkt hat, gewiß nach vollem Umfang und Werth anerkennt, preiset dennoch sich glücklich, es erlebt zu haben, daß Königs Friedrich Wilhelms III Weisheit für die hier entwickelte Ansicht entschieden hat, und in unsern Tagen ein Staatsrath, ange- (1817 d. 30ten März.) messen allen den Rücksichten, welche die fortgeschrittene Bildung, der erweiterte Umfang, die Mannichfaltigkeit und zugenommene Verwicklung der Geschäfte in gegenwärtiger Zeit nöthig machen, eingerichtet ist, von dem die ersprießlichsten Folgen für den Staat mit Zuversicht erwartet werden können.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Charakter Friedrichs II als Mensch und als Regent.

Sein Benehmen in Absicht der Verhältnisse mit andern Staaten; in Absicht des Kriegwesens; in Ansehung der Gesetzgebung und Rechtspflege.

Nachdem wir die Art beschrieben, wie Friedrich II die Regierung im Allgemeinen besorgte, gehen wir zu der Darstellung des Benehmens über, welches er in Rücksicht der verschiedenen Abtheilungen der Geschäfte bewiesen hat. Wir reden also zuerst von der Leitung seines Staats in Beziehung auf andere Staaten.

Das jezt regierende Churhaus Brandenburg hat von frühen Zeiten her thätige, verständige und staatswirthschaftliche Regenten gehabt, dadurch Ansehn und Gewicht im deutschen Reiche erworben, auch stets große Aufmerksamkeit für das Reich, dessen Oberhaupt

 und

und Verfassung bewiesen, dieselbe oft mit Weisheit, Nachdruck und eigener Aufopferung vertheidigt [1]). Aber bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gehörte Brandenburg nicht unter die mächtigsten deutschen Staaten. Oesterreich, Sachsen, Pfalz, Bayern gingen ihm an Umfang ihrer Lande und an Kräften vor [2]). Der dreißigjährige Krieg, der Brandenburg unter dem schwächsten Regenten, den es je gehabt, (dem Churfürsten Georg Wilhelm) traf und es

1) Daß und wie dieses fast von allen brandenburgischen Regenten aus dem Hause Hohenzollern geschehen sey, ist in einer kleinen, aber gehaltvollen Schrift des leider! ohnlängst zu früh verstorbenen L. von Woltmann mit einer durch die Geschichte gerechtfertigten Begeisterung wahr und einleuchtend gezeigt: „Das Brandenburgische Haus. Historische Feier des „18ten Jänners 1801. Berlin 1801."

2) Es ist schwer, bey dem Mangel an Nachrichten das Verhältniß der statistischen Bedeutsamkeit unter den verschiedenen Staaten in verschiedenen Perioden mit einiger Genauigkeit anzugeben. Doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß bis zu dem dreißigjährigen Kriege die deutschen Staaten in der angegebnen Ordnung gefolgt sind, und Brandenburg bis dahin nur der fünfte Platz gebührte. Zwar hatte es 1618 das Herzogthum Preußen erworben, aber dies weitläuftige Land war menschenarm. Wahrscheinlich ist bis zu Churfürst Friedrich Wilhelms Tode (1688), ohngeachtet der wichtigen Erwerbungen durch den westphälischen Frieden, die Volksmenge aller brandenburgischen Lande nicht bis zu zwey Millionen gestiegen.

es grausam zerrüttete, brachte es zur größten Unbedeutendheit herunter, und es gehörte ein so wahrhaft großer Mann dazu, wie Churfürst Friedrich Wilhelm [3]) war, um dem tiefgesunkenen Staat wieder aufzuhelfen, ihn durch die wichtigsten Erwerbungen zu vergrößern und durch eine standhaft fortgesezte Weisheit Brandenburg' zu einem Wohlstand zu erheben, den es nie vorher gekannt hatte. Unter diesem Regenten wurde es nach Oesterreich der mächtigste deutsche Staat und erwarb die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Monarchen von Europa, gegen

3) Die Erhaltung des Andenkens der im Kriege und Frieden gleich denkwürdigen Regierung des grosen Churfürsten war bisher fast allein der Tradition überlassen. Denn Puffendorffs groses lateinisches Werk, so zuverlässig und schäzbar es auch dem gelehrten Geschichtforscher ist, da es fast ganz auf archivalischen Nachrichten beruht, war doch dem grosen Publikum unzugänglich. Auch Friedrichs II meisterhafte und mit Begeisterung geschriebene Geschichte des grosen Ahnherrn (in den Mémoires de la maison de Brandebourg) wurde nicht so, wie sie verdient hätte, gelesen, weil sie in fremder Sprache geschrieben und eigentlich nur für Staatsmänner bestimmt war. Ganz neuerlich haben wir die erste lesbare Geschichte des grosen Mannes, für das ganze gebildete Publikum bestimmt, in unsrer Sprache erhalten: „Das Leben Friedrich Wilhelms des Grosen, Churfürsten von Brandenburg, von Horn. Berlin 1814.“

deren einige Friedrich Wilhelm sich siegreich im Felde bewies, bey allen aber Achtung, bey einigen sogar Eifersucht auf seine emporstrebende Macht erregte. Bey keinem war Lezteres mehr der Fall, als bey Oesterreich, wenn gleich der große Churfürst die Schranken, welche ihm die deutsche Verfassung sezte, nicht überschritt, vielmehr in allen Fällen treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich bewies, und auch dem Erzhause in seinen Hauskriegen die nüzlichsten Dienste leistete. Dennoch sah man in Wien sehr ungern einen Reichsstand sich zu sehr erheben. Man müsse, sagte man dort, nicht einen neuen König der Vandalen an der Ostsee aufkommen lassen. Daß der Wiener Hof dieses dennoch wirklich unter des großen Churfürsten Nachfolger, auch dem Namen nach, geschehen ließ, wurde von den bedeutendsten österreichischen Staatsmännern als eine politische Uebereilung Kaiser Leopolds I getadelt 4).

1701 d. 18ten Jaur. Durch die Annahme der Königswürde, welche auf ein nur kleines Land gegründet wurde, das kaum erst

4) Prinz Eugen von Savoyen, der ein eben so einsichtsvoller Staatsmann, als großer Feldherr war, soll gesagt haben, die Minister, welche dem Kaiser gerathen, die Anerkennung der preußischen Krone zuzugeben, hätten Lebensstrafe verdient.

erst ein halbes Jahrhundert vorher durch den vom 1657
grossen Churfürsten errungenen Welauer Traktat d. 19ten Sept.
der Abhängigkeit von der Republik Polen entledigt und ein souveraines Herzogthum geworden war, hatte der preussisch-brandenburgische Regent eine Stelle unter den europäischen Mächten eingenommen, doch zugleich die bisherige im deutschen Reich beibehalten, eben dadurch aber seine Lage verwickelt und schwierig gemacht. Zwar hatten die bedeutendsten Mächte die neue Würde noch zur Zeit des ersten Erwerbers wirklich anerkannt, aber selbst beim Regierungs-Antritt Königs Friedrich II war diese Anerkennung noch nicht von allen geschehen. Der Pabst, die Republik Polen und der deutsche Orden weigerten dieselbe noch. Der leztere focht sogar die Rechtmässigkeit des Besitzes von Preussen an. Dieser Widerspruch war zwar unbedeutend und der Mächtigere konnte ihn wohl übersehen, aber er erinnerte doch immer an die Neuheit der Grösse des Staats und an die Nothwendigkeit, durch stets erneuerte Beweise von Kraft und Weisheit bey den ältern Staaten das Ansehn von Gleichheit zu behaupten. Preussen war, wie Friedrich einmal selbst sagt, nur ein Zwitter zwischen Königreich und Churfürstenthum, und hatte von der Natur des Leztern das Meiste.

Die Königswürde und Unabhängigkeit gründete sich nur auf den kleinsten Theil der Lande, deren Herrschaft Friedrich angetreten hatte. Alle übrigen Lande, mit Ausnahme des Fürstenthums Neufchatel, das der Schweiz angehörte, waren Bestandtheile des deutschen Reichs. Der Churfürst von Brandenburg stand in der ersten Klasse der Stände dieses Reichs, hatte bey der Kaiserwahl eine Stimme, und wirkte mit zu den Beschränkungen der Macht und der Rechte des Oberhaupts, Beschränkungen, die bey jeder neuen Wahl eines solchen vermehrt wurden. Von den übrigen deutschen Provinzen führte er die Titel: Herzog, — Fürst — Graf. In jedem dieser Lande war eine besondere Verfassung, welche die Rechte des Regenten bestimmte und einschränkte, und wegen deren Beobachtung dieser dem Kaiser und Reich untergeordnet und verantwortlich war. Nur in dem Churstaate durften die Rechtssachen der Unterthanen nicht an die höchsten Reichsgerichte gebracht werden, sondern wurden durch das oberste Gericht des Landesherrn entschieden. In den übrigen Provinzen aber fand die Befreiung von dieser Gerichtsbarkeit nur mit Beschränkungen statt [5]). Erst Frie-

5) Für Pommern, Magdeburg, Halberstadt, Minden, Cleve, Mark, Ravensberg hatte bereits der König Friedrich I Privilegia de non appellando limitata erhalten.

Friedrich II erhielt eine unbeschränkte Appellations-freiheit für alle seine deutschen Lande.

Diese wesentliche Verschiedenheit der Rechte, unter welchen die preußisch-brandenburgischen Lande regiert werden mußten, machte die Lage des Regenten verwickelt und schwierig. Nach der allgemeinen Natur des Menschen ist jede Einschränkung ein Reiz, von derselben sich zu befreyen. Dies war für den Churfürst von Brandenburg um so mehr der Fall, da er zugleich eine unabhängige Krone trug. Sehr natürlich wollte er in allen seinen Landen nach gleichen Grundsäßen regieren. Jede Hemmung, welche die verschiedene Verfassung einiger Lande in den Weg legte, war unangenehm. Das Ansehn, welches dieser Regent im allgemeinen Staats-System von Europa zu behaupten wünschte, war dem Gefühl seiner gesammten Kräfte angemessen, mit welchem er diesem Ansehn Gewicht zu geben vermogte, ohne hierbey an die Beschränkungen zu denken, unter denen er zu Anwendung eines Theils dieser Kräfte nur berechtigt war. Auch von andern Mächten wurde dieser Umstand nicht beachtet, wenn sie die Wichtigkeit des Beistandes berechneten, den dieser Regent seinen Bundesgenossen leisten konnte. Der große Churfürst hatte durch seine persönlichen Eigenschaften und seine

kräftige Einwirkung in die Geschäfte von Europa die öffentliche Meinung von der Macht des Hauses Brandenburg sehr erhöht, und dessen Sohn hatte durch die Tapferkeit und ruhmwürdigen Thaten seiner Truppen großes Ansehn erworben, noch ehe er sich die Krone aufsezte, und, nachdem dieses geschehen, war dadurch deren Glanz vermehrt. Selbst der kaiserliche Hof unterdrückte die Eifersucht, welche ihn zuweilen anwandelte, weil er gern sah, daß Friedrich I seine Kräfte für die Zwekke des Hauses Oesterreich verwendete.

Unter König Friedrich Wilhelm I wurde die Verwicklung der politischen Verhältnisse noch fühlbarer. Dieser Monarch hing treu an Kaiser und Reich; seine Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe erlaubte ihm nicht daran zu denken, die Pflichten, die er denselben schuldig war, zu verlezen. Aber es wurde ihm schwer, sich in untergeordnete Verhältnisse zu fügen, und sich den Unterschied der Rechte immer klar zu erhalten, mit denen er über die seiner alleinigen Herrschaft unterworfenen und die zum Reiche gehörigen Lande regierte. Er wollte mehr als bloßer Reichsstand seyn, aber es fehlte ihm die Entschlossenheit, sich als ganz selbstständigen Herrscher zu bewähren. Hiedurch kamen seine Handlungen zu-

weilen

weilen in Widerspruch mit einander, und er beging zu einer Zeit Dinge, die seinen Aeußerungen zu einer andern nicht gemäß waren. In Streitigkeiten mit andern Reichsständen wollte er es nicht auf den Spruch der Reichsgerichte ankommen lassen, sondern drohete seine Macht zu gebrauchen, um sich selbst Recht zu verschaffen; doch wurde diese Drohung gewöhnlich nicht erfüllt. In Reichskriegen wollte er die Truppen, welche er als Contingent zu stellen hatte, dem Wiener Hofe zugleich als dessen Alliirter anrechnen, und doch verlangte er für eben dieselben, in der Eigenschaft als Reichstruppen, von andern Ständen Verpflegung, und behandelte die Lande derer, welche diese weigerten, fast feindlich. Eben so weigerte er die Geldbeiträge, welche er zu den Reichslasten schuldig war. Alles dieses zog dem Könige Friedrich Wilhelm I im Reiche, und besonders am kaiserlichen Hofe, große Abneigung zu. Was aber diese ungemein vermehrte, war die offenbare Ungerechtigkeit und oft wirklich grausame Härte, mit welcher dieser König aus fremden Landen große Leute von jedem Stande mit Gewalt und List wegnehmen ließ und sie unter seinem Militair anstellte. Er kam hierüber mit fast allen seinen Nachbaren in oft sehr ernsthafte Streitigkeiten, und keine Vorstellungen konnten ihn über diesen Punkt von seinem Un-

recht

recht überzeugen. Bey allem dem machte seine grosse Fürsorge für die Erhaltung seiner schönen Soldaten ihn doch äusserst behutsam, sich nicht in streitige Händel mit andern Staaten zu verwickeln, und wenn dieses wegen gewaltsamer Werbung oder anderer Dinge geschehen war, wandte er Alles, auch oft vieles Geld, an, um das Geschehene wieder gut zu machen. Solche bewiesene Schwäche mußte natürlich die Achtung anderer Staaten gegen ihn mindern. Friedrich Wilhelm I, obgleich im Besitz des geübtesten Heeres und eines wohlgefüllten Schatzes, mußte doch in seinen lezten Jahren erleben, daß auf seine Vorstellungen überall wenig gehört wurde; auch kleine Staaten begegneten ihm mit geringer Achtung, und der kaiserliche Hof beinahe mit Geringschätzung 6). So vereinigten sich Oesterreich und Rußland über die Wiederbesetzung des polnischen Throns, als dieser

durch

6) Friedrich II hat diese politische Lage seines Vaters im Anfange der Histoire de mon tems geschildert, so daß man erkennt, wie sehr er das Herabsetzende derselben gefühlt habe. Interessante Nachrichten über das Benehmen Königs Friedrich Wilhelm I findet man auch in dem Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf, 1792, (gewesenen Gesandten bey König Friedrich Wilhelm I.) — S. über dieses unterrichtende Buch die Beil. P. 7. —

durch den Tod Königs August II erledigt wurde, ohne 1733
Friedrich Wilhelm, den diese Sache doch nahe anging, nur einige Kenntniß von ihren Absichten zu geben. Dieser König, obgleich er solches schmerzlich empfand, ließ sich dennoch bewegen, an dem wegen der polnischen Königswahl entstandenen Kriege für August III [7]), Churfürsten von Sachsen, Theil zu nehmen, verhehlte aber nicht, daß er dessen Nebenbuhler Stanislaus Leszinsky [8]) lieber den Besitz

7) Friedrich August III war geboren 1696. Um sich zum polnischen Thron fähig zu machen, ging er auf einer Reise in Italien 1712 zur katholischen Religion über. Durch den Wiener Frieden 1738 erhielt er wirklich die polnische Krone. Er war ein gutmüthiger, aber ungemein schwacher König, der seinem Minister, Grafen Brühl, Alles überließ. Durch Fehler seiner auswärtigen Politik, durch weit getriebene Verschwendung und schlechte Einrichtungen brachte dieser Minister über beide Lande, Sachsen und Polen, viel Unglück. August III starb 1763, und Graf Brühl bald nach ihm noch im selbigen Jahre.

8) Stanislaus Leszinsky, ein polnischer Edelmann, geboren 1677. Im J. 1704 wurde durch König Karls XII Gewalt, nach August II Entsetzung, seine Wahl zum König von Polen bewirkt und allgemein anerkannt, jedoch schon 1709 wurde er wieder verdrängt. Er hielt sich dann in Zweybrücken und im Elsaß als Privatmann auf, und vermählte 1726 seine Tochter an Ludwig XV. Nach August II Tode 1733 wurde er von einer

ſitz des polniſchen Throns gegönnt hätte, deſſen Wahl auch der Staatsklugheit offenbar angemeſſener geweſen wäre. Am empfindlichſten aber wurde Friedrich Wilhelm vom kaiſerlichen Hofe in Rückſicht ſeiner Anſprüche auf die Jülich-Bergiſche Erbfolge beleidigt. Dieſe Anſprüche im Fall des damals nahe erwarteten Abſterbens des Churfürſten Karl Philipp von der Pfalz waren höchſt gerecht [9]. Kaiſer Karl VI erkannte ſie dafür und hatte dem preuſſiſchen Könige ſeine Unterſtützung bei denſelben auf das bündigſte verſprochen, aber dennoch erfuhr leztere, daß der Wiener Hof in geheimen Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen ſich verbindlich gemacht habe,

---

einer Parthey in Polen wieder zum König gewählt, kam aber, da er von Frankreich nur ſchwach unterſtüzt wurde, nicht zum Beſitz, erhielt durch den Wiener Frieden 1738 die Herzogthümer Lothringen und Bar mit Bedingung, daß dieſe Lande nach ſeinem Tode an Frankreich fallen ſollten. Er war ein Herr von guten Einſichten, der Wiſſenſchaften und Künſte ſehr liebte, und bemühte ſich eifrig, ſeine Unterthanen glücklich zu machen. König Friedrich Wilhelm I ſchäzte ihn ſehr hoch, und Friedrich II ſchloß mit ihm noch als Kronprinz eine ſehr enge Freundſchaft, die auf Uebereinſtimmung der Geſinnungen beruhte, und bis an Stanislaus Tod währte, der 1766 im hohen Alter erfolgte.

9) Das Verhältniß derſelben iſt B. I. S. 67 angegeben.

habe, die reiche Erbschaft dem Hause Pfalz-Sulzbach zuzuwenden.

In dieser Lage der Dinge kam Friedrich II auf den Thron. Er fühlte lebhaft, daß es seine Hauptsorge seyn müsse, das unter dem Vater so tief herabgesunkene Ansehn des Staats herzustellen, und Europa zu beweisen, die vom Großvater erworbene Königswürde werde unter ihm kein leerer Titel seyn, sondern Preußens Platz unter den unabhängigen Mächten mit Würde und Nachdruck behauptet werden. Schon die ersten Schritte seiner Regierung bewiesen, wie sehr ihn dieser Gedanke beschäftige. Sie mußten sogar die Besorgniß erregen, daß Friedrich, wenn seine Rechte irgendwo in Deutschland verlezt würden, sich nicht in den Schranken eines Reichsstandes halten, und sich nicht begnügen werde, im verfassungsmäßigen Wege Genugthuung zu suchen, da er die mangelhafte Beschaffenheit dieses Weges durch die Erfahrungen, die sein Vater gemacht, kennen gelernt hatte. Schon im ersten Monat seiner Regierung erhielt Friedrich einen Anlaß, 1740 Jun. kund zu thun, welch Benehmen in Reichssachen von ihm zu erwarten sey. Die Grafschaft Hanau war dem Landgrafen von Hessencassel angefallen, aber der Churfürst von Mainz machte an einen Ort dersel-

ben, Rumpenheim, Anspruch, und drohete diesen mit Gewalt durchzusetzen. Der Landgraf suchte hingegen bey dem Könige Schutz, und dieser, obgleich die Sache ihn nicht anging, und er nicht befugt war, über das Recht der streitenden Theile zu entscheiden, erließ ein nachdrückliches Abmahnungs-Schreiben an den Churfürst mit hinzugefügter Drohung, er werde die Vergewaltigung eines mit ihm durch Erbverbrüderung eng verbundenen Fürsten nicht zugeben, sondern zu deren Abwehr Hülfe leisten. Dieses hatte die Folge, daß der Churfürst von der gedroheten Gewaltthat abließ und die Irrung in Güte verglichen wurde. Wir müssen jedoch hiebey bemerken, daß dieser erste Fall auch der einzige während der ganzen Regierung Friedrichs gewesen sey, wo dieser König sich in deutsche Rechtsangelegenheiten gemischt hat, die ihn selbst nicht angingen, oder an deren Schlichtung Antheil zu nehmen er nicht durch die Verfassung berufen war.

Ein zweiter bald hierauf folgender Vorfall betraf den König selbst. Durch die oranische Erbschaft war dem preußischen Hause eine Herrschaft Herstall, an der Maas, ohnweit Lüttich, zugefallen, über welche der Bischof von Lüttich Lehnsherrlichkeit hatte, die jedoch von Brabant streitig gemacht wur-

de. Jener Bischof nahm auch einige Rechte der Landeshoheit in Anspruch. In dem Streite, welcher hieraus zwischen König Friedrich Wilhelm I kurz vor dessen Tode und dem lüttichschen Bischof entstanden war, wurde lezterer beschuldigt, auf die an ihn erlassenen Schreiben des Königs nicht geantwortet, und dessen an ihn abgeordneten Gesandten nicht die gebührende Achtung bewiesen zu haben. Der von einigen in Herstall angekommenen preußischen Werbern gegen lüttichsche Unterthanen ausgeübte Unfug machte die Verbitterung noch grösser, und der Bischof wünschte sehr von der lästigen Nachbarschaft in irgend einer Art frey zu werden. Bey der preußischen Regierungs-Veränderung weigerten die Unterthanen von Herstall die Huldigung, und der Bischof wurde des Mitwissens und heimlicher Theilnahme beschuldigt. Friedrich forderte schleunige Genugthuung, 1740 Sept.
und da diese nicht erfolgte, sandte er einige Truppen ins Lüttichsche, die zwar strenge Mannszucht beobachteten, aber Verpflegung und Kriegssteuer forderten. Dieses eigenmächtige Verfahren war allerdings der Reichsverfassung nicht gemäß und machte großes Aufsehn. Der Bischof klagte über Landfriedensbruch; und Kaiser Karl VI brachte die Sache an den Reichstag. Dies war die lezte Handlung seiner kaiserlichen Regierung. Der König wartete den Erfolg der

Reichsberathungen nicht ab, sondern beendigte den Streit dadurch, daß er die wegen Entlegenheit von seinen andern Landen ihm wenig wichtige Herrschaft Herstall dem Hochstift Lüttich käuflich überließ.

Doch bald zeigte sich eine größere Gelegenheit für Friedrich II, die Grundsätze zu beweisen, welche er gegen andere Staaten in Absicht seiner behaupteten Rechte zu befolgen entschlossen sey. Das Haus Brandenburg hatte seit langer Zeit Ansprüche an einige schlesische Fürstenthümer, die ihm vom Hause Oesterreich gewaltsam vorenthalten wurden. Die Art, wie der Wiener Hof sich hiebey, besonders gegen den großen Churfürsten und dessen Sohn König Friedrich I benommen hatte, gerade zu der Zeit, da diese beiden Fürsten ihm die nüzlichsten Dienste erwiesen, mußte nothwendig eine langdauernde Erbitterung hervorbringen. Friedrich I und Friedrich Wilhelm I hatten dieselbe unterdrückt, aber von einem jungen lebhaften, die Ehre liebenden Fürsten konnte ein solches gegen seine Vorfahren verübtes Unrecht nicht leicht vergessen werden. Das Verhältniß dieser Sache ist folgendes [10].

1)

10) Wir stellen dasselbe mit Wahrheit und Unpartheilichkeit dar, obgleich wir wissen, daß jezt Manche es mißbilligen,

1) Das schlesische Fürstenthum Jägerndorf nebst andern Herrschaften war als böhmisches Lehn von einer Nebenlinie des Hauses Brandenburg besessen, und nach deren Abgang, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, an den Churfürst Joachim Friedrich vererbt worden. Dieser hinterließ Jägerndorf seinem zweiten Sohne Johann Georg mit dem ausdrücklichen Beding, daß, bey Abgang dessen Mannsstamms, dieses Fürstenthum wie-

---

ligen, wenn an altes Unrecht erinnert wird, weil sie ängstlich besorgt sind, es möchte dadurch das zu unserer Zeit glücklich bestehende bessere Verständniß gestört werden. Wir theilen diese Besorgniß nicht, so sehr wir den Beweggrund derselben ehren; wir halten vielmehr dafür, der Geschichtsschreiber handle wider seine Würde und Pflicht, wenn er, statt seine alleinige Bestimmung zu erfüllen, „das Geschehene durchaus wahr „zu berichten," sich zum Werkzeug der veränderlichen Politik des immer schnell vorübereilenden Augenblicks erniedrigt, und durch Verschweigung und Entstellung von Thatsachen alle Wirkung, welche die Geschichte thun soll, und alles Lehrreiche, was sie haben kann, vernichtet. Wir sind überzeugt, daß erleuchtere Staatsmänner in Wien, so wie in Berlin, die Sache eben so betrachten, und zu viele Einsicht haben, um zu fürchten, ein auf Gerechtigkeit und wahre Staatsklugheit gegründetes politisches System könne erschüttert werden, wenn treu erzählt wird, daß in frühern Zeiten nach andern Grundsätzen gehandelt und dadurch Elend und Verderben über die Völker gebracht sey.

wieder an die Churlinie zurückfallen solle. Markgraf Johann Georg erklärte sich während der böhmischen Unruhen für den Churfürsten Friedrich V von der Pfalz, und wurde deshalb, da dieser unterlag, von dem siegenden Könige von Böhmen, Kaiser Ferdinand II, in die Acht erklärt, auch für sich und seine Nachkommen des Lehns Jägerndorf beraubt. Dessen noch minderjähriger Sohn, Markgraf Ernst, konnte zum Wiederbesitz nicht gelangen, und nach dessen Tode wurde derselbe sogar dem Churfürst Friedrich Wilhelm beharrlich verweigert, so unstreitig auch sein Recht an dieses altväterliche Stammgut, und so unschuldig er an dem von seinem Lehnsvorfahr begangenen Fehler war. Alle Verdienste, welche der große Churfürst mit den größten Aufopferungen um den Wiener Hof erwarb, konnten nicht bewirken, daß derselbe ihm in dieser Sache hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen.

2) Das altschlesische Fürstenhaus der Herzoge von Liegnitz, welches die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau nebst einigen andern Herrschaften als Lehne der Krone Böhmen besaß, hatte mit dem
1537 Churhause Brandenburg eine Erbverbrüderung geschlossen, nach welcher jene Lande, im Fall des Erlöschens des liegnitzischen Mannsstammes, dem Chur-

hause

hause (so wie umgekehrt einige auch von Böhmen zu Lehn gehende Besitzungen des Churhauses im Fall dessen Abganges den Herzogen von Liegnitz) zufallen sollten. Diese Erbverbrüderung würde jedoch vom Kaiser Ferdinand I, als König von Böhmen, auf eine dagegen angebrachte ganz unbegründete Klage der bey der Sache gar nicht interessirten Landstände von Böhmen cassirt, und der Herzog von Liegnitz gezwungen, derselben zu entsagen und die Original-Urkunde herauszugeben, worauf der Kaiser erklärte, daß nach Abgang der liegnitzischen Herzoge ihre Lande der Krone Böhmen anfallen sollten. Diese Handlung war offenbar widerrechtlich und gewaltsam, weil die Herzoge von Liegnitz ihre Lande der Krone Böhmen nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu Lehn übertragen hatten, daß sie sich freie Disposition vorbehielten, dieselben zu jeder Zeit, unter Bedingung der Lehnseigenschaft, beim Leben oder auf den Todesfall, in jeder Art Andern zu überlassen oder zu veräußern. Das Churhaus Brandenburg erkannte also diese Vernichtung der Erbverbrüderung nicht an, sondern widersprach derselben, und behielt sich sein durch dieselbe erworbenes Recht ausdrücklich vor. In Gemäßheit solchen Rechts verlangte Churfürst Friedrich Wilhelm, als der liegnitzische Mannsstamm erloschen war, die Nachfolge in dessen Lan- 1675

 den.

den. Diese wurden aber vom Kaiser Leopold I sofort gewaltsam eingezogen und deren Herausgabe beharrlich verweigert. Man versprach dem Churfürsten eine anderweitige Entschädigung und erkannte durch dieses Versprechen das begangene Unrecht. Churfürst Friedrich Wilhelm wollte sich aber auf nichts einlassen, und weigerte standhaft alle angebotene Abfindung mit Gelde. Endlich aber brachte es doch der Wiener Hof nach langen Unterhandlungen dahin, daß der Churfürst seinen Rechten auf die schlesischen Fürstenthümer entsagte, und dagegen den zwar diesem Verlust gar nicht gleichkommenden schwiebusser Kreis nebst einigen ihm abgetretenen Geldforderungen
1686 zum Ersatz annahm. Während dieser Unterhandlung wurde aber der Churprinz (nachher Churfürst Friedrich III, oder als König Friedrich I) von dem kaiserlichen Gesandten von Freitag durch ihm gemachte Vorstellungen und Drohungen dahin gebracht, in einem geheimen, dem Vater nie bekannt gewordenen, Traktat zu versprechen, daß er sofort nach angetretener Regierung den seinem Vater abgetretenen schwiebusser Kreis wieder zurückgeben wolle.
1688 Wie dieser Fall wirklich eintrat, machte Friedrich III das ihm insgeheim abgelockte Versprechen [11]) seinen Mi-

11) Es war dem Churprinzen ausdrücklich zur Bedingung ge-

Ministern bekannt, welche der einstimmigen Meinung waren, daß ein solcher durch List und falsche Vorstellungen abgedrungener Vertrag durchaus keine rechtliche Kraft haben könne. Der Churfürst weigerte daher die Herausgabe des schwiebusser Kreises. Da aber vom kaiserlichen Hofe darauf bestanden und zulezt mit Anwendung von Gewalt gedrohet wurde, gab er endlich denselben wieder zurück. Die von 1695 Friedrich Wilhelm eingegangene Entsagung der schlesischen Fürstenthümer wurde aber bey dieser Gelegenheit nicht erneuert, und die Rechte an dieselben traten also, nach Rückgabe des für sie angenommenen Ersatzes, offenbar wieder in ihre volle Kraft ein.

Auf diese Gründe stüzte nun Friedrich II seine Forderungen, und gewiß wird Jeder, bey unpartheiischer Erwägung, dieselben höchst gerecht finden. So sehr es für die Ruhe der Völker zu wünschen wäre, daß ihre Herrscher den einmaligen Besitzstand gegenseitig als unverlezbar anerkennten, ohne die Art seiner Erwerbung, nach geraumer Zeit, neuer Un-

gemacht, daß er den ihm geschehenen Antrag keinem der Räthe seines Vaters, auch nicht seinem Vertrauten, Baron von Dankelmann, entdecken und sich in dieser Sache durchaus keines Raths bedienen solle.

Untersuchung zu unterwerfen; so kann dies doch nicht geschehen, so lange deshalb nichts durch Verträge ausgemacht, und nicht, wie es unter Privatpersonen der Fall ist, auch unter Staaten ein Zeitpunkt der Verjährung besteht, über welchen hinaus keine Wiedereinsetzung in einen mit Unrecht entrissenen Besitz gefordert werden solle. So lange hierüber nicht allgemein gültige Verträge zwischen den Völkern bestehn, wird gegen eine Gewaltthat, die sich noch im frischen Andenken erhalten hat, die Herstellung in den vorigen Stand immer verlangt und wohl gar erzwungen werden, sobald sich die Gelegenheit dazu günstig erweiset. Dieses war nicht nur jezt der Fall, sondern die vorhandenen Umstände schienen sogar dringend aufzufordern. An die österreichische Erbfolge wurden jezt von mehreren Seiten Ansprüche erhoben, und bey der Ungewißheit des endlichen Erfolgs des deshalb entstandenen Streits mußte Friedrich fürchten, diese ihm angestammten Rechte für sich und seine Nachkommen für immer zu verlieren, wenn er jezt dieselben gar nicht in Anregung bringen wollte. Er entschloß sich hierzu mit großer Schnelle. Von dem Augenblick an,
1740 d. 20ten Octbr. da er Kaisers Karl VI Tod erfuhr, machte er Rüstungen, welche einen vorhabenden Angriff andeuteten und allgemeine Aufmerksamkeit erregten. An die schlesischen Ansprüche dachte zunächst wohl Niemand.

Die

Die meisten Höfe vermutheten, der König setze sich in Bewegung, um sogleich nach erfolgtem Tode des bejahrten Churfürsten von der Pfalz, Jülich und Berg in Besitz zu nehmen, und Friedrich bestärkte selbst dadurch diese Vermuthung, daß er die nach diesen Landen führenden Wege ausbessern ließ und den Truppen Marschordre's in jener Richtung ertheilte, die bald nachher zurückgenommen wurden. Aber plötzlich rückte er, mitten im Winter, mit einem bedeutenden Corps in Schlesien ein. Die wenigen in diesem Lande zerstreut liegenden österreichischen Truppen vermogten keinen Widerstand zu thun. Binnen einigen Wochen war Friedrich im Besitz der Hauptstadt und der festen Plätze. Erst in demselben Augenblick, wie er Berlin verließ, sandte er einen außerordentlichen Abgeordneten, den Grafen von Gotter, nach Wien, und ließ der Königin von Ungarn den Abschluß einer Allianz antragen, der die Seemächte und Rußland beitreten könnten. Er versprach, wenn sie hierauf eingehe, die Erbfolge der Königin in allen nachgelassenen deutschen Staaten ihres Vaters mit allen seinen Kräften gegen jeden Angriff zu vertheidigen, überdem sie mit sogleich herzugebenden zwey Millionen Gulden zu unterstützen, auch die Kaiserwahl ihres Gemahls, des Großherzogs Franz von Toskana, kräftig zu befördern. Für

1740 d. 13ten Decbr.

alle

alle diese Aufopferungen, und zugleich für seine Ansprüche auf die vier Fürstenthümer und zum Ersatz des seinen Vorfahren so lange entzogenen Genusses derselben, verlangte der König die Abtretung von ganz Schlesien, gab indeß bald zu erkennen, er werde sich auch mit einem Theile begnügen.

Diese trotzige und in ganz ungewohnter Art gemachte, zugleich mit dem wirklichen Angriff auf Schlesien verbundene Forderung konnte in Wien keinen andern als sehr üblen Eindruck machen. Man hatte daselbst das Einrücken der Truppen in Schlesien schon vor der Ankunft des Gesandten erfahren. Die edle junge Königin fand sich durch dieses Benehmen empfindlich beleidigt. Der König von Preußen, wenn gleich er ein wohlgerüstetes Heer und eine wohlgefüllte Schatzkammer besaß, schien dadurch keinesweges zu einem solchen Ton, als er sich erlaubte, gegen eine große und alte Macht berechtigt, die zwar in diesem Augenblick bedrängt, aber doch immer durch den Umfang ihrer Besitzungen und durch ihre seit Jahrhunderten bewährte Kraft, sehr bedeutend, und deren Aufrechthaltung für das allgemeine politische System wichtig war. Mit Recht konnte man in Wien erwarten, diese Betrachtung werde allgemein Theilnahme und Beistand aufregen;

dagegen mußte Maria Theresia fürchten, daß sie in der Achtung anderer Staaten sinken und noch mehr Angreifer ermuntern werde, wenn sie sogleich der ersten gegen sie versuchten Drohung nachgeben und mit Abtretung eines Theils ihrer Lande den angebotenen Schutz zur Behauptung der übrigen erkaufen wollte. Wenn gleich der nachherige Erfolg dem österreichischen so wie dem preußischen Patrioten den Wunsch abdringen muß, daß Oesterreich und Preußen sich damals verglichen hätten; so verdienen doch die Rathgeber der jungen Königin nicht Tadel, wenn sie derselben jene Betrachtungen vorhielten, und sie dadurch in dem Vorsatz bestärkten, den edle Ehrliebe ihr eingab. Die Forderung Friedrichs wurde abgewiesen und Alles angewandt, um seinem Einfalle zu widerstehen. Indeß begünstigte das Glück den kühnen Angreifer. Die erste Schlacht bey Molwitz fiel 1741 zu seinem Vortheil aus. d. 10ten April. In einigen Monaten befand er sich in dem Besitz von fast ganz Schlesien, und konnte seine zurückweichenden Gegner bis nach Mähren verfolgen.

So gegründet die Ansprüche Friedrichs auch waren, so läßt sich doch nicht zweifeln, daß weniger deren rechtliches Gewicht, als seine ehrgeizige Begierde, durch eine glänzende Unternehmung den Anfang

seiner Regierung zu verherrlichen, das herabgesunkene Ansehn des Staats zu heben und eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um auf Kosten eines bedrängten Nachbars (und zwar gerade dessen, der seine Vorfahren oft gedrückt hatte) sich zu vergrößern, — die wirklichen Beweggründe waren, welche Friedrich zu diesem unerwarteten Angriff veranlaßten. Er verhehlt dieses selbst nicht, sowohl in seinen Geschichtsbüchern [12]), als in den Briefen an seine Vertrauten. Er erklärt es in den leztern selbst für eine Thorheit, daß er durch die Begierde, seinen Namen zunächst in den Zeitungen und später in der Geschichte glänzen zu sehen, sich habe hinreißen lassen, die schöne Ruhe, deren er genießen konnte, gegen die Unruhen und Sorgen eines ungewissen Krieges aufzuopfern [13]).

Friedrich verkannte nicht die Mislichkeit der Unternehmung, die er durch den Angriff einer so überlegenen Macht wagte, welche zwar im ersten Augenblicke überrascht werden, aber die in kurzer Zeit seinen schön gepuzten, aber nur auf Wachtparaden geüb-

12) S. Histoire de mon tems chap. 2.

13) Am stärksten drückt er sich hierüber in den Briefen an Jordan aus. S. Beilage M. VII. 1.

geübten Soldaten ein Heer von Kriegern entgegensetzen konnte, die unter erfahrnen Feldherren die Uebung des großen Krieges erworben hatten [14]); einer Macht, deren Erhaltung für das allgemeine Interesse wichtig war, und die auf den Beistand anderer Mächte gewiß rechnen durfte, wäre er auch nicht durch derselben Garantie der pragmatischen Sanktion Kaisers Karl VI versprochen gewesen. So glänzenden Ruhm Friedrich hoffen konnte, wenn sein Unternehmen gelang, so war auch, im Fall des Gegentheils, eine Erniedrigung, von der er vielleicht nicht sich erheben würde, unfehlbar, und er würde alsdann den Vorwurf sich haben machen müssen, ein solches Unglück sich und seinen Ländern durch seine verwegene Unternehmung zugezogen zu haben. Wahrscheinlich hätten diese Gründe zuletzt das Uebergewicht behalten, hätte Friedrich zu überlegen mehr Zeit genommen, und auf seine erfahrnen Feldherrn und

14) Der auf das erste Gerücht von Friedrichs Absichten von der Königin von Ungarn zur Ausgleichung der Irrung nach Berlin gesandte Marquis de Botta sagte zum Könige: „Sire, vos troupes sont belles, „j'en conviens; les nôtres n'ont pas cette ap„parence, mais elles ont vu le loup; pensez, „je vous en conjure, à ce que vous allez entre„prendre."

und Minister gehört, die den Angriff widerriethen. Aber die jugendliche Leidenschaft hörte nicht auf die Warnungen des eignen Nachdenkens und fremder Erfahrung. Dieses verdient allerdings Tadel, und noch jezt muß gewünscht werden, Friedrich hätte seine Ansprüche auf eine weniger rasche und herausfordernde Art geltend gemacht, dagegen versucht, auf eine gütliche Weise deren Anerkennung und billige Genugthuung wegen seiner gerechten Forderungen vom Wiener Hofe zu erhalten, welches zu bewirken einer geschickt geführten Unterhandlung zwar schwer, doch wahrscheinlich nicht unmöglich gewesen seyn möchte [15].

Doch

15) Wir gründen diese unsere Vermuthung vornämlich darauf, daß König Georg II von England das größte Interesse dabey hatte, den Angriff des Königs von Preußen abzuhalten, damit Maria Theresia nicht geschwächt werde, sondern im Stande sey, ihren übrigen Gegnern desto kräftiger zu widerstehen. Die Vorstellungen des brittischen Monarchen hätten wahrscheinlich den Wiener Hof gleich anfangs zur Nachgiebigkeit und einigen Aufopferungen eben so gut bewogen, wie sie nachher den Breslauer Frieden bewirkten, durch den weit mehr abgetreten werden mußte, als das, womit Friedrich anfangs sich begnügt haben würde.

Doch wenn dieser Angriff und die Art, wie er gemacht wurde, das Wohl des Staats großen Gefahren aussezte und deshalb misbilligt werden muß; so müssen wir dagegen die Stärke des Charakters bewundern, mit welcher Friedrich seiner Leidenschaft schon bald Gränzen zu setzen wußte, und sich durch das glänzende Glück, das ihn begünstigte, nicht hinreißen ließ, ein Eroberer zu werden. Gewiß war die Versuchung hierzu sehr reizend. Binnen wenigen Wochen hatte er eine ganze Provinz erobert, deren Bewohner, wenigstens einem großen Theile nach, sich seiner Herrschaft gern zu unterwerfen schienen [16]. Seine Truppen hatten Beweise von Tapferkeit und Muth gegeben, die kaum erwartet werden konnten, und einen Gegner besiegt, der längst im Besitz eines großen

16) Von den Protestanten in Schlesien, deren Zahl etwas über die Hälfte aller Einwohner ausmachte, war dieses vorzüglich der Fall. Friedrich ließ sie die vollkommenste Religionsfreiheit und ganz gleichen Genuß aller bürgerlichen Rechte hoffen, deren sie bisher beraubt und mit Härte behandelt waren. Aber er gestattete ihnen keine Vorzüge vor den Katholiken, und beruhigte diese gegen alle Besorgniß, daß die Verfolgung, welche sie bisher geübt, ihnen jezt vergolten werden möchte. Dieses machte ihm auch die Katholiken, besonders die Geistlichkeit, deren Vorrechte ganz ungekränkt blieben, geneigt.

großen Kriegsruhms war, und der auch jezt es nicht an tapferm Widerstande hatte fehlen lassen. Dieser glückliche Erfolg gab dem jungen Könige großes Ansehn. In allen Kabinetten wurde erkannt, daß der künftige Zustand der Dinge sich zum Theil nach den Entschließungen Friedrichs gestalten werde. Sezte er seine Unternehmungen mit dem bisher erfahrnen Glücke und mit bisheriger Kühnheit fort, so war gar nicht unwahrscheinlich, daß er die Hauptstadt Wien erreichen, und dort als Sieger werde bestimmen können, welche Theile der österreichischen Monarchie Maria Theresia verbleiben, und welche an Andere kommen sollten. Fast alle Höfe wetteiferten deshalb, den König ihren Absichten geneigt zu machen. Sein Hauptquartier wurde von ihren Gesandten [17]) häufig besucht, und war der glänzende Sitz der wichtigsten, von allen Seiten mit Eifer betriebenen Unterhandlungen.

Friedrich hatte den Krieg unternommen, ohne irgend einen Bundesgenossen zu haben. Dies verdient

17) Französische, spanische, englische, hannöversche, holländische, bayersche, sächsische und vielleicht noch mehrere Gesandte befanden sich in demselben zu gleicher Zeit, und der König hatte seinen Kabinets-Minister, Grafen von Podewils, immer bey sich.

dient nicht Tadel; es war keine Uebereilung, sondern eine wohlüberlegte, den damaligen Verhältnissen vollkommen angemessene Staatsklugheit. Wenn er einmal sich entschlossen hatte, seine Ansprüche mit Gewalt durchzusetzen, so waren schnellste Benutzung der Zeit und, ehe er handelte, möglichst lange erhaltenes Geheimniß seiner Absichten durchaus nothwendig, um die gewagte Sache gelingen zu machen. Jede vorgängige Unterhandlung mit fremden Mächten aber würde Zeit gekostet und das Vorhaben in einem weitern Kreise bekannt gemacht haben. Auch würde der König bey jedem Bündniß, das er hätte eingehen können, sich darüber, wie weit er seine Forderungen treiben wolle? haben erklären und vielleicht binden müssen. Die Zusicherung eines fremden Beistandes würde er auch nicht erhalten haben, ohne seiner Seits sich gleichfalls zur Beförderung der Zwecke Anderer verbindlich zu machen. Jede Beschränkung und Verwickelung in fremde Entwürfe wollte er, nach sehr richtiger Ueberlegung, vermeiden. Ging er gar keine Verbindung mit einer fremden Macht ein, so blieb es ganz in seiner Gewalt, seine Absichten zu verfolgen oder über dieselben sich zu vergleichen, wie er es, nach Lage der sich ergebenden Umstände, für sich selbst am rathsamsten fand. Daß es ihm auch ohne Traktaten an Beistand nicht fehlen

 wer-

werde, war voraus zu sehen. Die verschiedenen Mächte, welche die österreichische Erbfolge von allen Seiten in Anspruch nahmen, mußten Friedrichs Angriff der Königin von Ungarn gern sehn und denselben begünstigen, weil dadurch der Erfolg ihrer eignen Unternehmungen befördert wurde. Frankreich war diejenige Macht, welche, ohne selbst Ansprüche zu machen, von den entstandenen Irrungen die größten Vortheile und das entschiedene Uebergewicht in Europa zu erhalten hoffte, das seit Jahrhunderten das ununterbrochen angestrebte Ziel der französischen Politik und der Gegenstand des Kampfes mit dem nun erloschenen Hause Habsburg gewesen war. Die Lande dieses leztern sollten, nach dem Entwurfe des französischen Kabinets, unter mehrere Souverains vertheilt werden, deren keiner mächtig genug würde, um die Ansprüche auf den ersten Platz unter den europäischen Mächten erneuern zu können, die vielmehr, bald unter sich entzweit, gezwungen seyn würden, bey ihren Irrungen das schiedsrichterliche Amt Frankreichs anzuerkennen. Der alte Kardinal Fleury [18]), der damals Frankreich unter dem Namen

18) Dieser merkwürdige Mann hatte das seltene Schicksal, daß er in dem Lebensalter, worin die meisten Menschen es für hohe Zeit halten, sich aus den Geschäften her-

men Königs Ludwig XV regierte, hatte diesen Plan nicht erfunden, aber ihn genehmigt, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, dessen Zweck zu erreichen,

 ohne

herauszuziehen, in dieselben eingetreten war. 1726 in seinem 73sten Jahre wurde er Premier-Minister, und behauptete sich unter dem schwachen König Ludwig XV ohne Wanken in diesem Posten siebenzehn Jahre bis an seinen Tod, der 1743 in seinem 90sten Jahre erfolgte. Ohne großes Genie und ohne glänzende Eigenschaften erhielt er die Ruhe von Frankreich und von ganz Europa. Der französische Hof war unter Fleury nicht gefürchtet noch gehaßt, wie unter Ludwig XIV, aber sehr geachtet und von bedeutenderm Einfluß, wie vielleicht in irgend einer Periode jenes Monarchen. Diese Achtung war auf die Ueberzeugung von der Mäßigung und Uneigennützigkeit der redlichen Politik des Kardinals gegründet, Tugenden, die er wirklich besaß, die ihn aber nicht hinderten, mit Geschicklichkeit jede Gelegenheit, die sich darbot, zum Besten seines Staats zu benutzen und demselben durch den Erwerb von Lothringen die schönste innere Ausrundung zu verschaffen, die ihm bis dahin noch fehlte. Er hatte seinen König erzogen, und so lange er lebte, behielt er das Ansehn eines Vaters über ihn, indem er dessen Leidenschaften zwar etwas mehr begünstigte, als strenge Richter es vielleicht billigen konnten, aber sie zugleich leitete und dadurch große Fehler verhütete. Er nahm dem König die Mühe des Selbstregierens ganz ab, ohne daß dadurch dessen Ansehn zu sehr verlor. Wie er gestorben war, zeigte Ludwig XV diesen Todesfall andern Höfen in solcher Art an, als wenn er nun erst selbst die Regierung angetreten habe.

ohne daß Frankreich selbst am Kriege Theil näh- me [19]). Der Hauptleiter der großen Geschäfte war damals der Marschall von Belleisle [20]), ein Mann von vielen Fähigkeiten, großem Ehrgeitz und unglaublicher Thätigkeit, dessen Plane nur deshalb scheiterten, weil es ihm an Feldherrn-Talenten fehlte, und weil er die verschiedenen Mächte, durch deren Kräfte er mehr, als durch Frankreichs eigne, seine Zwecke zu erreichen hoffte, nicht mit gehöriger Achtung und Schonung behandelte und nicht sie gehörig zu leiten verstand.

Um seinen Plan zu erreichen, begünstigte Frankreich, das die pragmatische Sanktion Kaiser Karls VI garantirt hatte, Alle, die auf die österreichische Erbfolge, aus welchem Grunde es seyn mochte, Anspruch machten, obgleich ihre Forderungen mit einander

19) Obgleich schon seit dem Feldzuge von 1741 dem Churfürsten von Bayern französische Hülfstruppen gesandt waren, wurde der Krieg doch erst nach des Kardinals Tode erklärt.

20) Er stammte aus einer berühmten Familie, wurde nachher Kriegsminister, und hatte besonders nach Fleury's Tode großen Einfluß. Verzehrt durch Kummer, welchen die unglückliche Wendung des siebenjährigen Krieges ihm machte, ist er 1761 gestorben.

ander in offenbarem Widerspruch waren, und eine die andere aufhob [21]). Nach dem Entwurf des französischen Kabinets sollte Maria Theresia Ungarn, Niederösterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen behalten; dem Churfürsten von Bayern sollte Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und Breisgau zufallen, auch war ihm die deutsche Kaiserwürde bestimmt; der Churfürst von Sachsen sollte Mähren und Oberschlesien nebst dem Königstitel, der König von Preußen aber Niederschlesien bekommen. Die italie-

21) Der Churfürst von Bayern gründete sein Recht der Nachfolge in sämmtlichen Erblanden auf ein Testament Kaisers Ferdinand I, von dem er in weiblicher Linie abstammte; der Churfürst von Sachsen machte im Namen seiner Gemahlin, ältesten Tochter Kaisers Joseph I, einen Anspruch auf alle Erblande, der wohl der gerechteste von allen war, weil ebengenannter Kaiser mit seinem Bruder, nachher Kaiser Karl VI, nach dem Wunsche ihres Vaters, Kaiser Leopold I, und unter dessen Augen im Jahr 1703 einen Erbvertrag geschlossen hatte, dem gemäß, in Fall der Mannsstamm beider Brüder erlöschen würde, die Töchter derselben, und zwar zuerst die josephinischen, erben sollten; König Philipp der V von Spanien trat sogar als weiblicher Nachkomme der 1700 ausgestorbenen österreichischen Linie auf, die in Spanien geherrscht hatte, und seine oder vielmehr seiner Gemahlin Elisabeth von Parma wahre Absicht ging nur dahin, Besitzungen in Italien für ihre Kinder zu erhalten. Der König von Sardinien nahm nur Mayland in Anspruch.

nischen Provinzen sollten entweder der Krone Spanien, oder spanischen Infanten zugetheilt werden, auch in ihnen der König von Sardinien eine Abfindung erhalten. Den Erwerb der Niederlande (des Ganzen oder wenigstens eines Theils) behielt der französische Hof sich wahrscheinlich selbst bevor, vermied aber darüber eine offne Aeußerung [22]). Friedrich war weit entfernt, einen solchen Theilungsentwurf zu billigen und seine Kräfte für Frankreichs Zweck aufopfern zu wollen, dessen Gefährlichkeit für die Freiheit von Europa er sehr wohl einsah. Er verkannte besonders nicht, in welchem hülfslosen Zustande Deutschland seyn würde, wenn in demselben keine bedeutende Macht übrig bliebe, die dem immer weiter gehenden französischen Ehrgeiz entgegen träte. Er wünschte deshalb keinesweges die gänzliche Unterdrückung oder auch nur die sehr merkliche Schwächung von Oesterreich. Denn unmöglich konnte seiner Einsicht entgehen, daß, wenn Oesterreich zersplittert würde, für ihn nur die Wahl übrig bleiben werde, entweder der gänzlichen Unterjochung Deutschlands zuzusehen, oder für dessen Erhaltung einen beständigen

22) Man hat behauptet, Maria Theresia selbst sey zur Abtretung der Niederlande nicht ungeneigt gewesen, wenn dagegen Frankreich aufhöre, den Churfürsten von Bayern und andere Gegner zu unterstützen.

gen Kampf mit Frankreich zu führen, einen Kampf, der aus vielen Gründen für Preussen ungleich schwieriger und erschöpfender seyn mußte, als es ein Krieg mit Oesterreich je werden konnte.

Unter diesen Umständen zauderte Friedrich so lange als möglich, ehe er sich mit Frankreich und Bayern fest verband, und es ist bis jezt noch nicht bekannt, auf welche Bedingungen es endlich wirklich geschehen sey [23]). Noch lange unterhielt Friedrich die

23) Der deshalb abgeschlossene Traktat ist nie öffentlich bekannt geworden. J. J. Moser (im Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts VIII. S. 76) und nach ihm von Martens (im Guide Diplomatique I. pag. 163) und de Flassan (in Histoire de la Diplomatie française Tom. V. p. 503) sagen zwar, ein solcher Traktat sey am 1sten November 1741 abgeschlossen, aber ohne den Ort anzuzeigen, wo dieses geschehen sey, noch die Quelle ihrer Nachricht nachzuweisen. Das angegebene Datum muß auch unrichtig seyn, denn Friedrich erzählt selbst (s. Oeuv. posth. édition de Berlin Tom. I. pag. 170), daß schon bald nach der Schlacht bey Molwitz in seinem Hauptquartier vom Marschall Belleisle ein Traktat entworfen wurde, der aber nicht unterzeichnet sey. Aus dem dort Angeführten erhellet nicht, welche Theilung der österreichischen Erblande zu unterstützen der König sich habe verpflichten, und welche Bedingungen für sich er dabey habe

die Hoffnung, sich mit dem Wiener Hofe vergleichen zu können, und würde es gewiß auf die billigsten Bedingungen gethan haben. Seine Versicherung, daß, wenn ihm von der Königin von Ungarn nur das Fürstenthum Glogau geboten wäre, er dasselbe gern als Befriedigung für alle seine Ansprüche angenommen, und sich dagegen verpflichtet haben würde, Maria Theresia gegen alle Angriffe mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen, verdient gewiß allen Glauben. Er blieb noch lange unentschieden, ob er dem Großherzoge von Toskana, oder dem Churfürsten von Bayern seine Churstimme zur Kaiserwahl geben wolle. Als er endlich sich für Lezteres entschloß,

habe machen wollen. Doch ist wahrscheinlich, daß er einen Theil der Ansprüche des Churfürsten von Bayern anerkannt und dessen Kaiserwahl zu befördern versprochen habe. Auch Flassan (s. Hist. de la Diplom. franç. Tom. V. p. 81) giebt nicht mehr Licht über diesen Gegenstand, bestätigt aber, daß Belleisle's Entwurf nicht unterzeichnet sey, weil Friedrich sich noch mehr Zeit zum Ueberlegen habe nehmen wollen. Auch der erste Traktat, den Frankreich mit Bayern am 18ten May 1741 zu Nymphenburg geschlossen haben und dem Preußen nachher beigetreten seyn soll, ist nicht bekannt geworden, sondern es sind nur Auszüge desselben ins Publikum gekommen, deren Aechtheit widersprochen ist, die aber doch wohl richtig seyn mögen, wenigstens in der Hauptsache.

schloß, war die Wahl Kaisers Karl VII davon die baldige Folge. Die klägliche Abhängigkeit, in welche dieses Oberhaupt des deutschen Reichs versank, war für jeden ein belehrendes und tiefkränkendes Bild des Zustandes, welcher Deutschland durch Frankreichs entschiedenes Uebergewicht bereitet werden sollte. Friedrich stand dem neuen Kaiser mit seiner Macht und gewiß gutem Rath redlich bey. Aber es fehlte diesem Monarchen sowohl an Einsicht als an Charakter. Er befolgte nicht Friedrichs Rath, sah zu sehr auf Frankreich und stürzte sich immer mehr ins Verderben. 1742 d. 24ten Jan.

Der Krieg wurde überhaupt von Friedrichs Bundesgenossen so schlecht geführt, daß Maria Theresia durch den patriotischen Muth ihrer braven Ungarn und anderer Unterthanen, so wie durch Englands Unterstützung bald im Stande war, kräftigen Widerstand zu thun; nur gegen Friedrich kämpfte sie unglücklich. Dieser mußte aber auch fast allein die Last des Krieges tragen, und da er von seinen Bundesgenossen mehr gehindert als unterstüzt wurde, auch erfuhr, daß Frankreich insgeheim mit dem Wiener Hofe unterhandle, und seine Aufopferung Bedingung des Vergleichs seyn werde, überdem der vom Vater hinterlassene Schatz erschöpft war, und

andere

andere Hülfsquellen fehlten; so mußte Friedrich natürlich zum Frieden bereit seyn, sobald Maria Theresia durch Englands dringende Vorstellung endlich überzeugt wurde, daß ein Vergleich mit Friedrich, obgleich nunmehro auf nachtheiligere Bedingungen, als früher zu erhalten gewesen, das unstreitig sicherste Mittel sey, ihre ungünstige Lage zu verbessern. Nachdem alle anderen Anerbietungen von Friedrich abgeschlagen waren, erbot sie sich zu der Abtretung von Nieder- und Oberschlesien (nur mit Ausnahme einiger an Mähren gränzender oder in dieses Land sich hineinziehender Theile) und der Grafschaft Glatz. Hiedurch wurden alle Zwecke, die der König durch den Krieg angestrebt hatte, völlig erreicht, und achtzehn Monate nach dessen Anfang
1742 d. 11ten Jun. wurden auf diese Bedingungen zu Breslau die Präliminarien, und einige Wochen später zu Berlin der
d. 28ten Jul. Definitivfriede abgeschlossen [24]).

Friedrich ist getadelt worden, sowohl weil er durch diesen Frieden seine Bundesgenossen verlassen habe, als auch, weil es, wie viele glaubten, der Staatsklugheit gemäßer gewesen wäre, das Haus Oester-

24) S. dieselben in Wenck Codex jur. gent. recent. T. I. p. 734 seq.

Oesterreich, nachdem es einmal so empfindlich beleidigt war, noch mehr zu schwächen und wo möglich ihm die Kräfte zu nehmen, durch seine Versuche, das Verlorne wieder zu gewinnen, des Königs Regierung so oft zu beunruhigen, wie es wirklich geschehen ist, und wie es mit Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden konnte.

Gegen beide Vorwürfe scheint uns Friedrich gerechtfertigt werden zu müssen, wenn man sich in seine damalige Lage versezt. Er wußte, daß seine Bundesgenossen keinen guten Willen gegen ihn hatten. Frankreich ging damit um, durch die Aufopferung Friedrichs die Nachgiebigkeit der Königin von Ungarn in Absicht anderer Punkte zu bewirken. Sachsen wurde unter einem schwachen Regenten durch einen Minister, den Grafen Brühl, regiert, der aus elenden persönlichen Rücksichten dem Interesse des Wiener Hofes ergeben und Friedrich durchaus abgeneigt war. Kann man es diesem verargen, daß er dem, was von solchen Gesinnungen zu erwarten war, zuvorkam, und einen Frieden einging, der ihm Alles und mehr gewährte, als er durch den auf eigne Gefahr gewagten Krieg angesprochen hatte? Bis zu welchem Ziel sollte er diesen Krieg fortsetzen, wenn er ihn jezt nicht endigen wollte? Auf Böhmen

und Mähren hatte er keine Ansprüche, als die der Eroberung, und diese wollte er nicht machen. Er war durch das Glück seiner Waffen keinesweges gereizt, nach immer weiter gehender und endlich gränzenloser Vergrößerung zu streben. Wir können ihm diese Selbstbeherrschung mit Recht als Weisheit anrechnen, und sie als Folge seines reifen Nachdenkens über die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge betrachten, obgleich auch schon die Staatsklugheit ihm Mäßigung empfehlen mußte. Denn diese mitten im berauschenden Glück zu hören, ist groß. Durch weiter gehende Forderungen würde Friedrich sich unfehlbar mit seinen Bundesgenossen entzweiet haben, welche auf die verschiedenen österreichischen Erblande Ansprüche machten, und deren Eifersucht gegen ihn schon gereizt genug war. Er hätte also den Krieg unter den ungünstigsten Umständen fortführen, und sich allen Gefahren eines sehr möglichen Misgeschicks aussetzen müssen, ohne dabey etwas Anderes zu bezielen, als das Haus Oesterreich überhaupt zu schwächen. Aber solches war unmöglich, ohne zugleich Frankreichs Uebermacht zu fördern, und dieses konnte Friedrichs Zweck nicht seyn. Er mußte wollen, daß Oesterreich zwar keine übermächtige, Deutschland unterdrückende, aber doch immer eine bedeutende Macht bleibe. Eben so mußte er wünschen, daß die Kai-

ser-

serwahl Karls VII in Achtung erhalten und Bayern nicht unterdrückt werde, aber auch nicht einen zu ansehnlichen Zuwachs erhalte, weil bey der einmal bestehenden engen Verbindung dieses Staats mit Frankreich die grössere Abhängigkeit Deutschlands hievon die Folge gewesen seyn würde.

So war also ein Friede, durch welchen Friedrich dem Kriege gegen Oesterreich entsagte, aber sich durchaus nicht bewegen ließ, wie es England angelegentlich wünschte, gegen dessen Feinde einen neuen zu beginnen, unstreitig der weiseste Entschluß in seiner Lage! Er konnte hoffen, daß Oesterreich, wenn es den Kampf mit bisheriger Kraft fortsezte und von England unterstüzt würde, sich behaupten, wenigstens nicht sehr werde geschwächt werden. Auch Bayern, durfte er hoffen, werde nicht unterdrückt werden, wenn der französische Hof nunmehro, wie es wahrscheinlich war, mehr Ernst ihm beizustehn, als bisher, beweisen würde. Sachsens Vergrösserung konnte Friedrich aus keinem Grunde wünschen, doch schloß er dasselbe, so wenig es die von Brühl gegen ihn bewiesene Feindseligkeit verdient hatte, in seinen Frieden mit ein.

Der Vorwurf, daß Friedrich seine Bundesgenossen verlassen habe, ist um so ungerechter, da, wie

be-

bereits erwähnt ist, die Verbindungen, welche er mit ihnen eingegangen, nicht einmal bekannt sind, und so viel gewiß ist, daß diese Bundesgenossen ihm mehr lästig und hinderlich, als nützlich waren. Friedrich erhielt Schlesien und Glatz als ganz unabhängige Lande, befreiet von allen bisher bestandenen Verbindlichkeiten derselben gegen die Krone Böhmen. Dieser wichtige Erwerb wurde noch bedeutender, weil der König sich sogleich mit größtem Eifer bemühte, das neue Land durch weise Einrichtungen in eine bessere Aufnahme zu bringen, die Quellen von Wohlstand und Reichthum in selbigem auf alle Art zu vermehren, und die neuen Unterthanen seiner Herrschaft geneigt zu machen. Die Bemühungen, welche Friedrich deshalb anwandte, waren nicht umsonst. Schlesien erhielt nach kurzer Zeit für Preußen einen weit höhern Werth, als es ihn für das Erzhaus je gehabt hatte.

Aber wenn Friedrich durch diese neue Besitzung mächtiger und im europäischen Staatensystem bedeutender wurde; so war auch eben dadurch seine Lage ungleich schwieriger geworden, und es bedurfte einer noch größern Aufmerksamkeit und Anstrengung, als zuvor, um gegen jeden fremden Angriff sich zu behaupten. Die Thätigkeit und überraschende Schnelle,

mit

mit welcher Friedrich einen ererbten Anspruch geltend gemacht, den dazu gelegensten Augenblick glücklich bemerkt und ihn genuzt hatte, sich auf Kosten eines bedrängten Nachbars zu vergrößern, die Kühnheit seines Angriffs, ohne sich deshalb mit andern Mächten zu bereden, die Unabhängigkeit, worin er sich immer von denselben erhielt, und, sobald er seinen Zweck erreicht hatte, seine Sache von der ihrigen, mit der sie bisher nur schwach verbunden gewesen, gänzlich trennte; — dies alles gab zwar eine sehr hohe Meinung von seinem Geist, aber zu seinen Gesinnungen konnte ein solches Benehmen nicht Vertrauen einflößen. Ein junger Regent von einer so ungewöhnlichen Selbstthätigkeit, reifen Ueberlegung in seinen Entwürfen und kraftvollen Ausdauer in deren Ausführung konnte vielmehr andere Kabinette nur mit Mistrauen und Furcht erfüllen. Sehr natürlich sah man in ihm einen Eroberer, den der glückliche Erfolg seines ersten Unternehmens zu noch immer größern reizen werde, und von dessen Ehrgeiz Europa noch öftere Beunruhigung erwarten müsse. Denn daß Friedrich die Kraft, sich selbst zu beherrschen, in so hohem Grade besitze, daß er seiner kriegerischen so glänzend begonnenen Laufbahn schon jezt ein Ziel werde setzen wollen, war, weil es gar zu ungewöhnlich, nicht anzunehmen. Indeß war dies

wirklich hier der Fall. Die kurze Erfahrung hatte Friedrich belehrt, wie beschwerdenvoll, wie mislich, wie ganz von Zufällen, die außer unserer Gewalt sind, abhängig auch der glücklichste Krieg sey. Er hatte die innigste Ueberzeugung erworben, wie thöricht die Leidenschaft des Eroberers sey; er hatte die Kühnheit seines Unternehmens oft bereuet, und er schrieb es weit mehr dem Glück, als den von ihm genommenen guten Maaßregeln zu, daß das Wagestück so gut bestanden war. Dieses Glück wurde ihm daher kein Reiz, ein Aehnliches noch einmal zu unternehmen, sondern es war jezt sein ernstlicher Vorsatz, den Rest seines Lebens in Ruhe zuzubringen, durch wohlwollende Thätigkeit das Beste seiner Unterthanen in aller Rücksicht zu begründen, und in dem Erfolg dieser Thätigkeit, außerdem aber in Ausbildung seines Geistes, im Erforschen alles Wissenswürdigen, im Umgang mit gleichgesinnten Freunden und im Genuß jedes anständigen Vergnügens dasjenige Glück zu finden, das allen seinen Neigungen das angemessenste war.

Doch unsre Handlungen hängen oft weit weniger von unsern Vorsätzen ab, als von den Umständen, in denen wir uns befinden. Durch diese sahe auch Friedrich, seiner friedliebenden Gesinnungen

ohn=

ohngeachtet, schon bald wieder zu einem neuen Kriege sich gezwungen. Maria Theresia, von dem Gegner, der sie am meisten bedrängt hatte, befreit, beschloß nun, gegen ihre übrigen Feinde den Krieg mit desto grösserer Anstrengung fortzusetzen. Dieses kann billig nicht getadelt werden; aber in der Ausführung dieses Vorsatzes wurden mit leidenschaftlicher Erbitterung alle Gränzen der Mäßigung überschritten; dies verdient gerechten Tadel. Die Königin von Ungarn war glücklich in ihren Unternehmungen; Kaiser Karl VII, nachdem er alle über Oesterreich gemachten Eroberungen so schnell, wie er sie gemacht, verloren, wurde auch aus seinen bayerschen Erblanden verjagt; seine Alliirten, die Franzosen, wurden vom deutschen Boden vertrieben, und die Oesterreicher gingen unter dem Herzog Karl von Lothringen siegreich über den Rhein. Dieses Glück 1743 Jul.
machte den Wiener Hof übermüthig, und flößte ihm die stolze Hoffnung ein, sich nicht mit Erreichung des alleinigen Zwecks des Krieges, so groß und umfassend er auch war, nämlich mit der Behauptung aller vom Kaiser Karl VI hinterlassenen Lande begnügen zu dürfen, sondern noch viel weiter gehende Entwürfe der Vergrößerung und Demüthigung der Feinde ausführen zu können. Man verhehlte nicht, daß man an Wiedererwerb der in viel frühern Zeiten

an Frankreich abgetretenen Lande, Elsaß und Lothringen, denke; Karl VII sollte nicht nur allen Ansprüchen an die österreichische Erbfolge für immer entsagen, er sollte auch der Kaiserwürde, und sogar seiner bayerischen Erblande beraubt werden. So unstreitig rechtmäßig auch seine Wahl zum deutschen Kaiser war, so weigerte sich doch die Königin von Ungarn ohne allen Grund, dieselbe anzuerkennen. Bey jeder Gelegenheit wurde dem Reichs-Oberhaupt und seinen Dienern mit schnödester Verachtung begegnet; noch mehr, die deutschen Reichsstände, welche an dem Streit über die österreichsche Erbfolge nicht Antheil genommen hatten, aber welche, wie es ihre Pflicht war, den verfassungsmäßig erwählten Kaiser als solchen anerkannten, wurden feindselig behandelt, die Herausgabe der noch in Wien verwahrten Reichsakten wurde geweigert, und der Regierung des Reichs wurden alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Dies erregte gerechte Besorgnisse für die Freiheit und Verfassung Deutschlands, wenn Oesterreich ganz die Oberhand behalten sollte. Auch Friedrich empfand diese Besorgnisse, und er hielt sich als Churfürst verpflichtet, dem bedroheten Oberhaupte beizustehen und dem Umsturz der Verfassung des Reichs zu wehren. Er handelte aber hierbey mit größter Mäßigung und vorsichtiger

Ueber-

Ueberlegung, und that Alles, um das Unglück eines neuen Krieges zu vermeiden. Zuvörderst machte er dem Wiener Hofe dringende Vorstellungen, um ihn zu bewegen, die höchst nachgebenden Friedens-Bedingungen Kaisers Karl VII anzunehmen, der sich wirklich bereit erklärte, allen Ansprüchen auf die österreichischen Erblande zu entsagen, und nur seine eigenen zurück verlangte; diese Bemühungen waren jedoch vergebens. Auch den König Georg II von England, diesen mächtigen Beschützer der Königin von Ungarn, bemühte sich Friedrich umsonst zu überzeugen, wie es die Ehre der Churfürsten erfordere, den von ihnen gewählten Kaiser nicht unterdrücken zu lassen. Der englische Monarch wurde durch die Aussicht auf Vergrößerung durch Sekularisationen und andere Veränderungen zu Hoffnungen hingerissen, zu welchen der anarchische Zustand des Reichs zu berechtigen schien. Er sandte seine englischen Truppen nach Deutschland und kam selbst über das Meer, um sie anzuführen, welches auch anfangs mit einem so guten Erfolg geschahe, daß Georg II immer weniger geneigt wurde, den Vorschlag billigen Vergleichs bey der Königin von Ungarn zu unterstützen. Obgleich er dem Könige von Preußen versprochen hatte, dieser Monarchin allein gegen Frankreich, nicht aber gegen den Kaiser beiste-

hen zu wollen; so kämpfte er doch bald auch gegen das von ihm selbst mit erwählte Oberhaupt des Reichs, und vermehrte dessen Bedrängnisse.

So war die Lage, in welcher Friedrich sich überzeugt hielt, daß nur Gewalt der Gewalt werde widerstehen können. Er verband sich, durch die Union von Frankfurt [25]), mit dem Kaiser Karl VII, dem Churfürst Carl Theodor von der Pfalz und dem Könige Friedrich I von Schweden, als Landgrafen von Hessen-Kassel, ihre Vorstellungen und, wenn diese unzureichend wären, ihre Kräfte zu vereinen, um den Wiener Hof zu bewegen, das erwählte Reichsoberhaupt anzuerkennen, demselben seine Erblande wieder zurückzugeben, und die Ansprüche an die österreichische Erbfolge entweder durch gütliche Vermittlung des Reichs, oder durch rechtliche Entscheidung beilegen zu lassen, und, bis dieses geschehen seyn werde, einen Waffenstillstand einzugehen. Es war Absicht, daß diesem allein auf Erhaltung der Verfassung abzielenden Verein auch alle übrigen Reichsstände beitreten sollten, und der Kaiser ließ durch seine Gesandten dazu förmlich

1744 d. 22ten May.

25) S. diesen Traktat in Wenck Cod. jur. gent. recent. T. II. p. 163.

lich einladen. Der König von Preußen übernahm noch besonders, wenn die Königin von Ungarn Vergleichsvorschlägen durchaus nicht Gehör geben wollte, wo möglich Böhmen zum Vortheil Kaisers Karl VII zu erobern, wogegen dieser Monarch seine Dankbarkeit durch einige Abtretungen zu beweisen versprach. Auch Frankreich trat diesem Verein bey und verband sich noch besonders mit Friedrich [26].

Der König von Preußen erklärte nun der Königin von Ungarn den Krieg mit hinzugefügter ausdrücklichen Versicherung, wie er für sich durchaus nichts verlange, und die ungern ergriffenen Waffen sofort niederlegen werde, wenn die Gegnerin das rechtmäßig erwählte Oberhaupt des Reichs anerkennen, und dessen Glieder, welche diesem Oberhaupt anhingen, nicht weiter feindlich behandeln wolle. 1744 Aug.

26) Die Accessions-Akte des Königs von Frankreich zu der Frankfurter Union, welche lange nicht bekannt geworden, findet sich in Koch Recueil des traités qui n'ont pas encore vu le jour Vol. I. p. 391. Die besondere Verbindung zwischen Frankreich und Preußen bestand in der Garantie der ersten Macht des zwischen Karl VII und Friedrich II geschlossenen Traktats; auch diese finden sich in der eben angeführten Sammlung von Koch Vol. I. p. 399.

Gewiß war diese Ursach des Krieges höchst gerecht, und sie kann deshalb nicht weniger als solche erscheinen, weil Friedrich auch durch die Sorge für seine Selbsterhaltung bewogen wurde, die Unterdrückung des Reichs und seines Oberhaupts nicht dulden zu wollen. Denn sehr natürlich war vorauszusehen, daß der Wiener Hof, wenn er seine andern Feinde besiegt und Karl VII ganz unterdrückt haben würde, seine Waffen wieder gegen Preußen kehren werde. Die österreichischen Staatsmänner verhehlten nicht, daß, nach ihrer Meinung, der Breslauer Frieden nur durch Gewalt der Umstände abgedrungen sey, und ihre Monarchin, sobald ihre Lage günstiger geworden, Schlesien als ihr rechtmäßiges Erbtheil zurückfordern werde. Nach allen Umständen konnte Friedrich nicht zweifeln, daß dieses wirklich die Absicht des Wiener Hofes sey, und unmöglich konnte er mit sorgloser Gleichgültigkeit den Angriff abwarten, gegen den er, bey der Eifersucht, die sein erstes Glück überall aufgeregt hatte, schwerlich den Beistand anderer Mächte hoffen durfte. Besser war es, dem Angriffe zuvorzukommen, und zugleich ehrenvoll mit eigner Gefahr das Reichsoberhaupt zu vertheidigen, als muthlos abzuwarten, was erbitterte Feinde gegen ihn unternehmen würden. Diese Gesinnung ging bey Friedrich aus seinem Charakter hervor, und sein Ent-

Entschluß war ganz das Werk eigner reifer Ueberlegung, die auch nicht durch den Rath seiner Minister wankend gemacht werden konnte, welche allerdings für sicherer hielten, den Bruch noch zu vermeiden, bis die Gefahr gewisser geworden und näher gekommen seyn würde. Einen solchen Rath zu befolgen erlaubte die Ansicht nicht, die Friedrich von seiner Stellung in der politischen Welt und von seinen Pflichten hatte [27]).

Er führte diesen zweiten Krieg, an welchem auch Sachsen als Bundesgenosse Oesterreichs mit großer Erbitterung Theil nahm [28]), gegen einen Feind, dessen Tapferkeit den Sieg schwer machte, und der

27) In der histoire de mon tems Chap. IX. sind Friedrichs Entscheidungs-Gründe zu diesem Kriege umständlich entwickelt, und bey unpartheiischer Erwägung wird man sich überzeugt finden, daß Friedrich in der Lage, worin er war, nicht anders handeln konnte, daß nicht Leidenschaft ihn verblendet, sondern reife Ueberlegung geleitet habe.

28) Im Anfang wollte Sachsen sein zu den Oesterreichern gestoßnes Hülfscorps nur zur Vertheidigung Böhmens gebrauchen lassen, nachher aber beabsichtete es einen Angriff auf die alten Staaten des Königs, und schloß sogar über deren Vertheilung mit dem Wiener Hofe geheime Verträge.

von einem Feldherrn angeführt wurde, dessen Talenten Friedrich dadurch die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren ließ, daß er ihn für seinen Lehrer in der Kriegskunst erkannte 29). Von seinen Bundesgenossen erhielt der König während dieses Krieges gar keinen Beistand; die Operationen der französischen Feldherren waren den seinigen vielmehr oft hinderlich, und wenn er am meisten bedrängt wurde, sahe er sich von Frankreich ganz verlassen. Aber dennoch blieb ihm, nach mehrern blutigen Kämpfen, der Sieg. Der Zweck, weshalb der Krieg unter-
1745 nommen war, hörte indeß durch den Tod Kaisers
d. 24ten Jan. Karl VII bald auf, dessen Nachfolger, Churfürst
Maximilian Joseph von Bayern, sich durch den Frie-
1745 den zu Füssen 30) mit Maria Theresia verglich.
d. 22ten April. Friedrich erklärte sich sofort zum Frieden bereit, aber die Hartnäckigkeit seiner Feinde gab nicht eher nach, bis sie alle Hoffnung, ihre Absichten zu erreichen, aufgeben mußten. Dann beendigte Friedrich diesen
1745 Krieg durch den Frieden zu Dresden 31), und zwar
d. 25ten Decbr. der bey Eröffnung des Krieges gemachten Erklärung ge-

29) den Feldmarschall Traun.

30) S. denselben in Wenck l. c. T. II. p. 180.

31) S. denselben in Wenck l. c. T. II. p. 207.

gemäß, ohne irgend einen Vortheil für sich zu bedingen. Er begnügte sich damit, daß ihm der Besitz von Schlesien und Glatz von neuem durch Maria Theresia bestätigt wurde.

Der König ist auch wegen dieses zweiten Friedens, wie es des ersten wegen der Fall war, von Vielen getadelt worden. Er hat, sagte man, durch denselben seine politischen Verhältnisse durchaus nicht verbessert, sondern er ist wieder in die Lage zurückgekehrt, deren gefahrvolle Unsicherheit ihm doch so groß schien, daß er, um derselben zu entgehen, sich zum Kriege entschloß; da er diesen einmal angefangen hatte, fahren die Tadler fort, mußte er ihn auch nicht eher beendigen, bis seine Feinde, deren böse Gesinnungen gegen ihn sich genugsam kund gegeben, so geschwächt waren, um so leicht nicht wieder etwas unternehmen zu können; nur durch eine solche sich verschafte Sicherheit, sagte man, erhielten Friedrichs blutige Siege einen Werth, nur durch sie wurde der große Nachtheil ersezt, den auch dieser Krieg dem aufblühenden Staat gebracht hatte. Wir glauben, daß Friedrich gegen diese Vorwürfe vollkommen gerechtfertiget werden könne, wenn man sich in die Umstände versezt, in denen er sich befand. Der einzige Grund, weshalb Friedrich diesen Krieg unter-

unternommen hatte, war, dem Kaiser Karl VII gegen Oesterreichs unterdrückende Uebermacht zu Hülfe zu kommen. Dieser Grund war durch des unglücklichen Monarchen Tod aus dem Wege geräumt; das deutsche Reich war unter einem neuen Oberhaupte, Kaiser Franz I, dem Gemahl von Maria Theresia, wieder in verfassungsmäßiger Ordnung, und man konnte, wie auch die Gesinnung des Wiener Hofes seyn mogte, ohne neue Beweise davon, nicht voraussetzen, daß derselbe etwas gegen die Unabhängigkeit des Reichs oder gegen Friedrichs Besitz von Schlesien unternehmen werde. Hätte dieser König, um sich gegen eine solche mögliche Gefahr zu sichern, den Krieg fortsetzen wollen, so würde er den gerechten Verdacht erweckt haben, daß er unter solchem Vorwande nur eigene Vergrößerung beziele; dies würde die Eifersucht vieler andern Mächte gegen ihn lebhaft angefacht und höchst wahrscheinlich neue Feinde ihm erweckt haben. Von demjenigen seiner Nachbaren, der als Gegner sich am gefährlichsten beweisen konnte, von Rußland, war mit Gewißheit vorauszusehen, daß er, bey gegebnem Anlaß, feindlich auftreten werde. Denn so sorgfältig Friedrich bemüht gewesen war, mit der Kaiserin Elisabeth ein gutes Vernehmen zu erhalten, so hatte sie doch bereits erklärt, daß sie, Kraft

ihres

ihres Bündnisses mit Sachsen, wenn es angegriffen würde, demselben beistehen müsse. Schon zogen sich russische Heere an den Gränzen zusammen, und es 1744 war nicht zu zweifeln, daß dieselben, wenn der Krieg fortdauerte, im nächsten Frühjahr das Königreich Preußen feindlich betreten und es verheeren würden.

Auf seine Bundesgenossen durfte Friedrich keine weitere Rücksicht nehmen, denn da der bedeutendste, und der Hülfe bedürftigste unter denselben, der neue Churfürst von Bayern, schon zuerst abgetreten war; so war die Frankfurter Union aufgelöst. Hatte Frankreich bey derselben noch einen andern Zweck gehabt, so war Friedrich um so weniger verbunden, sich für denselben aufzuopfern, da er von dieser Macht so wenig Beistand erhalten, und wie er am meisten bedrängt gewesen, von derselben ganz verlassen war [32]). Alle diese Gründe mußten Friedrich bewegen, den Frieden abzuschließen, ohne weitere Vortheile zu bedingen. Er kehrte also mit der Hoffnung in den Ruhezustand zurück, denselben nun so-

32) Die gerechten Vorwürfe, welche Friedrich deshalb Ludwig XV macht, sind in der histoire de mon tems Chap. XIV. aufgezählt.

sobald nicht wieder unterbrochen zu sehen, und sich nun ganz dem wohlthätigen Geschäfte widmen zu können, an dem Glücke seines Volks zu arbeiten. Die Geschichtbücher Friedrichs, die Gedichte, die vertrauten Briefe, welche er in dieser Zeit geschrieben, noch mehr der Eifer, mit dem er sich der innern Regierung nach allen Rücksichten annahm, beweisen, daß dieses seine aufrichtige Gesinnung war, und daß, nachdem er durch zwey Kriege eine vollständige Befriedigung seiner gerechten Ansprüche, auch für sich selbst und sein Heer eine hohe Achtung erworben hatte, er durchaus nichts weiter als Erhaltung des Friedens wünsche, und der Ruhestand von Europa keine Unterbrechung durch ihn weiter zu befürchten habe. Er wollte von nun an andern Mächten keinesweges furchtbar erscheinen, sondern ihnen Zuneigung, Vertrauen und diejenige Achtung einflößen, welche nöthig war, um jeden neuen Angriff abzuhalten. Aber — so ist es die Natur menschlicher Verhältnisse, unter den Staaten, wie unter den Einzelnen — unsre besten Vorsätze, unsre wohlgemeintesten Gesinnungen reichen nicht hin, um das Verhängniß zu beschwören, welches wunderbare Verkettung der Umstände, oft auch unsre eignen frühern Handlungen, herbeigeführt haben. Auch das weiseste Benehmen, auch große Mäßigung vermögen nicht den Eindruck

ganz

ganz zu verlöschen, der einmal gemacht ist. Möge diese große Lehre, welche Friedrichs Beispiel so einleuchtend giebt, immer im Andenken der Regenten und ihrer Rathgeber bleiben! Der rasche Fortschritt der ersten Unternehmung Friedrichs, die erschütternde schnelle Kraft, mit welcher ein bis dahin mäßiger Staat sich unter die Ersten erhoben hatte, erregte Mistrauen und Besorgnisse bey Vielen, besonders aber bey zwey Nachbaren, Oesterreich und Sachsen, eine bittere Abneigung und einen eifersüchtigen Groll, die alle Mäßigung, welche Friedrich durch zwey Friedensschlüsse bewiesen, nicht zu besänftigen vermogte.

Bey Oesterreich diese Gesinnung zu finden kann nicht befremden; sie muß hier sogar verzeihlich gefunden werden. Eine in den Gefühlen der Größe des ersten europäischen Herrscher-Stammes erzogene junge, hochgesinnte Monarchin mußte sich empfindlich beleidiget fühlen, da sie von dem Regenten eines Hauses, das bisher dem ihrigen weit nachstand, gedemüthigt, und von demselben zweimal gezwungen war, einen Frieden anzunehmen, durch den sie ein schönes Erbland verlor, dessen Besitz ihren Gegner nun weit mächtiger machte, und ihn in Stand sezte, sie mit gleichem Glück noch weiter anzugreifen. Die

sehr

sehr natürliche schmerzhafte Empfindlichkeit über dieses Misgeschick, womit ihre Regierung angefangen [33]), wurde bey Maria Theresia durch einen Staats-Minister, den Grafen von Kaunitz-Rittberg [34]), erhalten und bestärkt, der den hohen Ehrgeiz hatte, das Haus Oesterreich, dessen Ansehn während der lezten Regierung gesunken war, wieder zu heben, und ihm die erste Stelle unter den europäischen Mächten zu verschaffen, auf welche es nach dem Umfange seiner Besitzungen Anspruch machen konnte. Niemand war der Ausführung solcher Entwürfe mehr im Wege, als der durch die Talente und den Charakter eines einzigen Mannes sich plözlich erhebende preußische Staat. Dieser mußte wieder in das alte Verhältniß zurückgedrängt, er

33) Diese Empfindlichkeit blieb bey der Monarchin noch geraume Zeit nachher sehr lebendig, und ist vielleicht erst in ihrer lezten Lebensperiode ganz besänftiget. Der Arzt Tralles zu Breslau, der Maria Theresia 1753 sah, erzählt, damals aus ihrem eigenen Munde gehört zu haben, daß sie den Verlust Schlesiens nie verschmerzen könne, und daß der Anblick eines Schlesiers ihr jedesmal Trauer mache.

34) S. von demselben Bd. I. S. 72. Note 15, wo aber durch einen Druckfehler gesagt ist, er sey 1753 an die Spitze der Geschäfte gekommen; dies geschah erst 1755.

er mußte, wo möglich, noch mehr verkleinert werden, wenn Oesterreich die große Rolle spielen sollte, die Kaunitz bezielte. Je höher Friedrich durch ungewöhnliche Geistesgröße und Charakter-Stärke in der Meinung der Welt stand, um so mehr konnte seine Demüthigung Ruhm erwerben, und je mehr Friedrich durch weise Einrichtungen seinen Staat innerlich verstärkte und die Kräfte erwarb, jedem äußern Angriffe widerstehen, selbst aber Andere, sobald er die Umstände dazu bequem finden würde, angreifen zu können; um so dringend nöthiger schien diese Demüthigung. Der Wunsch, sie zu bewirken, wurde immer lebhafter, und das, was vielleicht anfangs nur kalte Vorsorge einer beobachtenden Staatsklugheit gewesen, wurde bald Grund-Maxime der österreichischen Politik, und diese mit leidenschaftlicher Erbitterung betrieben.

Bey dem sächsischen Hofe war die Abneigung gegen Friedrich weit minder durch Gründe der Politik veranlaßt, als dieses bey Oesterreich der Fall war. Konnte auch die Vergrößerung Preußens bey diesem Nachbarstaat Eifersucht aufregen, so rieth doch vernünftige Staatsklugheit ein solches Gefühl zu unterdrücken, und sich durch dasselbe nur reizen zu lassen, gleichmäßig bemüht zu seyn, sich zu größerer Be-

deutsamkeit unter den deutschen Staaten zu erheben. Friedrich würde dabey keinesweges hinderlich gewesen seyn, und eine Anschliessung an ihn war offenbar Sachsens wahrem Interesse mehr gemäß, als die Annäherung zu Oesterreich. Diese wurde aber sogleich nach dem Breslauer Frieden (in welchem Sachsen durch Friedrich eingeschlossen war) das Ziel der sächsischen Politik.

1742 d. 23 u. 28ten Jul. Beide Höfe verabredeten durch gegen einander ausgestellte Erklärungen [35]), baldmöglichst eine dem beiderseitigen Interesse gemäße Allianz unter sich abzuschließen, welche aber dem Breslauer Frieden nicht zuwider seyn solle, ein Zusatz, den man ohne Zweifel nur deshalb machte, um den König von Preußen, wenn er von dieser Annäherung Kenntniß erhielte, nicht zu reizen.

1743 d. 20ten Decbr. Dieses Bündniß wurde wirklich abgeschlossen [36]), und Sachsen nahm in Gemäßheit desselben an dem zweiten Kriege als Bundesgenosse Oesterreichs mit großer Erbitterung gegen Friedrich Theil. Nachdem dieser Krieg wirklich ausgebrochen, schlossen beide Höfe eine

1745 d. 8ten Jan. neue Allianz mit England und Holland zu Warschau [37]), in welcher die Seemächte jedoch nur Subsidien

35) S. dieselben in Wenck l. c. T. I. p. 718. 719.

36) S. diesen Traktat in Wenck l. c. T. I. p. 729.

37) S. dieselbe in Wenck l. c. T. II. p. 171.

sdien versprachen, ohne eigenen Antheil an dem Kriege zu nehmen, der sächsische Hof aber machte sich verbindlich, der Königin von Ungarn mit 30,000 Mann beizustehen, und erhielt dagegen die Zusage, daß nach Ausgang eines glücklichen Krieges alle Sorge für sein Interesse bewiesen, und ihm alle nach den Umständen nur mögliche Vortheile verschaft werden sollten. Es war klar, daß diese Vortheile nicht anders, als auf Kosten des Königs von Preußen erhalten werden konnten; schon vor Ausbruch des Krieges waren nähere Verabredungen zwischen beiden Höfen durch eine besondere Akte [38]) genommen, und 1744 d. 11 May. nachdem der Krieg wirklich ausgebrochen, verbanden sich Oesterreich und Sachsen durch einen geheimen Theilungs-Traktat [39]), die Waffen nicht eher nie- 1745 d. 18ten May.

 der-

---

38) Diese Akte ist nicht öffentlich bekannt geworden; ihre Existenz aber dadurch bewiesen, daß sie in dem sofort zu erwähnenden Theilungs-Vertrage ausdrücklich citirt ist.

39) Derselbe wurde bey Ausbruch des siebenjährigen Krieges vom preußischen Hofe nach dem im Dresdner Archive gefundenen Original bekannt gemacht. S. ihn in Herzberg Recueil Vol. I. p. 28; in Wencks und andern diplomatischen Sammlungen, wohin er doch gehört, findet man ihn nicht; seiner Aechtheit ist nie widersprochen.

derzulegen, bis nicht nur Maria Theresia Schlesien und Glatz wieder erobert haben, sondern auch der König von Preussen noch weiter beschränkt seyn würde, und wegen der im Warschauer Bündniß dem Churfürsten von Sachsen im Allgemeinen zugesicherten Vortheile verabredete man jezt ganz bestimmt, daß demselben das Herzogthum Magdeburg mit Inbegriff des Saalkreises, und noch einige andere namentlich aufgeführte Stücke altpreußischer Lande zufallen sollten, mehr oder weniger, je nachdem das Kriegsglück die Waffen der Verbündeten begünstigen werde.

Der Dresdner Friede vereitelte die Absichten des Theilungsvertrags, indeß wurde über desselben Erneuerung auch noch nach diesem Frieden unterhandelt, und der Wiener, so wie der Dresdner Hof verabredeten mit erbitterter Thätigkeit Friedrichs Verderben. Zur Erreichung ihrer Absichten schien ihnen aber vorzüglich wichtig, sich eines mächtigen Bundesgenossen, Rußlands nämlich, zu versichern. Gewiß konnte kein gefährlicherer Feind Preußens auftreten, als diese Macht, welche damals in Europa noch minder bekannt, aber wegen ihrer physischen Kraft und der Rohheit ihrer Völker um so mehr gefürchtet wurde. Weise Staatsmänner hatten

ten dieselbe bisher von den europäischen Angelegenheiten möglichst entfernt zu halten gesucht 40); Niemand hatte, nach vernünftiger Politik, mehr Ursache, diese Maxime zu befolgen, als der Wiener Hof, dessen Einfluß in die europäischen Angelegenheiten natürlich durch jede Zunahme des russischen geschwächt werden mußte. Aber Kauniß, indem er dieses ganz übersah, bewies bey dieser, wie bey andern Gelegenheiten, daß er den Namen eines grossen und weitsehenden Staatsmannes nicht verdiene; seinem allein auf die nahe Gegenwart beschränkten Blicke schien nur die Möglichkeit von Preussens zunehmender Grösse furchtbar. Er arbeitete unablässig, vereint mit dem sächsischen Minister Grafen Brühl, der den bittersten Haß gegen Friedrich hatte 41), um Rußland zu einer festen Ver-

40) Schon Churfürst Friedrich Wilhelm der Große soll gesagt haben: „man müsse sich wohl hüten, den schlafenden Bär zu wecken," und König Friedrich I von Preussen schlug dem König August II von Polen vor, sich schnell mit Karl XII zu versöhnen, und gemeinsam mit ihm dem Vordringen Peters des Großen entgegen zu treten.

41) Die wahre und erste Ursach dieser feindseligen Gesinnung Brühls gegen Friedrich ist uns nicht bekannt. Blos politische Eifersucht gegen Preussens emporsteigende

Verbindung gegen Preußen zu bringen. Es gelang dieses auch, so wenig politische Gründe für Rußland

---

gende Größe, wenn gleich dieselbe auch mitgewirkt haben mag, kann allein eine so heftige Leidenschaft wol nicht hervorgebracht haben. Vielleicht fühlte Brühl bey den persönlichen Zusammenkünften, die während des ersten schlesischen Krieges, wo Preußen mit Sachsen verbunden war, Statt fanden, wie sehr ihm Friedrich an Geistesvorzügen überlegen sey, und vielleicht fürchtete er bey seinem Herrn sein Ansehn zu verlieren, wenn Friedrich auf diesen Einfluß gewönne. Friedrich erzählt selbst, Brühl sey aus einem sehr niedrigen Grunde in eine völlige Abhängigkeit des Wiener Hofes gerathen, er habe nämlich ein Projekt Königs August II zur Vertheilung der österreichischen Erblande nach dem Tode Kaiser Karls VI heimlich dem Wiener Hofe mitgetheilt, und dieser habe ihn durch die Drohung, solche Verrätherey entdecken zu wollen, gezwungen, ein Werkzeug seiner Absichten zu seyn. Die Wahrheit einer solchen Anekdote kann natürlich nicht bewiesen werden, aber was wir sonst von Brühl wissen, scheint sie zu bestätigen. Gewiß ist, daß dieser Minister nicht nur durch eine verkehrte äußere Politik Sachsen in den verderblichsten Krieg gestürzt, sondern auch durch eine schlechte innere Regierung den Ruin seines Vaterlandes befördert hat. Mit einer gränzenlosen Verschwendung und weit getriebenem Luxus wurden die Staatseinkünfte vergeudet. Der beste Schriftsteller über die neuere polnische Geschichte, Rulhière, in Hist. de l'Anarchie de Pologne T. I. p. 178. sagt von Brühl: il portoit dans les grandes affaires de la

land dafür vorhanden waren, weil die verbündeten

N 4 Höfe

---

la politique générale cet esprit d'intrigues sourdes, de mensonges et de doubles manoeuvres qu'on prend si souvent dans les cours; rampant devant son maitre, seduisant dans la societé par sa grace et par sa douceur, faible et perfide dans les affaires et partout ailleurs le plus superbe des hommes. L'excès de son luxe en tous les genres paroitroit exagéré dans un roman, et la verité passe içi de bien loin toute vraisemblance. Man wird das Letzte für keine Uebertreibung halten, da die Kosten seines gewöhnlichen Haushalts von glaubwürdigen Personen jährlich auf eine Million Thaler angeschlagen sind. Ein während des siebenjährigen Krieges erschienenes Buch: „Leben und Charakter des Grafen von Brühl, 1760," enthält hierüber auffallende Nachrichten. Diese Schrift, welche von einigen dem nachher durch andere historische Schriften bekannt gewordenen Professor Hausen, von andern aber dem durch seine politischen Schriften bekannten von Justi beigemessen wird, ist zwar mit dem erbitterten Partheigeiste damaliger Zeit und in einem nicht würdigen Tone geschrieben, doch enthält sie wahrscheinlich manche zuverlässige Nachrichten, deren Andenken auch durch die mündliche Tradition erhalten ist. So weitläuftig diese Biographie jedoch ist, ertheilt sie nicht einmal über die bedeutendsten äußern Umstände von Brühls Leben Auskunft. Wir geben hier also einige Nachrichten, die wir der gütigen Mittheilung eines wohlunterrichteten Mannes verdanken. Heinrich von

Brühl

Höfe den russischen Staatsminister, Grafen Bestuschef.

Brühl stammte aus einer adlichen Familie in Sachsen, und es ist falsch, daß, wie von seinen Feinden gesagt worden, er von niedriger Herkunft gewesen. Er war 1700 zu Weißenfels geboren, kam früh in sächsische Hofdienste, und wurde 1713 Silberpage. Er erwarb die Gunst Königs August II in solchem Grade, daß er schnell zu höhern Stellen im Hof- und Civildienst emporstieg, und schon 1731 Geheimer Kabinets-Minister und Staats-Sekretair der innern Angelegenheiten wurde. Aber noch mehr gewann er das unbeschränkte Vertrauen Königs August III, und wurde von diesem Monarchen mit Ehren und Reichthümern überhäuft. 1737 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben; 1738 erhielt er, nebst dem Departement der innern Angelegenheiten, auch das der Militairsachen, und 1740 das der auswärtigen Angelegenheiten, so daß er die oberste Leitung aller Geschäfte, welche bisher unter drey Minister vertheilt gewesen, vereinte. 1746 wurde auch noch der Titel eines Premierministers hinzugefügt, und ihm ausdrücklich der erste Rang in Sachsen beigelegt. Er behauptete dieses Ansehen und seinen unumschränkten Einfluß auf den König bis zum Tode des letztern, der am 5ten Octbr. 1763 erfolgte. Nun legte er seine Stellen nieder mit Beibehaltung einer Pension von 36,000 Thaler und dem Titel eines wirklichen Geheimen Raths und präsidirenden Conferenz-Ministers, wodurch wahrscheinlich der neue Regent nur äußere Schonung eines von dem Vorfahr so sehr geachteten Mannes, nicht aber Brühls fernere Theilnahme an den Geschäften bezielte. Brühl starb aber bald nachher am 28ten Oktober 1763. Sein hinterlassenes Vermögen soll an Grundstücken, Kapitalien und

schef-Riumin 42), besser für ihre Sache zu ge-

 win-

und Mobiliar-Vermögen, nach Abzug der Schulden, über eine und eine halbe Million Thaler betragen haben. Er hatte die Vorsicht gehabt, sich noch vom Könige August III ein Versicherungs-Dekret geben zu lassen, daß nach seinem Tode seine Erben mit der sonst bey einem Staatsminister üblichen Versiegelung und Untersuchung der nachgelassenen Papiere verschont werden sollten. Aber so nachsichtig der neue Regent, der vortrefliche Churfürst Friedrich Christian, sich auch, ohne Zweifel um das Andenken des Vaters zu schonen, bewies, wurde doch eine Untersuchung über Brühls Verwaltung der öffentlichen Einkünfte verfügt. Diese Untersuchung ergab, daß in den öffentlichen Kassen die ungeheuren Summen von 4,731,456 Thaler, und außerdem noch an untergeschlagenen Zinsen und Schuldscheinen 579,697 Thaler durch Brühl veruntreuet waren, und es wurde dem Fiscus nachgelassen, diese im rechtlichen Wege von den Erben zurückzufordern. Demohngeachtet wurde von dem nach dem baldigen Tode des Churfürsten folgenden Administrator Prinz Xaver die Untersuchung niedergeschlagen.

42) Ueber diesen merkwürdigen Minister findet man unter dem Titel: „Lebenslauf," manche gesammelte Nachrichten in Büschings Magazin Bd. II. S. 417, an deren Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln ist, da sie Bestuschef meist selbst mitgetheilt hat, die aber weit entfernt sind, eine Biographie zu enthalten, welche von dieses Mannes mächtigem Einfluß in die grossen Staats-Begebenheiten seiner Zeit und von seinem Charakter eine Idee geben könnte. Wir entlehnen aus diesem Aufsatze folgende Umstände. Die Familie Bestuschef stammt

winnen wußten, als Friedrich. Bey der weit gehen-
den

---

stammt aus England her, von da sie schon im funfzehnten Jahrhundert nach Rußland gekommen seyn soll, wo der ursprüngliche Name Best in Bestuschef verwandelt wurde. Peter der Große hat den Beinamen Riumin hinzugefügt. Mehrere Glieder dieser Familie haben sich im Staatsdienst hervorgethan. Der, von welchem hier die Rede ist, war 1693 zu Moskau geboren, begleitete Peter I auf seinen Reisen nach England, ging dann mit dessen Erlaubniß in Georg I Dienst und kam als englischer Gesandter an den russischen Hof. 1718 trat er in russische Dienste und wurde zu mehreren Gesandtschaften gebraucht. Noch unter der Kaiserin Anna wurde er 1740 Kabinets-Minister; unter der Kaiserin Elisabeth aber, welche ihn in den Grafenstand erhob, trat er als Reichskanzler an die Spitze der Geschäfte. Er wurde vom Wiener Hofe bald gewonnen, und war vorzüglich Urheber des Bündnisses vom J. 1746 gegen Preußen. Den Großfürsten (nachmals Kaiser Peter III) suchte er von der Thronfolge auszuschließen, und diese auf den Sohn Paul, unter Vormundschaft der Mutter zu bringen; dies bewirkte aber sein Verderben. Denn, als 1757 die Kaiserin Elisabeth bedenklich krank war, ließ er eigenmächtig die russische Armee, gerade nachdem sie einen Sieg erfochten, aus Preußen zurückkommen, um dieselbe, im Fall des Todes der Kaiserin, zu seinem erwähnten Zwecke zu gebrauchen. Dies wurde entdeckt, Bestuschef fiel in Ungnade und wurde des Hochverraths schuldig erklärt, jedoch 1759 nur mit Verlust eines Theils seines Vermögens und Verweisung auf eins seiner Güter im Innern von Rußland bestraft. Die Kaiserin Katharina

den Unthätigkeit [43]) der Kaiserin Elisabeth entschied dieser Minister unumschränkt alle Angelegenheiten des russischen Reichs; seine Hauptleidenschaft war niedriger Eigennutz, und er soll gegen den König von Preussen deshalb besondere Abneigung gefaßt haben, weil er von demselben für die versprochene, aber nicht gegebene Garantie des Dresdner Friedens eine gehoffte bedeutende Belohnung nicht erhalten hatte. Er ließ sich also leicht bewegen, den feindseligen Entwürfen gegen Friedrich beizutreten. Es wurde eine Allianz zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossen, welche, dem Haupt-Traktat 1746 d. 22ten May. nach, nichts anders als gegenseitige Vertheidigung im Fall eines Angriffs zum Zweck hatte, deren eigentliche Absicht aber in beigefügten geheimen Artikeln, und besonders einem derselben enthalten war, der ganz

tharina II berief ihn zwar 1762 an den Hof zurück und ernannte ihn zum General-Feldmarschall und wirklichen Geheimen Rath, doch wurde er zu Geschäften nicht wieder gebraucht. Er starb 1766.

43) Man hat von derselben fast unglaubliche Beispiele erzählt. Zu bloßen Namensunterschriften bey den unbedeutendsten Sachen konnte die Kaiserin zuweilen erst in Jahren gebracht werden. So erhielt der König von Frankreich auf die Bekanntmachung von der Geburt eines Prinzen seines Hauses die gewöhnliche glückwünschende Antwort erst nach sechs Jahren.

ganz allein Preußen betraf [44]). In demselben wurde festgesezt, daß wenn der König von Preußen je den Dresdner Frieden verletzen sollte, alsdann die Kaiserin-Königin als sofort wieder in den Besitz aller ihrer Rechte an Schlesien und Glaz eintretend angesehen und die Kaiserin von Rußland verpflichtet seyn solle, zur Wiedereroberung dieser Lande mit allianzmäßiger Hülfe beizustehen. Für eine Verletzung des Dresdner Friedens sollte aber nicht nur gehalten werden, wenn der König die Kaiserin-Königin, sondern auch wenn er Rußland oder die Republik Polen angreifen würde. Da beide leztere Mächte den Dresdner Frieden nicht mit abgeschlossen hatten; so war es wirklich wider alle Grundsäze des Völkerrechts und wider die gesunde Vernunft, daß ein zwischen ihnen und dem Könige von

44) Dieser Traktat findet sich in J. J. Mosers Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts Bd. VIII. p. 164. mit einem Auszuge der geheimen Artikel; ohne diese leztern aber in Rousset Recueil d'actes et traités T. XIX; in andern diplomatischen Sammlungen trift man ihn gar nicht an, und die Sammler scheinen beflissen gewesen zu seyn, diesen Vertrag und seine geheimen Artikel der Kenntniß des Publikums zu entziehen. Der vierte geheime Artikel, welcher ganz gegen Preußen gerichtet ist, wurde bey Ausbruch des siebenjährigen Krieges vom

von Preußen ausbrechender Krieg den leztern seiner Rechte auf Schlesien und Glatz berauben, und diese Lande der Kaiserin-Königin, einem ausdrücklich abgeschlossenen Frieden entgegen, wieder zuwenden sollte. Es war klar, daß diese Verabredung nur deshalb getroffen wurde, um desto eher den Fall herbeizuführen, in welchem man sich berechtiget halten wollte, den verhaßten Feind mit vereinten Kräften anzugreifen. Kaunitz wünschte eifrigst, daß der Krieg zuerst mit Rußland ausbrechen möchte, damit sein Hof alsdann mit desto mehr Sicherheit den an einer andern Seite beschäftigten König angreifen könnte. Deshalb versuchte er auf alle Weise die Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich persönlich aufzubringen. Der sächsische Hof war hierbey nicht minder geschäftig. Offenbare Erdichtungen wurden gebraucht, um der russischen Monarchin einzubilden, daß Friedrich feindliche Absichten gegen sie habe, bedenkliche Rüstungen mache, innere Unruhen in ihrem Lande anzuzetteln suche; sogar Spottreden, die Friedrich an seiner Tafel entfallen seyn sollten, wurden erdichtet oder mit Uebertreibung wiederholt. Man brachte es durch diese bösen

Künste

vom Berliner Hofe bekannt gemacht; s. denselben in Herzberg Recueil T. I. p. 30. Der Aechtheit desselben ist nie widersprochen.

Künste dahin, daß Elisabeth die äusserste Erbitterung gegen Friedrich faßte, und nach ihrem Antrage im russischen Staatsrathe förmlich beschlossen wurde, mit aller Macht dahin zu arbeiten, den König von Preußen wieder in seinen alten mittelmäßigen Stand zurückzusetzen, damit er Rußland weniger gefährlich werde, und nicht nur alsdann, wenn dieser König einen der Alliirten Rußlands angreifen sollte, sondern sogar auch, wenn er von einem derselben angegriffen würde, sollte dies als der Fall angesehen werden, der Rußland zum Kriege gegen ihn berechtige, weil es Grundmaxime des russischen Reichs seyn müsse, jeder Vergrößerung des Hauses Brandenburg sich auf alle Weise zu widersetzen [45]. So weit ging die verblendete Leidenschaft, daß dieses in Absicht eines Staats beschlossen werden konnte, der Rußland durch nichts beleidigt hatte, und dessen Vergrößerung, wenn sie auch zu besorgen gewesen wäre, dem russischen Reiche nicht leicht gefährlich erscheinen konnte, da dem russischen Staatsinteresse es vielmehr angemessen war, dem Uebergewicht Oesterreichs nöthigen Falls in Deutschland das Haus Brandenburg entgegensetzen zu können.

Der

45) Die Beweise hiervon, deren Aechtheit nie geläugnet worden, s. in Herzbergs Recueil Vol. I. p. 57. 248. 249.

Der sächsische Hof wagte nicht, dem österreichisch-russischen Bündnisse sofort förmlich beizutreten, sondern er verschob dieses bis dahin, daß der Krieg zwischen einer der beiden andern Mächte und Preußen wirklich ausgebrochen seyn würde, da er dann mit desto größerer Sicherheit zutreten zu können hoffte; auch wünschte Sachsen noch vorher ganz bestimmte Zusicherung seines Antheils an der Beute, die Friedrich abgenommen werden sollte, wozu ihm auch vom Wiener Hofe auf dem Fuße des Theilungs-Vertrages von 1745 Hoffnung gemacht wurde. Der förmliche Beitritt Sachsens zu dem Bunde wurde auch wahrscheinlich dadurch verzögert, daß es selbst unter den sächsischen Ministern nicht an redlichen, hellsehenden Männern fehlte, welche ihrem Könige vorstellten: der Staat werde großer Gefahr ausgesezt, wenn der sächsische Hof sich verbindlich machen wolle, an einem Kriege gegen den König von Preußen Theil zu nehmen, der sogar in dem Falle Statt finden sollte, wenn dieser Monarch nicht selbst dazu Anlaß gegeben hätte, sondern von einer der gegen ihn alliirten Mächte aus irgend einem Grunde angegriffen würde, und daß es als eine Verletzung des Dresdner Friedens angesehen werden solle, wenn der König von Preußen mit Mächten, die an diesem Frieden gar nicht Theil gehabt,

denen im Finstern sehr thätig gegen ihn gearbeitet wurde. Er konnte an der Zuverläßigkeit der ihm hierüber zukommenden Nachrichten nicht zweifeln, da er die Correspondenzen der gegen ihn feindlich gesinnten Staatsmänner, und die gegen ihn verabredeten Traktaten im Original mitgetheilt erhielt. Ein großer Theil dieser Schriften war aus dem geheimen Archiv in Dresden genommen, da ein bey demselben angestellter Officiant von dem preußischen Gesandten gewonnen war, und dem leztern diese Schriften auf so lange Zeit mittheilte, als nöthig war, um Copien von denselben zu nehmen. Andere Schriften mögen durch ähnliche Mittel anders woher, zum Theil durch den General Winterfeld, der sehr viele zu diesem Zweck dienliche Verbindungen an fremden Höfen unterhielt, in die Hände des Königs gekommen seyn.

Ueber die Moralität solcher Mittel, zu den Geheimnissen eines andern Staats zu gelangen, kann die Meinung nicht verschieden seyn. Gewiß sind sie, den Fall der höchsten Noth ausgenommen, äußerst verwerflich, und jeder Staatsdiener, der sich zu solcher Verrätherey gebrauchen läßt, ist ein nichtswürdiger Verbrecher, den die Verachtung selbst derer, denen er sich verkauft, trift, und ge-

gen

Die grosse Geschäftigkeit, mit welcher Friedrichs Feinde sich Jahre lang mitten im Frieden beeiferten, einen seinen Untergang bezielenden Krieg anzuzetteln, konnte diesem Monarchen nicht verborgen bleiben, auch wenn er keine ausserordentlichen Mittel anwandte, um Geheimnisse, die ihn so nahe angingen, zu entdecken. Bey dem Zusammenhange aller europäischen Höfe unter einander, und bey der grossen Aufmerksamkeit, mit der immer einer den andern beobachtet, kann eine lang fortdauernde ausserordentliche Thätigkeit zwischen einigen derselben nicht leicht verborgen bleiben, und derjenige, welcher dabey vorzüglich interessirt ist, wird den Gegenstand solcher Bewegungen unfehlbar, wo nicht mit Gewißheit erfahren, doch mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthen und ahnen. Im gegenwärtigen Falle gelangte aber Friedrich zur wirklichen Ueberzeugung von den feindseligen Absichten, mit denen

an den Regenten, aber immer nur schriftlich, zu berichten, der ihnen dann durch die Kabinets-Minister seine Befehle ertheilte. Auswärtige Sachen gehörten allein vor die leztern, und das Geheime Consilium ward nur, wenn man es nöthig fand, in besondern Fällen über diese Geschäfte mit seinem Gutachten gehört. Graf Brühl vereinte in seiner Person alle drey höchste Ministerien, und hatte also die lezte Entscheidung aller und jeder Sachen.

denen im Finstern sehr thätig gegen ihn gearbeitet wurde. Er konnte an der Zuverläßigkeit der ihm hierüber zukommenden Nachrichten nicht zweifeln, da er die Correspondenzen der gegen ihn feindlich gesinnten Staatsmänner, und die gegen ihn verabredeten Traktaten im Original mitgetheilt erhielt. Ein grosser Theil dieser Schriften war aus dem geheimen Archiv in Dresden genommen, da ein bey demselben angestellter Officiant von dem preussischen Gesandten gewonnen war, und dem leztern diese Schriften auf so lange Zeit mittheilte, als nöthig war, um Copien von denselben zu nehmen. Andere Schriften mögen durch ähnliche Mittel anders woher, zum Theil durch den General Winterfeld, der sehr viele zu diesem Zweck dienliche Verbindungen an fremden Höfen unterhielt, in die Hände des Königs gekommen seyn.

Ueber die Moralität solcher Mittel, zu den Geheimnissen eines andern Staats zu gelangen, kann die Meinung nicht verschieden seyn. Gewiß sind sie, den Fall der höchsten Noth ausgenommen, äusserst verwerflich, und jeder Staatsdiener, der sich zu solcher Verrätherey gebrauchen läßt, ist ein nichtswürdiger Verbrecher, den die Verachtung selbst derer, denen er sich verkauft, trift, und ge-

gen

gen den von dem Staat, der durch den Pflichtvergessenen gefährdet ist, keine zu harte Strafe verfügt werden kann. Aber so lange, auch zur Zeit des Friedens, ein unglückliches Mistrauen zwischen den Staaten besteht, weil jeder von dem andern oft etwas Arges besorgt, so lange werden auch alle Vorstellungen von der Unwürdigkeit solcher Mittel ohne Wirkung seyn. Man wird im Fall der äusserten Noth sich dieselben erlauben, und durch die Pflicht der Selbstvertheidigung, welche jede andere aufwiegt, sich berechtigt halten, um von uns bedrohenden Gefahren möglichst bald Kenntniß zu bekommen. So wie im Kriege Ueberläufer und Spione von jedem Theile strenge bestraft, zugleich aber auch von jedem, der Vortheile durch die Entdeckungen der Nichtswürdigen ziehen kann, ermuntert und belohnt werden; so wird auch während des Friedens, der fast nur Unterbrechung des Krieges genannt werden kann, eine Regierung Nachrichten von den Entwürfen einer andern, die auf ihr Verderben abzielen, immer annehmen, auch wenn sie von verachtungswerthen Verräthern ihr dargeboten werden. Erst dann wird hierin eine glückliche Aenderung gehofft werden können, wenn Jeder versichert seyn kann, daß der Andere nicht im Finstern an seinem Verderben arbeite! Diese gegenseitige

Sicherheit wird gewiß eintreten, wenn einst das menschliche Geschlecht zu der sittlichen Ausbildung gelangt seyn wird, um sich völlig überzeugt zu halten, daß, so wie für den einzelnen Menschen, so auch für die bürgerlichen Gesellschaften unwandelbare Beobachtung des Rechts und redliche Beförderung des gegenseitigen Wohls das einzige sichere Mittel zur Erreichung des eigenen sey.

In diesem Zustande der Dinge kann also Friedrich mit Recht nicht getadelt werden, wenn er, sobald von den ungerechten Anschlägen seiner erbitterten Feinde im Allgemeinen ihm Nachricht zugekommen war, alle Mittel anwandte, oder die sich ihm von selbst darbietenden benuzte, um solche Anschläge möglichst genau und zuverläßig kennen zu lernen, und sich in Stand zu setzen, ihnen widerstehen zu können. Wenn man erwägt, daß Friedrich diese Nachrichten, welche über die feindseligen Absichten gegen ihn keinen Zweifel ließen, mehrere Jahre hinter einander erhielt; so muß man in der That die Langmuth und Mäßigung bewundern, mit der er seine in so hohem Grade gereizten Leidenschaften zurückzuhalten vermogte, und den sein Verderben bezielenden Feinden nicht schon früher zuvorkam. Aber, als er endlich im Jahr

1756

1756 mit Gewißheit erfuhr, daß er noch im Herbst eben dieses Jahrs, oder, wenn sich hiergegen Hindernisse fänden, doch ohnfehlbar im Frühjahr des Jahrs 1757 von Rußland angegriffen werden sollte, und dann auch, dem längst verabredeten Plane gemäß, Oesterreich und Sachsen losbrechen würden, und als Maria Theresia auf Friedrichs Anfrage schlechterdings jede beruhigende Erklärung über die gemachten außerordentlichen Rüstungen in Böhmen weigerte; als er ferner auch durch die aufgefangene vertraute Correspondenz der feindlichen Minister die gewisse Ueberzeugung erhielt, daß diese Erklärung ganz vorsätzlich und in bösester Absicht geweigert werde: — da glaubte er seiner Selbsterhaltung schuldig zu seyn, dem ihm so nahe drohenden Angriff durch den seinigen vorzukommen. Er nahm Sachsen in Besitz und rückte in Böhmen ein. In Dresden ließ er das geheime Archiv öffnen, und aus demselben die Originale der Schriften, damit deren Aechtheit nicht geläugnet werden könne, herausnehmen, welche die unumstößlichen Beweise der zu seinem Verderben gemachten Anschläge enthielten. Friedrich ließ in denkwürdigen Staatsschriften 47),

 die

47) Mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dan-

die Hertzberg zum Verfasser hatten, dem Publikum diese Beweise bekannt machen. Nie haben Staatsschriften eine größere Wirkung gethan, und dieses war natürlich, denn sie enthielten reine Wahrheit, und jede Behauptung in denselben wurde durch die eigenen Papiere der Gegner unwidersprechlich bewiesen. Die Originale derselben wurden den Gesandten mehrerer Höfe vorgelegt, und sie sind erst nach dem Hubertsburger Frieden dem sächsischen Hofe auf sein Verlangen zurückgegeben. Die Aechtheit dieser öffentlich bekannt gemachten Schriften ist nie bestritten; durch sie ist die feindliche Absicht der verbündeten Höfe, und eben dadurch auch unwidersprechlich bewiesen, daß Friedrich zu diesem Kriege der Erhaltung seines Staats wegen nothwendig gezwungen war. Dennoch hat man auch dieses zuweilen bezweifeln, und es als möglich vorstellen wollen, daß die bösen Absichten gegen Friedrich, da sie schon so viele Jahre unausgeführt geblieben, es auch noch fer-

dangereux contre Sa Majesté le Roi de Prusse avec des pieces originales et justificatives qui en fournissent les preuves, 1756; und Réfutation de l'ouvrage intitulé: Remarques sur les Manifestes de guerre du Roi de Prusse etc. 1757. S. diese Schriften in Hertzberg Recueil Vol. I.

ferner hätten bleiben können; ja man hat behauptet, daß, wenn Friedrich nicht losgebrochen wäre, durch unerwartete Begebenheiten die Dinge noch eine ganz andere Wendung hätten nehmen können, wodurch dann ein Krieg verhütet wäre, der für Preußen so verderblich geworden ist, und es so nahe an den Rand des gänzlichen Untergangs gebracht hat. Daß eine solche für Friedrich günstigere Wendung der Dinge möglich gewesen wäre, läßt sich natürlich nicht bestreiten; aber wahrscheinlich war sie durchaus nicht. Die Erbitterung der Gegner war zu groß, als daß sie, ohne einen Ausbruch gefunden zu haben, hätte aufhören sollen, und wie leicht war es auch möglich, daß Friedrich, wenn er nicht zuvorkam, unter noch ungünstigern Verhältnissen angegriffen wäre. Sollte er also dieses abwarten, und nicht vielmehr einen Kampf beginnen, der allerdings sehr übel, aber auch gut ausschlagen, und den Staat retten konnte? Im ersten Falle war der Untergang ganz gewiß; im andern zwar auch möglich, aber auch der Sieg war möglich, wo nicht wahrscheinlich. Gewiß, ein mit ruhiger Prüfung aller damaligen Umstände überlegender Mann muß noch jezt eben so entscheiden, wie der sich selbst fühlende und der erprobten Tapferkeit seiner Truppen vertrauende Regent damals entschied; bey ihm

konnte keine Frage darüber seyn, ob es besser sey, vielleicht im muthigen Angriff mit Ehren umzukommen, oder abzuwarten, bis die Feinde mit dem Entwurf zu seinem Verderben ganz fertig seyn und, nachdem sie ihn überwunden, ihm vielleicht gestatten würden, ein kümmerliches, mit Schmach und Herabwürdigung angefülltes Leben noch ferner fortzuführen.

Friedrich faßte diesen Entschluß, seiner Gewohnheit gemäß, nach reifer einsamer Ueberlegung, und zog erst, nachdem er bey sich selbst entschieden hatte, drey Feldherren, zu deren Einsicht er großes Vertrauen hatte, über denselben zu Rathe, den Feldmarschall Grafen von Schwerin [48]), den Ge-

48) Kurt Christoph von Schwerin, aus altadlichem Geschlecht stammend, war 1684 in Schwedisch-Pommern geboren. Nachdem er sich den Studien auf der Universität zu Leyden gewidmet, trat er in holländische Kriegsdienste, machte den spanischen Successions-Krieg unter Eugen und Marlborough in den Niederlanden und in Deutschland mit, ging dann in mecklenburgische Dienste, wurde von seinem Herzog zu Karl XII nach Bender gesandt, dessen Vertrauen er in hohem Grade gewann, und durch dessen Gespräche er mehr gelernt zu haben behauptete, als durch seine Feldzüge. Da sein Vaterland dem Könige von Preußen zugefallen war, so trat er 1720 in preußische Kriegsdienste. Durch seine Tapfer-

General von Retzow 49), und den General von Win-

Tapferkeit und bewiesenen grossen Einsichten erwarb er des Königs Friedrich Wilhelm I Vertrauen, und gelangte bis zum Grade eines Generals der Infanterie. Friedrich II ernannte ihn gleich nach seiner Gelangung zum Thron zum Feldmarschall, und erhob ihn und seine ganze Familie in den Grafenstand. In den beiden ersten schlesischen Kriegen erwarb er grossen Ruhm, und bald zu Anfang des dritten fand er in der Schlacht bey Prag, den 6ten May 1757, einen glorreichen Tod. Er war ein Mann von edlem, festem, auch liebenswürdigem Charakter, grossem Verstande und ausgebreiteten Kenntnissen, und erwarb seiner beiden Könige Achtung, auch wenn er ihren Meinungen freimüthig widersprach. Friedrich II hat zu seinem Andenken eine Bildsäule auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten lassen. Eine kurze Biographie dieses Feldherrn von einem nahen Verwandten findet sich in v. Massenbachs militairischer Monatsschrift. Berlin 1785, dem 6ten Stück.

49) Wolf Friedrich von Retzow, war 1700 in der Mark Brandenburg aus adlichem Geschlecht geboren, trat 1716 in Kriegsdienste und zeichnete sich durch seine Tapferkeit eben so sehr, als durch seine Einsichten aus. 1757 wurde er wegen seines Betragens bey Leuthen auf dem Schlachtfelde zum General-Lieutenant erhoben. Friedrich schäzte ihn sehr, und zog ihn in wichtigen Fällen oft zu Rathe; er starb 1758. Der Sohn dieses Mannes ist Verfasser des lehrreichen Buchs: Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin 1802. (S. Beilage M. Nr. 43.) In diesem Werke, Th. I. S. 39, fin-

Winterfeld 50). Lezterer stimmte der Meinung des Kö-

---

findet sich die Nachricht von der Berathung des Königs über die wichtige Frage wegen Anfang des siebenjährigen Krieges; sie verdient um so mehr Glauben, da General von Retzow, welcher an der Berathung Theil nahm, ohne Zweifel diese Nachricht seinem Sohne mitgetheilt hat.

50) Hans Karl von Winterfeld, 1707 aus einem alten Geschlecht in Vorpommern geboren, trat früh in Kriegsdienste und wurde Adjudant Königs Friedrich Wilhelm I. Er wurde von diesem Monarchen nach Rußland gesandt, um Unterofficiere zu überbringen, welche die russischen Truppen im Gebrauche der Waffen nach preußischer Art üben sollten. Diese Reise veranlaßte seine Verheirathung mit einer Stieftochter des ihm schon verwandten berühmten Feldherren Grafen Münnich. Mit Friedrich II wurde Winterfeld, wie jener noch Kronprinz war, schon nahe bekannt, und gewann dessen Gunst. Nach Antritt der Regierung Friedrichs stieg er schnell zu höhern Posten, und wurde auch nach Petersburg gesandt, um Münnich, und durch ihn den russischen Hof zu gewinnen. In den beiden ersten schlesischen Kriegen erwarb er immer mehr die Achtung und ein vorzügliches Vertrauen des Königs. Er verband mit ausgezeichneten Geistes-Fähigkeiten, unermüdlicher Thätigkeit und patriotischem Eifer eine große Annehmlichkeit des äußern Umgangs; er wurde allmählig der vertrauteste Freund und Liebling Friedrichs; man glaubte, daß Winterfeld vom Könige in den wichtigsten, sowohl militairischen als politischen, Angelegenheiten zu Rathe gezogen werde, und auf die gefaßten Entschließungen mehr wie irgend Jemand Einfluß

Königs, daß der Angriff nothwendig sofort geschehen müsse, ganz bey; die beiden erstern aber waren ge-

---

fluß habe. Es fehlte ihm jedoch wissenschaftliche Bildung, er wußte dieses selbst, und suchte sich durch Umgang mit Männern von Kenntniß so gut wie möglich zu unterrichten; Friedrich selbst schlug ihm diejenigen vor, die er hierzu gebrauchen konnte. Daß er ein Mann von Talent und großen Verdiensten gewesen, ist von Niemandem bezweifelt worden, aber beliebt war er nicht, und seinem Charakter sind Vorwürfe gemacht. Man gab ihm Eigendünkel, Stolz, Geringschätzung Anderer Schuld, und behauptete, daß er sein Ansehn bey dem Könige oft zu braver Männer Nachtheil misbrauche. Dies sind Fehler, zu welchen die Günstlinge der Könige sich leicht hinreißen lassen, die ihnen aber auch oft mit Unrecht von denen, die sie eifersüchtig beneiden, beigemessen werden. Welches von beiden bey Winterfeld der Fall gewesen, können wir beim Mangel näherer Nachrichten nicht entscheiden, Friedrichs ihm bis ans Ende bewiesene Achtung und Zuneigung giebt uns eine gute Meinung von ihm. Den Grad eines General-Lieutenants erhielt er 1756, kurz vor Ausbruch des Krieges, und in einem kleinen Gefecht bey Görlitz fand er am 8ten September 1757 den Tod. Der König war äußerst gerührt über diesen Verlust, und sagte: „so einen Freund bekomme ich nie „wieder.“ Er ließ eine Bildsäule Winterfelds auf dem Wilhelmsplatze aufrichten. — Ein Verwandter von ihm, Major von Winterfeld, hat ein „Leben „des preußischen General-Lieutenants von „Winterfeld. Berlin und Leipzig 1809“ herausgegeben, das so vollständig ist, als es die noch vor-

geneigt, noch einigen Aufschub besser zu halten. Doch da der König die ihnen bisher unbekannten Papiere vorlegte, aus denen die Absicht seiner Gegner, ihn zu überfallen, unwidersprechlich hervorging, konnten sie der Meinung des Königs nichts weiter entgegensetzen; Schwerin besonders drang darauf, daß nun der Angriff ohne den mindesten Aufschub geschehen müsse. Man hat behauptet, Winterfeld habe den König vorzüglich zu dem raschen Entschlusse bestimmt, den Krieg ohne Zögerung anzufangen, wenigstens durch seine lebhafte Beistimmung ihn darin bestärkt. Diese Behauptung thut Winterfeld wahrscheinlich Unrecht, denn Friedrich war gewiß nicht der Mann, der, besonders in einem so wichtigen Falle, sich durch irgend einen Andern, so groß auch dessen Ansehn bey ihm seyn mochte, einen Entschluß einreden ließ, den er nicht selbst, nach eigner reifer Ueberlegung, für den besten gehalten hätte. Daß aber Winterfeld der Meinung des Königs beistimmte, kann ihm durchaus nicht zum Vorwurf gereichen, noch seinem unruhigen Ehrgeiz, der

vorhandenen dürftigen Nachrichten erlaubten. Die merkwürdigsten Begebenheiten werden mit reifem und unpartheiischem Urtheil erzählt, und gegen die dem Charakter dieses Feldherrn gemachten Vorwürfe wird er, nach unsrer Ueberzeugung, gründlich vertheidigt.

der bey einem Kriege Vermehrung des Ansehens und Ruhms gehofft hätte, beigemessen werden; wenigstens können wir dieses nicht glauben, da wir, sechszig Jahre nach jenen Begebenheiten lebend, die Ueberzeugung haben, daß in den Umständen, in denen Friedrich war, sein Entschluß unumgänglich nothwendig, und der Krieg ein ihm abgedrungener und gerechter Vertheidigungskrieg gewesen sey.

Während im nordöstlichen Europa eine beschränkte durch unwürdige Leidenschaften aufgeregte Politik gegen einen weisen Monarchen, der gern im Frieden der Wohlthäter seines Volks gewesen wäre, einen Untergangskrieg anzuschüren bemüht war, ereignete sich im Westen unsers Welttheils eine Umwandlung des bisherigen politischen Zustandes, die viel dazu beitrug, diesem Kriege noch mehr Umfang, Dauer und Verwicklung zu geben. Nach dem Tode Kaisers Karl VII hatte Frankreich den zu dessen Aufrechthaltung angefangenen Krieg gegen Oesterreich ohne eigentlichen Zweck fortgeführt, da es, ohnerachtet seiner Siege in den Niederlanden, nicht hoffen konnte, dieses wichtige Land zu behalten. Der Aachner Friede versöhnte endlich beide Staaten [51]. 1748 d. 30ten April.

Man

51) S. denselben in Wenck l. c. T. II. p. 519.

Man glaubte nun in Wien den Ruhestand mit Frankreich gründlich befestigt zu haben, und man baute hierauf die Hoffnung, daß Oesterreich und Frankreich künftig nicht blos versöhnt, sondern auch durch einen Bund vereinigt werden könnten, der beiden gleich vortheilhaft seyn würde, weil sie vereint nicht leicht einen andern Angriff fürchten dürften, vielmehr allen andern Mächten furchtbar erscheinen könnten. Ob Maria Theresia den Gedanken einer solchen engen Verbindung zuerst aus eigner Bewegung gehabt, oder ob Kaunitz, oder irgend ein Anderer ihr denselben eingegeben habe, ist ungewiß. Sehr begreiflich aber ist, wie der eben genannte Staatsmann bey Erwägung der damaligen politischen Verhältnisse zu der Ueberzeugung gelangen konnte, daß er seine Entwürfe zu Oesterreichs Gunsten am sichersten ausführen werde, wenn er sie durch eine ganz andere Politik zu erreichen suchte, als die in den verflossenen Jahrhunderten befolgt war. Wenn es ihm gelang, mit Frankreich in freundschaftlichem Vernehmen zu bleiben, so waren davon für seinen Hof große Vortheile zu erwarten. Die deutschen Fürsten hatten keinen Rückhalt mehr, wenn sie Oesterreichs Absichten sich zu fügen weigerten; die Garantie des westphälischen Friedens durch Frankreich war beseitiget, und Oesterreich durfte hoffen,

seine

seine Absichten einer weniger beschränkten Herrschaft im deutschen Reiche hoffen wie bisher erreichen zu können, wenn es von Frankreich keine Störung mehr zu besorgen hatte. Auch wenn diese Macht bey dem vorhabenden Angriffe Preußens nur neutral blieb, war das Gelingen der mit Rußland und Sachsen verabredeten Plane um so wahrscheinlicher. Freilich mußte eine Annäherung zu Frankreich nothwendig England, diesen alten und wichtigen Bundsgenossen Oesterreichs, von demselben entfernen; aber Kauniß glaubte, diese Besorgniß weniger achten zu dürfen, da er von Frankreich, wenn er mit demselben im Bunde war, bedeutendere Unterstüßungen seiner Entwürfe, im Fall des Gegentheils aber größern Widerstand zu erwarten hatte, als von England. Mit leztern waren ohnedem wegen der Verhältnisse in den Niederlanden Irrungen entstanden, und zwischen beiden Höfen war deshalb Kälte eingetreten [52]). Auch mogte Kauniß glauben, daß, wenn je für die Niederlande (die einzige schwache Seite Oesterreichs gegen Frankreich) Gefahr drohen sollte, die Seemächte doch, wie in frühern Zeiten, jede andere zum Misvergnügen ihnen gegebne Ursache vergessen und zur Behauptung der Niederlande zu-

tre-

52) Der Leser wird sich an dasjenige erinnern, was im 2ten Bande Kap. 13. hierüber gesagt ist.

treten würden, da ihnen noch mehr, als dem Wiener Hofe selbst daran lag, daß dieses Land nicht von Frankreich überwältiget werde. Kaunitz hatte bey Gelegenheit der Friedensverhandlungen zu Aachen dem französischen Bevollmächtigten den Gedanken von den Vortheilen eines Bundes für beide Staaten
1750 zuerst geäußert. Bald nachher kam er als Bothschafter an den französischen Hof, wo es nun sein lebhaftes Bemühen war, diesem Gedanken Eingang zu verschaffen; aber er fand die Staatsmänner, welche am meisten Einfluß hatten, der beabsichtigten Verbindung keineswegs geneigt. Nach der Politik, die seit zwey Jahrhunderten von den größten Königen und Ministern, Franz I, Heinrich IV und Ludwig XIV, den Kardinälen Richelieu und Mazarin befolgt war, hatte man sich daran gewöhnt, es für die edelste Rolle und für das ausgemachteste Interesse Frankreichs zu halten, dem großen Uebergewicht des Hauses Oesterreich entgegen zu treten, und gegen dasselbe der Beschützer aller schwächern Staaten und besonders der Verfassung und Freiheit Deutschlands zu seyn. Zu dem leztern hatte es sich durch den westphälischen Frieden die Berechtigung erworben. Gegen das in der weiblichen Linie neu sich erhebende Haus Habsburg blieb Frankreichs Politik dieselbe, wie gegen das erloschene,

da

da das neue Haus, wie das alte, mit der Kaiserwürde geschmückt, und in alle Rechte und Ansprüche des leztern getreten war. Gern mußte es von Frankreich gesehen werden, daß mit Preußen eine neue Macht im Norden sich erhoben hatte, die Oesterreichs Vergrößerungs-Absichten entgegengesezt werden konnte. Für Frankreich war von Preußen nie etwas zu fürchten, und wenn es gleich nicht gerade dessen noch weitere Zunahme befördern wollte; so mußte Frankreich doch nach allen Gründen der Staatsklugheit daran liegen, diesen Staat ungeschwächt zu erhalten. Kein vernünftiger Grund konnte es bewegen, die auf Preußens Verkleinerung abzielenden Entwürfe des Wiener Hofes zu begünstigen. Frankreich hatte überhaupt durch eine Verbindung mit diesem Hofe von keiner Seite Vortheile zu erhalten, da derselbe ihm gegen seinen Hauptgegner, England, nie wirksamen Beistand zu gewähren im Stande war, wenn er auch dazu geneigt gewesen wäre.

Bey diesen Gründen konnte Kaunitz nicht hoffen, mit seinem Vorschlage eines Bündnisses bey den Rathgebern Ludwigs XV Eingang zu finden. Alle hellsehenden Staatsmänner, die allgemeine Meinung der Nation, waren gegen diesen Vor-

schlag. Aber Kaunitz, hierdurch nicht abgeschreckt, versuchte einen Nebenweg, um zu seinem Zwecke zu gelangen; er bemühte sich, die Maitresse Königs Ludwig XV, Marquise von Pompadour [53]), zu gewinnen, und wandte jedes Mittel an, dieselbe zu bewegen, den König seinen Entwürfen geneigt zu machen. Diese Frau, welche mit äußern Annehmlichkeiten lebhaften Geist verband, ließ sich überreden, daß sie ihrer Beherrschung des Monarchen am sichersten Dauer geben würde, wenn sie ihm die lästigen Sorgen der Regierung abnehme, und ihn zu Entschlüssen brächte, die, ohne daß er sich anstrengen dürfe, oder im Genuß eines wollüstigen Lebens unterbrochen würde, seiner Regierung neuen Glanz versprächen. Diesen hoffte sie von einer Verbin-

53) Jeanne Antoinette du Poisson, aus niedrigem Stande 1721 zu Paris geboren, kam 1745 an den Hof und wurde allmählig zur Marquise, nachher Herzogin von Pompadour erklärt. Nie vielleicht hat eine Buhlerin unumschränktere Herrschaft ausgeübt; Feldherren und Minister wurden von ihr nach Gefallen gewählt, und alle großen Geschäfte der innern und äußern Regierung von ihr geleitet; deshalb wurde auch alles Unglück, was Frankreich im siebenjährigen Kriege, und durch seine zerrütteten Finanzen traf, ihr beigemessen. Sie starb 1764 als der Gegenstand des allgemeinen Hasses, doch blieb der königliche Liebhaber bis zu ihrem Tode ihr treu.

bindung mit der ersten europäischen Macht, die, wenn sie aufhörte eine gefährliche Nebenbuhlerin Frankreichs zu seyn, jezt bereit war, mit ihm die entscheidende Leitung der grossen Angelegenheiten von Europa zu theilen. Der Ehrgeiz der Pompadour fand sich geschmeichelt, wenn sie hoffen durfte, nicht blos die Geliebte eines grossen Monarchen, sondern auch die Stifterin eines neuen politischen Systems zu seyn, das Frankreich auf eine Stufe von Macht und Einfluß erheben sollte, die es in der Vorzeit vergebens angestrebt hatte, die aber jezt auf einem dem bisherigen ganz entgegengesezten Wege erstiegen werden sollte. Schon die Neuheit dieses Gedankens des Bundes der grossen Mächte, deren Kampf sie bisher geschwächt und kleinern Mächten einen diesen nicht gebührenden Einfluß gegeben hatte, war verführerisch für die eitle Frau (vielleicht auch überhaupt für den jüngern Theil der Nation), und als Kauniz seine Monarchin bewegte, sie selbst in freundlich vertrauten Briefen (sie soll sie in denselben, kaum ist es glaublich, meine Cousine genannt haben) um Anwendung ihres Einflusses zur Unterstüzung der grossen Sache zu ersuchen, konnte sie nicht länger widerstehen. Sie wandte nun alle ihre Gewalt über das Gemüth Ludwigs XV an, um ihn dem neuen System geneigt zu machen. Es gelang ihr

nicht ohne Mühe, da dem gesunden Verstande des Königs das Gefahrvolle dieses Systems nicht entging, und er ungern von Friedrich sich trennte, welches, wie er wohl einsahe, die nothwendige Folge jeder Annäherung zu Oesterreich seyn mußte. Doch neben den Gründen der Politik wurden auch noch viele andre Mittel angewandt, um Ludwig XV gegen den König von Preußen persönlich aufzubringen. Witzige Spottreden, die derselbe über jenen Monarchen und dessen Geliebte sich erlaubt haben sollte, wurden hierbey nicht ohne Erfolg gebraucht, und da es der Pompadour gelungen war, einen ihr ganz ergebenen und sehr fähigen jungen Mann, Abbé Bernis [54]), in den Staatsrath zu bringen; so wurde der König endlich dem neuen politischen System geneigter gemacht. Wie es Graf Kaunitz bis dahin gebracht hatte, ging er nach Wien zurück, um die
1755 Hauptleitung aller Geschäfte zu übernehmen; die Vollendung des von ihm am französischen Hofe angefangenen Geschäfts überließ er seinem Nachfolger in dem Bothschafter-Posten, dem Grafen von Stahremberg.

Doch Friedrich, von der Annäherung der Höfe von Wien und Versailles wohl unterrichtet, kam der

54) S. von demselben oben Bd. II. S. 346. Note 37.

der Vollendung derselben zuvor, und indem er das zu seinem Verderben bezielte neue politische System zwar selbst beförderte, gab er demselben mit ungemeiner und die Gegner überraschenden Geschicklichkeit eine Richtung, die vorzüglich beigetragen hat, daß von dem gegen ihn angezettelten Kriege nicht sein Untergang, sondern neuer Ruhm und sehr vermehrtes Ansehn die Folgen wurden.

Friedrich hatte in den beiden ersten Kriegen erfahren, wie wenig auf die Verbindung mit Frankreich gerechnet werden könne, weil am französischen Hofe veränderliche Launen und kleinliche Leidenschaften, Eifersucht und Wechsel der Einfluß habenden Personen oft mehr als Gründe der Staatsklugheit die zu nehmenden Entschlüsse bestimmten, besonders aber auch, weil die französischen Staatsmänner nur immer ihre eigenen Zwecke verfolgten, ohne auf den Vortheil der Bundsgenossen Rücksicht zu nehmen. Er war inne geworden, daß der französische Hof immer bereit gewesen war, ihn aufzuopfern, wenn er dadurch für sich selbst Vortheile zu erreichen hoffen konnte; er hatte, wenn er in großer Verlegenheit war, von diesem Bundesgenossen keinen Beistand, und für denjenigen, den er selbst geleistet, schlechte Erwiederungen erhalten. Diese Erfahrung konnte

 nicht

nicht geneigt machen, die Verbindung mit Frankreich beizubehalten, oder eine noch engere abzuschliessen, da er von dieser Macht bey der Gefahr, von der er sich jezt bedroht sahe, keinen aufrichtigen und kräftigen Beistand hoffen durfte. Das Betragen, welches England bisher gegen ihn bewiesen, gab ihm dagegen die Hoffnung, daß eine Verbindung mit dieser Macht ihm nüzlicher seyn werde. Die allgemeine Meinung hatte, wie er bemerkt, auf der brittischen Insel vorzüglich Einfluß auf die Gesinnung des Parlements, und dadurch des Hofes, und wenn gleich auch diese allgemeine Meinnng zuweilen Verirrungen unterworfen ist, welche vorzüglich aus der in England herrschenden grossen Unkunde der Verhältnisse auf dem festen Lande herrührt; so wird doch von ihr das wahre Wohl des eignen Staats in den meisten Fällen besser eingesehen und beachtet, als in den Landen, wo beschränkte, verderbte oder gar erkaufte Staatsmänner, Günstlinge und Buhlerinnen die Entschlüsse der Regierung bestimmen, und ihr unwürdiges Geschäft im Dunkeln treiben. Es war ein Hauptgrundsaß der Politik Friedrichs, daß er denjenigen Staat für den zuverlässigsten Bundesgenossen hielt, welcher sein eigenes Interesse kennet und wirklich im Auge hat, und nach demselben sein Benehmen gegen Andere abmißt; das Verfahren

eines

eines solchen Staats läßt sich berechnen, und eben deshalb auf ihn bauen. Zu allem diesen kam, daß auch die Persönlichkeit des Königs von England Vertrauen einflößen mußte. Obgleich bey Georg II [55]) die persönliche Abneigung, die er von Kindheit an gegen Friedrichs Vater gehabt, auch auf jenen übergegangen war, und obgleich er das rasche Emporsteigen Preußens mit angeerbter hannöverischer Eifersucht ansahe; so wußte dieser Monarch doch kleinliche Leidenschaften dem wahren Vortheile seines Reichs, und seiner deutschen Lande unterzuordnen. Er hatte bisher sich durchaus als einen staatsklugen Regenten bewährt. Es war für England höchst wichtig, daß Oesterreich eine bedeutende Macht bliebe, und Frankreichs Entwurf, dessen Lande unter mehrere mindermächtige Fürsten zu vertheilen, nicht ausgeführt würde. Diesem gemäß unterstüzte er Maria Theresia unter laut geäußerter Beistimmung seines Volks. Er mußte nothwendig misbilligen, daß Friedrich diese Monarchin angriff und ihr Schlesien entriß; da dieses aber einmal geschehen war, sahe er ein, daß das einzige Mittel der Rettung für Maria Theresia sey, sich mit diesem Gegner, der, so wie

55) Er war Mutter Bruder Friedrichs, 1683 geboren, hatte 1727 den Thron bestiegen, ist 1760 gestorben.

er der unternehmendste war, leicht der gefährlichste werden konnte, zu versöhnen, und deshalb ein Opfer zu bringen. Er vermittelte also und garantirte den Breslauer Frieden, schloß auch bald nachher ein
1742 d. 18ten Novbr. Bündniß mit Friedrich, worin gegenseitiger Beistand zur Erhaltung des Besitzes ihrer Staaten zugesichert wurde[56]. Dieses freundschaftliche Verhältniß dauerte auch nachher fort, und wenn gleich Georg II ein thätiger Bundesgenosse von Maria Theresia blieb, so trug er doch auch bey dem zweiten schlesischen Kriege zu dessen baldiger Beendigung durch den Dresdner Frieden bey, und keine andre Verbindung, deren er mehrere einging, auch nicht die ihm sehr wichtige mit Rußland, konnte sein gutes Vernehmen mit Preußen wankend machen, und er war durch nichts zu bewegen, dem Friedrichs Verderben durch einen ungerechten Angriff bezielenden Bunde des Wiener und Petersburger Hofes beizutreten, wenn gleich nach dem zwischen lezterm und England bestehenden Defensivbunde auf englische Subsidien sehr gerechnet, und deshalb besonders gewünscht wurde, bey dem vorhabenden Kriege den Schein zu gewinnen, daß Rußland der angegriffene Theil sey. Durch den Aachner Frieden war die Sicherheit des Ruhestandes zwischen Frankreich

56) S. diesen Traktat in Wenck l. c. Vol. I. p. 640.

reich und England so wenig gründlich hergestellt, daß schon wenige Jahre nachher über die streitigen Gränzen in Nordamerika Irrungen entstanden, die bald zu Feindseligkeiten und förmlicher Kriegserklärung führten. Georg II von der Annäherung, die zwischen Frankreich und Oesterreich Statt fand, unterrichtet, wußte, daß er von lezterer Macht keinen Beistand gegen einen Angriff seiner deutschen Staaten, den Frankreich vorhatte, hoffen dürfe; er wandte sich also an Friedrich, und schlug demselben ein Bündniß vor [57]) zu gegenseitiger Vertheidigung ihrer Lande, und zur Erhaltung des Ruhestandes in Deutschland. Dieses wurde wirklich abgeschlossen [58]), und

1755

1756 d. 16ten Janr.

57) Friedrich sagt selbst (histoire de la guerre de sept ans Chap. III.), daß der König von England ihm das Bündniß angetragen habe, aber alle Umstände lassen nicht zweifeln, daß er selbst damals mit gleichen Gedanken umging, und man kam also desto leichter über eine Verbindung überein, deren Zuträglichkeit von beiden Theilen gefühlt wurde.

58) S. dasselbe in Wenck l. c. Vol. III. p. 84. Dieser Traktat ist nachher durch nähere Bestimmungen enthaltende Conventionen viermal erneuert, unter dem 11ten April 1758, 7ten Dec. 1758, 9ten Nov. 1759, 12ten Dec. 1760, von denen Wenck die beiden erstern liefert, die zwey leztern aber nur deshalb wegläßt, weil sie mit jenen ganz wörtlich übereinstimmen, s. dessen

Codex

und beide Monarchen verbanden sich dadurch, nicht zugeben zu wollen, daß eine fremde Macht, unter was für einem Vorwande es auch seyn möchte, Truppen in Deutschland einrücken lasse. So erhielt Georg II einen Beistand gegen die seine hannöverschen Lande bedrohenden Franzosen, und Friedrich II gegen den Angriff der Russen. Der französische Hof nahm diese Verbindung Friedrichs sehr übel auf. Ludwig XV machte noch einen Versuch, denselben festzuhalten, indem er den Duc de Nivernois an ihn absandte, einen Mann, von dem er wußte, daß derselbe durch seinen Geist und seine Kenntnisse dem preußischen Monarchen angenehm seyn werde. Dieses war auch wirklich der Fall; aber Friedrich pflegte bey Entschlüssen von Wichtigkeit sich nie durch Nebenbetrachtungen bestimmen zu lassen. So sehr der französische Abgeordnete seine persönliche Achtung wirklich erworben hatte; so konnte dies ihn doch nicht von einer Verbindung abbringen, die er, nach reifer Ueberlegung, in den damaligen Umständen für die zuträglichste hielt. Er verhehlte dieses dem Duc

de

Codex III. p. 180. Koch liefert dagegen in dem Recueil des Traités, qui n'ont pas encore vu le jour Vol. II. p. 29. eine Convention vom 11ten Jan. 1757 ohne Unterschriften, die wahrscheinlich ein nicht ausgeführter Entwurf ist.

de Nivernois nicht, und sagte demselben offen, daß so wenig er dem französischen Hofe seine Annäherung zu Oesterreich verüble, so könne auch ihn nichts abhalten, eine Verbindung einzugehen, welche er seinem Interesse angemessen halte; er fand sich auch dadurch beleidiget, als das französische Ministerium ihm die Plünderung der hannöverschen Lande als einen Reiz darstellte, und ihm, wenn er sich mit Frankreich verbinden wollte, die Insel Tabago in Westindien anbot, eine Besitzung, die für Friedrich gar keinen Werth haben konnte. Der Abschluß des Bundes zwischen Oesterreich und Frankreich war nun die Folge dieser Erklärung Friedrichs; durch denselben wurde zunächst gegenseitige Vertheidigung und Beistand mit 24,000 Mann versprochen [59]), Bedingungen, welche durch nachher eingegangene Verträge noch ungleich lästiger für Frankreich geworden sind [60]). Lezteres griff indeß die preußischen Lande in Westphalen wirklich feindlich an, und nahm dieselben für Oester-

1756 d. 1sten May.

1757 April.

59) Es wurden eigentlich zwey Verträge an demselben Tage abgeschlossen: Une Convention de neutralité, und: Un traité d'union et d'amitié defensive, s. dieselben in Wenck l. c. T. III. p. 139.

60) S. was über diese folgenden Verträge oben Bd. I. S. 202. Note 5. gesagt ist.

Oesterreich in Besitz. Der französische Hof behauptete hierbey nicht nur als Bundesgenosse des leztern, sondern auch als Garant des westphälischen Friedens zu handeln, der durch den Friedrich abgedrungenen Einfall in Sachsen verlezt seyn sollte.
1757 Jun. Von der andern Seite fielen die Russen mit einer Armee von 100,000 Mann verheerend in das Königreich Preußen ein, und Schweden wurde, gegen den Willen seines Königs, der Friedrichs Schwager war, gezwungen, gleichfalls unter dem nichtigen Vorwande der Garantie des westphälischen Friedens
1757 Sept. Preußen feindlich anzufallen. Es erhielt dafür das Versprechen einer Entschädigung mit dem preußischen Pommern [61]. Die meisten deutschen Fürsten konnten sich gleichem Zwange nicht entziehen; der König von Preußen wurde sogar, wegen seines Einfalls in Sach-

61) Die Conventionen zwischen Frankreich, Oesterreich und Schweden vom 21ten März und 22ten Sept. 1757 sind zuerst von Koch im Recueil des Traités T. II. p. 33 u. 89. bekannt gemacht. Auch die Kaiserin von Rußland trat dieser Verbindung zwischen den drey Mächten durch einen besondern Akt vom 5ten Nov. 1757 bey, welcher in dem Recueil von Koch T. II. p. 103. gleichfalls gefunden wird. — Der förmliche Beitritt Rußlands zu dem Bunde zwischen Frankreich und Oesterreich wurde unter dem 7ten März 1760 unterzeichnet, und auch dieser findet sich in der Kochschen Sammlung T. II. p. 121.

Sachsen des Landfriedenbruchs angeklagt, und von 1757 Janr.
der theils gewonnenen, theils erzwungenen Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstage ein Reichskrieg gegen ihn erklärt, und auch wirklich eine sogenannte Reichsexecutions-Armee, die sich mit der französischen vereinigte, nicht zur Ehre deutschen Namens aufgestellt. So begann jener siebenjährige Krieg, in welchem Friedrich allein mit England und einigen deutschen Fürsten [62]), die englische Subsidien erhielten, gegen mehrere Mächte von Europa für die Erhaltung seines Staats kämpfte. Friedrich bewies in der Führung dieses Krieges nicht nur die größten Talente des Feldherrn, und eine standhafte Ausdauer, die ihn wahrhaft bewundernswürdig machte; sondern er benahm sich auch unter allen oft wechselnden Umständen mit der größten Staatsklugheit, Mäßigung und reifsten Ueberlegung. Das mit England geschlossene Bündniß beruhete auf gegenseitigem Bedürfniß, und wurde deshalb von beiden Theilen mit musterhafter Treue beobachtet.

Ein glücklicher Umstand für Friedrich war es, daß Georg II sich bald genöthiget sahe, die Haupt-
[illegible] lei

62) Dem Landgrafen von Hessenkassel, den Herzogen von Braunschweig und Sachsen-Gotha, und dem Grafen von Schaumburg-Lippe.

leitung der Geschäfte einem Staatsminister zu übergeben, der mit den hellesten Einsichten und einem glühenden Eifer für das Wohl Englands, eine Stärke und Ausdauer des Charakters verband, die der, welche Friedrich selbst besaß, gleich kam. William Pitt war dieser Mann, einer der größten, die je nicht nur Englands, sondern irgend eines Staats Angelegenheiten geführt haben [63]). Wir nennen es ein Glück, daß dieser Mann an die Spitze der brittischen Regierung kam, weil es Wahrheit ist, wollen aber dadurch das Verdienst, welches König Georg II selbst bey Ergreifung des neuen politischen Systems (die ganz sein Werk war und schon vor Pitts Eintritt in das Ministerium entschieden wurde) und dessen standhafter Durchsetzung hatte, im Mindesten nicht herabsetzen; dieser König zeigte vielmehr die Größe seines Geistes und die Stärke seines Charakters grade darin, daß er einem Manne, dem er bis dahin persönlich abgeneigt gewesen, sein Vertrauen zuwandte, und da er ihn desselben werth fand, sich darin durch nichts wankend machen ließ, vielmehr die von seinem Minister vorgeschlagenen Maaßregeln von Herzen billigte, und jedes entgegentretende Hinderniß aus dem Wege räumte. Wenn man

63) S. über ihn Beilage 8.

man erwägt, daß Georg II sich damals bereits in einem Alter befand, in welchem es jedem Menschen, zumal aber einem Regenten, immer schwer wird, lange gewohnten Ansichten und Neigungen zu entsagen; so verdient das Opfer, das Georg II seiner Regentenpflicht brachte, um so größeres Lob. Doch Pitt zeigte sich nicht minder groß, indem er Ansichten und Grundsätze, welche er sein ganzes politisches Leben hindurch mit Eifer behauptet hatte, jezt, da es das Wohl des Staats erforderte, abzulegen, und diejenigen anzunehmen wußte, durch welche das Vaterland allein gerettet werden konnte. Er war nämlich früher ein eifriger Gegner der Continental-Verbindungen gewesen, solcher nämlich, Kraft welcher England in Friedenszeiten, oft viele Jahre hindurch, ansehnliche Subsidien an fremde Mächte gab, ohne etwas Anderes dafür zu erhalten, als das Versprechen dieser Mächte, im Fall eines Krieges ihre Truppen zur Erreichung der Zwecke Englands herzugeben, auch sonst, bey sich ergebenden Gelegenheiten, dem politischen System sich geneigt zu beweisen, das England auf dem festen Lande begünstigen wollte 64). Er glaubte, daß hierdurch das brittische Geld

64) So hatte es eben damals England viel Geld gekostet, um dem Wiener Hofe zu Gunsten, für die beabsichtigte Wahl

Geld nur vergeudet, im Zeitpunkt der Gefahr aber gewöhnlich nur wenig geholfen würde, weil die fremden Mächte, welche kein eignes Interesse an der Sache Englands nahmen, sondern nur des Geldvortheils wegen ihre Unterthanen verkauften, leicht Vorwände fanden, unter welchen sie entweder der Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeit ganz auswichen, oder ihr doch nur höchst unvollkommen nachkamen. Auch hielt er dafür, daß es das Ehrgefühl der eignen Nation schwäche, wenn sie gewohnt würde, durch erkaufte Fremdlinge sich vertheidigen zu lassen, und sich mehr auf ihr Geld, als auf eigne Kräfte und Anstrengungen zu verlassen. Aber jezt, da er an Friedrich einen Bundesgenossen gefunden, der nicht um des Geldes willen seinen Beistand versprach, sondern dessen eigene Sache mit der brittischen genau verbunden war, und dem es für seine eigne Erhaltung eben so angelegen seyn mußte, den Sieg zu erkämpfen, als es dieses England nur seyn konnte, einen Bundesgenossen, dessen Genie und Charakter unbegränztes Vertrauen einflößte, mit dem [illegible] zu [illegible]

Wahl des Erzherzogs Joseph, noch während dessen Minderjährigkeit, zum römischen König Churstimmen zu erkaufen. Der junge Prinz wurde aber während seiner Minderjährigkeit nicht gewählt, und das englische Geld war umsonst ausgegeben.

zu siegen man die wahrscheinlichste Hoffnung hatte, und mit dem zu fallen keine Schande seyn konnte —; da hielt Pitt eine solche Continentalverbindung für die weiseste Maaßregel, die genommen werden konnte. Er ergriff sie mit Feuereifer, und verfolgte sie mit unnachlassender Standhaftigkeit. 670,000 Pfund Sterling Subsidien [65]) wurden jährlich an Friedrich bezahlt, und die Truppen deutscher Fürsten, welche die alliirte Armee ausmachten, gleichfalls von England unterhalten. Pitt glaubte, dieser Geldaufwand sey durch des Königs von Preußen Beistand hinlänglich belohnt, es fiel ihm auch deshalb nicht ein, die Verwendung der Subsidien genau zu kontrolliren, oder über die Art der Kriegführung je Rath geben zu wollen; er überließ dieses ganz dem wundervollen Manne, wie er ihn nannte, mit dem er verbündet war, und für den er hohe Achtung hatte. Es entstand daher zwischen den Bundesgenossen nie Mishelligkeit oder eifersüchtiger Neid des Einen über die glücklichen Fortschritte des Andern; eine Verschiedenheit ihrer Meinungen über das, was gesche-

65) Welche nach dem damaligen Werth des Pfund Sterlings zu vier Millionen Thaler angenommen, vom König von Preußen aber weit höher ausgebracht wurden.

geschehen müsse, ist, wenn sie je Statt gefunden, nie sichtbar geworden. Jeder Wunsch, den Friedrich äußerte, wurde, wenn es irgend möglich war, befriediget. So wurde das Oberkommando der alliirten Armee, das bisher Königs Georg II Sohn, der in England viel geltende Herzog von Cumberland, wo nicht ungeschickt, doch sehr unglücklich geführt hatte, auf Friedrichs Vorschlag einem preußischen General, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig anvertraut, einem Feldherrn, der durch seine Thaten bald bewies, wie sehr er der Empfehlung Friedrichs werth sey. Nur einen Wunsch, den der König oft äußerte, nämlich daß eine englische Flotte in der Ostsee den Feinden entgegengesezt werden möchte, konnte Pitt, obgleich es versprochen war, nicht erfüllen, aber er erklärte offen, daß, ohne sich an wichtigern Punkten zu schwächen, es unmöglich sey, eine so große Flotte zu senden, die Wirkung thun könne, und die Absendung einer schwächern nicht rathsam seyn würde. Friedrich beruhigte sich hierbey, und entsagte dem vielleicht gehabten Mistrauen, als wolle der englische Hof gegen Rußland und Schweden der Handelsverbindungen wegen einige Schonung beweisen. Pitt versicherte, daß dieses keinesweges der Fall, und sein König bereit sey, jede Erklärung, wie sie Friedrich wünsche, zu geben, um

ganz

ganz Europa zu überzeugen, daß beide Monarchen nur dieselben Feinde hätten.

Dieses vollkommene Einverständniß (von dem die neuere Geschichte kein Beispiel kennt, seit demjenigen, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die beiden großen Feldherren und Staatsmänner, Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough, gegeben) gab dem Kriege den besten Erfolg. England war überall siegreich, und Pitt erkannte, daß er dieses vorzüglich Friedrichs Mitwirkung verdanke, und, weil Frankreich durch den unklug unternommenen Landkrieg sich schwächte, Canada in Deutschland erobert werde. Friedrich empfand zwar den Wechsel des Kriegsglücks; er wurde in mehrern einzelnen Schlachten besiegt, aber er stand dennoch stets unüberwunden da, und zeigte sich gerade nach den Niederlagen in bewundernswürdiger Größe. Immer unerschöpflich in seinen Entwürfen, suchte er die Mittel zu seiner Vertheidigung überall auf, wo sie nur gefunden werden konnten. So bemühte er sich besonders, die Pforte und den Tartar-Chan zum Bruch mit seinen Gegnern zu bringen, und es war ihm gerade gelungen, mit dem leztern Fürsten, der eine eigene Gesandtschaft in Friedrichs Lager abschickte, ein Bündniß zu schließen, dessen 1761

 Folge

Folge ein Einfall in Ungarn und auch in das russische Gebiet seyn sollte, als eine Begebenheit eintrat, die den Dingen unerwartet eine günstigere Wendung gab, und eine noch weitere Ausdehnung des Krieges entbehrlich zu machen schien. Die erbitterte Feindin des Königs, die russische Kaiserin Elisabeth starb. (1762 d. 5ten Janr.) Noch in ihrer lezten Stunde hatte sie ihrem Nachfolger die eifrigste Fortsetzung des Krieges gegen Preußen, und daß er nie ohne seine Bundesgenossen Frieden schließen solle, empfohlen; aber Kaiser Peter III [65]) war schon lange ein enthusiastischer Bewunderer Friedrichs. Wenn er gleich den Krieg gegen diesen Monarchen nicht hatte verhindern können, so hatte er doch Vieles beigetragen, daß derselbe in der Ausführung für Preußen nicht so nachtheilig wurde, als er hätte werden können. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so entsagte er dem Kriege und gab das von Rußland bereits förmlich in Besitz genommene, und von Oesterreich und Frankreich

66) Karl Peter Ulrich, Herzog von Holstein-Gottorp, geb. 1728. Durch seine Mutter, die Großfürstin Anna, war er Enkel Kaisers Peter I, wurde 1742 von seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth, zum Thronfolger erklärt, nachdem er vorher die griechische Religion angenommen hätte. Er gelangte 1762 zum Thron und verlor denselben und das Leben noch im selbigen Jahr.

reich demselben garantirte Königreich Preußen durch den in Petersburg geschlossenen Frieden zurück, ohne dabey irgend eine Bedingung für sich zu machen [67]. Noch mehr, er wurde zugleich wirklich Friedrichs Bundesgenosse, und sein mit den Oesterreichern in Schlesien verbündetes Heer erhielt Befehl, jene sofort zu verlassen und zu Friedrich überzugehen. Schweden folgte Rußlands Beispiel und entsagte durch einen zu Hamburg abgeschlossenen Frieden [68]) dem ohne allen Zweck unternommenen, und ohne Ruhm zu seinem Schaden bisher geführten Kriege. Friedrich wurde durch die seltene Großmuth, mit welcher Peter III sich über die eigennützigen Grundsätze gewöhnlicher Politik erhob, und aus einem Feinde sein Bundesgenosse wurde, ungemein gerührt; die dankbare Erinnerung hieran ist in seinem Herzen nie erloschen [69]); er wünschte seine

1762 d. 5ten May.

1762 d. 22ten May.

67) S. diesen Friedens-Traktat in Wenck l. c. T. III. p. 299.

68) S. denselben in Wenck l. c. T. III. p. 307.

69) Noch im Jahr 1779 sagte Friedrich zu Graf Görz in einer vertrauten Unterredung, ehe derselbe zu dem Gesandtschaftsposten in Petersburg abging: „Ich werde „Peter III ewig beweinen, er war mein einziger „Freund, mein Retter, ohne ihn hätte ich unterliegen „müssen.“ Die Thränen traten dem Könige bey diesen Worten in die Augen.

Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß er dem russischen Monarchen ernstlich anrieth, einen Krieg mit Dännemark, den er mit leidenschaftlicher Hitze anfangen wollte, wenigstens noch zu verschieben, vorzüglich aber ihm empfahl, bey den großen Veränderungen, mit denen er seine Regierung anhub, mehr Vorsicht und Mäßigung anzuwenden; aber diese Vorstellungen fanden keinen Eingang, und die Folge hiervon war, daß Peter III nach wenigen Monaten
1762 d. 9ten Jul. bereits Thron und Leben verlor. Doch die neue Monarchin, Kaiserin Katharina II [70]), hob nur das mit Friedrich eingegangene Bündniß wieder auf, bestätigte aber den Frieden unter eben den uneigennützigen Bedingungen, die Peter III eingegangen war.

Aber diese unerwartete Befreiung von zwey Feinden würde noch wohlthätigere Folgen für Friedrich gehabt haben, wenn nicht mit derselben fast gleichzeitig in England eine Veränderung vorgegan-gen

70) Prinzessin zu Anhalt-Zerbst, geboren 1729 zu Stettin, wo ihr Vater preußischer General und Gouverneur war. Sie wurde 1745 mit dem Großfürst Peter III, nach Annahme der griechischen Religion, vermählt. Sie war mit diesem Prinzen nahe verwandt, da sie durch ihre Mutter (siehe Bd. II. S. 7. Note) aus dem Hause Holstein-Gottorp herstammte. Katharina II bestieg den Thron 1762, und ist 1796 gestorben.

gen wäre, welche den Sachen eine minder günstige Wendung gab. Nach dem Tode des edlen und stand- 1760 d. 25ten haften Bundesgenossen, König Georg II, bestieg Octbr. dessen Enkel Georg III den Thron, der, ein noch unerfahrner Jüngling [71]), von andern Rathgebern umringt, nicht mehr auf Pitts Stimme hörte, und diesen dadurch endlich bewog, aus dem Ministerium 1761 d. 5ten auszutreten. Ein Mann von einem ganz entgegenge- Octbr. sezten Charakter und politischem System übernahm an seiner Stelle die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, Lord Bute [72]). Es wurde bald mit Frankreich in Unterhandlungen getreten, und die Präliminarien eines einseitigen Friedens mit dieser Macht wurden in Paris abgeschlossen [73]), in welchem, in 1762 d. 3ten gradem Widerspruche der zwischen England und Novbr. Preußen bestehenden Verbindung [74]), Friedrich nicht

 ein-

71) Er war 1738 geboren.

72) S. über denselben die Beilage 8.

73) S. dieselben in Wenck l. c. T. III. p. 313.

74) Die Worte des Traktats zwischen den beiden Verbündeten sind: „les hauts Contractans, savoir „d'un côté S. M. Brittannique tant comme Roi „que comme Electeur, et de l'autre S. M. „Prussienne, s'engagent de ne conclure aucun

eingeschlossen und keine andere Rücksicht auf ihn genommen war, als daß beide Mächte der Theilnahme am Kriege in Deutschland entsagten. Nicht einmal wurde ausgemacht, daß die noch von den Franzosen besezten preußischen Provinzen in Westphalen dem Könige wieder eingeräumt werden sollten. Oesterreichs Truppen machten sich deshalb schon bereit, diese Lande wieder zu besetzen, und es würde dieses ohne Zweifel versucht seyn, hätte nicht Frankreich selbst sich bereit erklärt, den König wieder in den Besitz dieser Provinzen zu setzen. Noch mehr, Lord Bute ging so weit, daß er den russischen Kaiser ernstlich ermahnen ließ, dem Bunde gegen Preußen treu zu bleiben, wogegen er versprach, ihm alle und jede Abtretungen zu verschaffen, welche der russische Monarch nur verlangen würde. Aber Peter III verwarf den verrätherischen Antrag mit edlem Unwillen, und theilte denselben sogleich Friedrich mit, der dadurch höchlich erbittert wurde. Auch in Wien bot Bute die Vermittlung seines Hofes zum Frie-

---

„cun traité de paix, de trève ou de neutralité „ni autre convention ou accord, qui ce soit „avec des puissances qui ont pris parti dans la „présente guerre, que de concert et par un „accord mutuel et en s'y comprenant nommé-„ment.“

Frieden mit Preußen an, und versprach, daß die Kaiserin-Königin Schlesien, oder jeden andern Theil, den sie selbst bestimmen würde, von der Friedrich abzunehmenden Beute erhalten sollte. Doch Kaunitz fand dieses Anerbieten zu stark, als daß er dasselbe hätte für aufrichtig halten können; er hielt es für einen Kunstgriff, um seinen Hof von Frankreich zu trennen, und bey diesem Mistrauen zu erregen; stolz wies er daher den englischen Antrag ab, und erklärte, seine Monarchin sey mächtig genug, ihre Forderungen durchzusetzen, und nie werde sie einen Frieden unter brittischer Vermittlung annehmen.

Diese unwürdige Behandlung, welche der König vom englischen Hofe erfahren mußte, ist vielleicht diejenige Begebenheit, welche ihn in seinem Verhältniß mit andern Staaten am empfindlichsten gekränkt hat. Sie mußte desto schmerzhafter seyn, je mehr Friedrich während Pitts Verwaltung die größte Biedertreue von England erfahren, und diese selbst bewiesen hatte, auch je mehr er sich bewußt war, daß der Friede, den England jezt schließen konnte, vorzüglich seiner Anstrengung und Aufopferung mit zu verdanken war.

Doch nur schmerzen konnte Friedrich der Abfall eines Bundesgenossen, nicht ihn niederbeugen. Mit ungeschwächtem Muth stand er den noch übrig gebliebenen Feinden entgegen, immer bereit zum Frieden, und nichts weiter verlangend, als das Aufgeben jedes Anspruchs an seine Besitzungen, aber auch eben so bereit, den Kampf bis aufs Aeußerste fortzusetzen, wenn noch irgend eine Abtretung ihm zugemuthet werde. So viel ihn auch der Krieg an Menschen und Geld gekostet hatte 75), so war er doch noch nicht ganz erschöpft, und die Feinde fühlten weit lebhafter als der König das Unvermögen, diesen Krieg fortzusetzen, dessen Zweck zu erreichen Oesterreich die Hoffnung nun ganz aufgeben mußte, und der für die übrigen schon lange gar keinen Zweck mehr hatte. Die Reichsfürsten gingen nach und nach einzeln von dem

---

75) Der König selbst schätzt seinen Verlust an Menschen während des Krieges auf 180,000, außerdem über 30,000, welche die Verheerungen der Feinde in den verschiedenen Provinzen aufgerieben hatten, wovon auf das Königreich Preußen allein 20,000 kamen. Den Unterhalt der Armee und aller andern Kriegskosten berechnet er auf 125 Millionen Thaler, außer dem Verlust, den Kriegs-Contributionen und andre feindliche Verheerungen seinem Lande verursacht hatten, doch sagt er selbst, daß er am Ende des Krieges mit Gelde noch gut versehen gewesen sey.

dem Bunde gegen den König ab, und schlossen Versöhnungs-Vergleiche, zu denen Friedrich sich immer, das gegen ihn begangene Unrecht großmüthig vergessend, bereit zeigte. Der sächsische Hof, dessen Land am meisten verheert war, und der bey längerer Fortdauer des Krieges den gänzlichen Untergang als unvermeidlich vor Augen sahe, drang am lebhaftesten auf baldigen Abschluß des Friedens, und bewegte durch seine Klagen endlich auch Oesterreich, sich ernstlich zu demselben entschlossen zu erklären. Sobald dieses geschehen war, hatte die Herstellung des Friedens keine Schwierigkeit weiter. Die Bevollmächtigten der drey Höfe [76]) kamen auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertsburg zusammen, und da Friedrich 1762 d. 31ten Decbr. fest darauf bestand, keinen Fuß breit Landes, und auch nicht das kleinste Recht abtreten zu wollen, dagegen aber auch von den Gegnern nichts zu verlangen, wurde der Friede auf die einfache Bedingung, daß Alles in dem Zustande, wie es vorher gewesen, wieder hergestellt werden sollte, abgeschlossen [77]). 1763 d. 15ten Febr.

So

76) Von Oesterreich Herr von Collenbach, von Sachsen Herr von Fritsch, von Preußen Herr von Hertzberg.

77) S. diesen Traktat in Wenck l. c. T. III. p. 368.

So endigte Friedrich diesen Krieg ohne Gewinn an Land und Leuten, aber er war, was mehr werth ist, in der Achtung der Menschen hoch gestiegen. Die beharrliche Ausdauer, mit der er unter allem Wechsel des Glücks dem Angriffe so überlegner Feinde widerstanden, die Mäßigung, die er im Glück, die Standhaftigkeit und unerschöpfliche Erfindung immer neuer Hülfsmittel, die er im Unglück bewiesen, hatten die höchste Bewunderung erregt. Er war der Held seines Zeitalters geworden, hätte die Menschen während sieben Jahren sehr lebhaft beschäftiget, und in Pallästen wie in Hütten die lebendigste Theilnahme an seinem Schicksale aufgeregt. Sogar Neid und Eifersucht gestanden dem Könige jezt eine Stelle unter den ersten Mächten von Europa zu, da sie eingestehen mußten, daß er sich derselben würdig bewiesen habe. Nicht mehr bemüht, ihn von dieser Stelle zu verdrängen, dachte man vielmehr darauf, seine Handlungen und Einrichtungen nachzuahmen, um zu gleicher Größe zu gelangen. Feldherren und Staatsmänner sahen in ihm ein Vorbild, dem ähnlich zu werden das Bestreben der Edelsten wurde. Dies ist die natürliche, unausbleibliche Folge eines wahrhaft großen und würdigen Charakters, wie ihn Friedrich in diesem Kriege bewährt hatte. Preußen war nun einer der am meisten geachteten Staaten,

mit

mit dem in gutem Verständniß zu seyn Nahe und Entfernte wünschten. Einer solchen Achtung zu genießen ist für einen Staat, wie für den Einzelnen, viel werth, und ersezt in manchen Fällen den Abgang physischer Kraft.

Friedrich wünschte jezt, wo möglich noch lebhafter und ernstlicher als je zuvor, eines dauerhaften Friedens zu genießen. Diesen Wunsch mußte natürlich die Erinnerung des harten Ungemachs, welches er während sieben Jahren erduldet hatte, hervorbringen. Die Einbildungskraft des Mitfühlenden kann sich kaum eine zureichende Vorstellung von diesen Leiden des Königs machen, auch wenn er den Ausdruck seiner schmerzhaften Gefühle, seiner quälenden Unruhen in seinen vertrauten Briefen [78]) und in seinen Gedichten aus dieser Zeit gelesen hat. Wir sagen es, ohne zu fürchten uns einer Uebertreibung schuldig zu machen, noch nie hat ein Regent vor ihm, von dem uns Nachrichten übrig geblieben, so in seinem Innern gelitten, noch nie hat einer solche Standhaf-

78) Besonders in denen an Marquis d'Argens. Aus ihnen lernt man die geplagte Lage, worin sich Friedrich während des siebenjährigen Krieges befunden hat, und seinen oft schrecklichen Gemüthszustand recht kennen. S. über diese Briefe Beilage M. VII, 6.

haftigkeit, solchen Gleichmuth, solche unerschöpfliche Fruchtbarkeit in Erfindung immer neuer Rettungsmittel wie er bewiesen. Ludwig XIV hat auch in den lezten Jahren des spanischen Erbfolge-Krieges harte Leiden bestanden, und sich in denselben mit Standhaftigkeit und edler Würde benommen, aber so wie Friedrich hat er nicht gelitten; er war nicht selbst Feldherr, sahe nicht, wie Friedrich, die Verwüstungen des Krieges ganz in der Nähe, auch kämpfte er nicht, wie jener, um seine Existenz und seines angeerbten Staats Erhaltung, sondern nur um einen größern oder kleinern Theil, den er von den angestrebten Eroberungen behalten sollte.

Friedrich war durch diesen Krieg tief gekränkt und schmerzhaft verwundet, aber nicht mürbe gemacht; er fand seine Erholung nicht blos im Ausruhen des von schwerer Anstrengung Ermüdeten, sondern in neuer, reger Thätigkeit, aber von angenehmer und erheiternder Art. Diese edle Thätigkeit, zu welcher er sogleich überging, erwarb ihm noch um so mehr die Verehrung und Anhänglichkeit seiner Unterthanen, und erregte die Bewunderung und hohe Meinung des Auslandes von ihm. Sein Wunsch, nunmehr in Frieden zu leben, machte ihn auch keinesweges ängstlich furchtsam, unwürdig nachgebend oder

gleich-

gleichgültig und untheilnehmend an den neuen Verhältnissen, die jezt unter den Staaten entstanden. Er wurde keinem derselben fremd, aber er beschränkte immer mehr seinen thätigen Antheil auf den Kreis, in dem er wirken konnte. Immer überzeugt, das sicherste Mittel Frieden zu erhalten, sey, sich beständig zum Kriege bereit zu zeigen, wandte Friedrich unermüdliche Sorgfalt an, sein Kriegsheer zu höherer Vollkommenheit auszubilden und es bereit zu halten, in jedem Augenblick gebraucht werden zu können.

Der König befand sich nach geschlossenem Frieden ohne Bundesgenossen, und die Wahl eines solchen foderte reife Ueberlegung. England, mit dem die Fortdauer des Bundes gewiß für beide Theile vortheilhaft gewesen wäre, hatte Friedrich auf eine ihn so tief kränkende Weise verlassen, daß an Erneuerung der Verbindung nicht zu denken war. Mit Frankreich blieb lange ein gespanntes Verhältniß. Hatte diese Macht auch während des Krieges dem Könige bey weitem nicht so viel, als sich selbst geschadet, so konnte jener doch nicht vergessen, daß der französische Hof, ohne alles eigene Interesse, vielmehr gegen dasselbe, den thätigsten Antheil an den feindseligen, sein Verderben bezielenden Entwürfen genommen, und über die

Theilung seiner Lande Verträge geschlossen hatte. Auch dauerte die Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich noch fort, und es war darin keine Aenderung zu hoffen, so lange Kauniß die Angelegenheiten des Wiener Hofes, und ein diesem leztern ganz ergebener, aber Friedrich abgeneigter Minister, der Duc de Choiseul 79), die des französischen Hofes leitete. Die freundschaftliche Verbindung zwischen Frankreich und Preußen kam deshalb sogar in die alte Ordnung, worin sie vor dem Kriege gewesen, nur so
1769 langsam zurück; daß erst nach mehrern Jahren die gewöhnlichen Gesandtschaften zwischen beiden Höfen wieder erneuert wurden, und von einer nähern Verbindung zwischen ihnen konnte schon um deshalb nicht die Rede seyn, da Friedrich zu den Gesinnungen des französischen Ministeriums, welche Wechsel in demselben auch vorgingen, kein Vertrauen, und, nach Allem was vorgegangen war, für dessen Politik und innere Einrichtungen keine Achtung hatte.

Eine Verbindung mit Rußland schien dagegen in allem Betracht die zuträglichste. Katharina II bewies emporstrebenden Geist, und einen Charakter, der erwarten ließ, daß sie auf dem Thron, den sie durch

79) S. von ihm oben B. 1. S. 200. Note 3.

durch eine Revolution bestiegen hatte, sich erhalten, und ihre Macht noch furchtbarer machen werde, wenn sie, wie es ihr Vorsatz zu seyn schien, nicht nur europäische Kunst und Wissenschaften in ihr unermeßliches Reich einführte, sondern auch ihr Volk, dessen eigenthümlichen Charakter gemäß, ausbildete. Die alten Gegner Friedrichs, Oesterreich und Sachsen, waren eifrigst bemüht, die Verbindung Rußlands und Preußens zu hindern, und die russische Monarchin wieder für das alte politische System zu gewinnen. Aber Katharina sahe ein, daß eine Allianz mit Friedrich ihrem Interesse die angemessenste sey, und daß sie durchaus keinen Grund habe, auf die Schwächung dieses Monarchen zu arbeiten. Der Reichskanzler Graf Panin [80]), welchem die Leitung der auswärtigen Staatsgeschäfte anvertraut war, bestärkte die Kaiserin in diesem System; er war Preußen ganz ergeben und jeder Annäherung seines Hofes zu Oesterreich durchaus entgegen. Friedrich fand also mit seinem Antrage Eingang, und ein Vertheidigungs-Bündniß zwischen beiden Staaten, worin sie sich ihre dermaligen Besitzungen garantirten und die Art des gegenseitigen Beistandes bestimm-

ten,

80) S. über denselben oben B. 1, S. 488. Note 21. v. Dohms Denkw. 4 B.

1764 d. 11ten April. ten, wurde wirklich abgeschlossen; die Dauer desselben war auf acht Jahre beschränkt, nach deren Ablauf man sich die Erneuerung, nach Maaßgabe der Umstände, vorbehielt [81]). Die Verbindung mit Rußland hatte unstreitig große Vortheile; sie sicherte Preußen an einer Seite, von welcher ein furchtbarer Feind ihm am gefährlichsten werden konnte, und wo ihm jede Vertheidigung am schwersten fallen mußte. Aber so wichtig diese Vortheile für den Augenblick waren, so hatte, wenn man etwas weiter sahe, diese Allianz auch ihre eigenthümlichen und sehr bedeutenden Nachtheile. Friedrich mußte, wenn die Verbindung von Dauer seyn sollte, in derselben eine untergeordnete Rolle übernehmen, und für diese war er nicht gemacht; es war das erstemal, daß er eine solche übernahm. Er mußte sich in die Launen und Entwürfe seiner Bundsgenossin schicken, und selbst für ihre immer weiter strebende Größe arbeiten, die, wie er wohl einsahe, für ihn selbst und seinen Staat einst drückend werden konnte, so wie es schon jezt die Abhängigkeit, in welcher er sich befand, zu werden begann. Wahrscheinlich hat er sich hierüber nie gegen irgend Jemand ganz offen geäußert; aber, wenn wir Friedrichs Charakter richtig beurtheilen, so glau-

81) S. diesen Traktat in Wenck l. c. T. III. p. 481.

glauben wir nicht zu irren, wenn wir uns überzeugt halten, daß seine Gefühle über die Abhängigkeit, worin er sich durch diese Verbindung gesezt fand, zuweilen sehr beengend gewesen seyn mögen, und daß die Behauptung seiner Unabhängigkeit und Würde ihm oft schwer gefallen seyn mag. Zwar hat er dieser Würde nie etwas vergeben, und die Welt, auch selbst seine Bundsgenossin, haben vielleicht nie von seinen innern Gefühlen etwas erfahren; aber so groß auch die Klugheit war, mit der er sich in diesem Verhältniß immer benommen hat, so müssen wir doch unpartheiisch gestehen, daß er in dieser dem äußern Schein nach glänzenden, in der Wirklichkeit aber ihn erniedrigenden Lage den sittlichen Adel seines Gemüths nicht immer in eben der Größe bewährt habe, die er während des Kampfs mit einem harten Schicksal bewiesen hatte. Die Schmeicheleyen, womit er die Bundsgenossin bey guter Laune zu erhalten suchte, waren nicht immer eines Friedrichs würdig [82]), doch kam ihm zu statten, und bewahrte vor noch weiterer Erniedrigung, daß Katharina von ihrer Jugend an die tiefste Verehrung

 für

82) Wir können dieses mit Wahrheit sagen, da wir verschiedene Briefe Friedrichs an Katharina gelesen haben. Gedruckt sind dieselben keine, so viel wir wissen.

für ihren großen Bundesgenossen empfunden hätte, an dessen Hofe sie erzogen war, und dem sie ihre Vermählung mit dem russischen Großfürsten und also den Thron verdankte. Auch hat Friedrich die Huldigung, zu der er sich herabließ, immer nur auf die Person der Monarchin selbst beschränkt, und mit der Gewandheit eines alten Hofmanns wußte er dieser Huldigung den Schleyer einer zärtlichen Galanterie, oder gar zuweilen wohl einer väterlichen Theilnahme umzuwerfen; gegen die mächtigen Günstlinge, selbst gegen einen Orlow und Potemkin, hat der König sich nie etwas vergeben, sich nicht um deren Gunst beworben, die er auch nie besessen hat, ohne dadurch in den Gesinnungen der Kaiserin zu verlieren. Die russischen Minister wußte er immer in ihre Schranken zurückzuweisen, wenn sie auch gegen ihn einen gebieterischen Ton anzunehmen versuchten, wie sie ihn in andern Ländern anzunehmen sich gewöhnt hatten, wo, statt Vorstellungen zu thun, sie Gesetze zu geben sich erlauben wollten 83).

Im

83) So erzählt Friedrich selbst (Oeuvres posthumes édit. de Berlin T. V. p. 23.), daß der russische Gesandte von Saldern, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, der zu Warschau und Coppenhagen den Ton eines römischen Diktators angenommen hatte, mit ihm in

Immer blieb während der Periode, zu der wir jezt gelangt sind, die Rücksicht, welche Friedrich auf die Politik seiner Bundsgenossin nehmen mußte, so bedeutend, daß wir leztere noch etwas genauer zu schildern angemessen finden. Sobald Katharina II den Thron bestiegen hatte, suchte sie die Art, wie dies geschehen war, möglichst bald dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie ihr Volk in lebhafte Bewegung nach Außen sezte, ihm hohen Ruhm als würdiges Ziel seiner Thätigkeit zeigend, und ihrem Reiche einen Glanz verschaffte, der zuvor nicht gesehen war. Sie gab bald zu erkennen, daß sie die Plane Peters des Großen auszuführen, und wo möglich noch zu übertreffen gemeint sey. Ein entschiedner Supremat im Norden wurde von ihr angestrebt, und dessen übrige Souverains gedachte sie als von ihr ganz abhängige Vasallen zu be-

 han-

in gleichem Tone habe reden, und ihn gebieterisch habe zwingen wollen, die Höfe von England, Schweden, Dännemark und Sachsen in den Bund zwischen seiner Monarchin und den König aufzunehmen, welches er aber, weil er es seinem Interesse nicht gemäß fand, durchaus abgewiesen und dem russischen Bevollmächtigten begreiflich gemacht habe, daß er immer der Freund von Rußland, aber nie dessen Sklave seyn wolle.

handeln [84]). Das benachbarte Polen war der nächste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Die höchst unvollkommene Verfassung dieses Landes und die innere Gährung zwischen den mit einander kämpfenden Partheyen schienen die Absichten der Kaiserin zu begünstigen, und es ihr leicht zu machen, sich ein ganz entschiednes Uebergewicht in Polen zu verschaffen. Da der polnische Thron bald zu Anfang ihrer Regierung erlediget wurde, so brachte sie, mit gewaltsamer Unterdrückung alles Widerstandes, ihren Liebling, den Grafen Poniatowsky [85]), auf den Thron,

84) Als die Kaiserin 1782 den Großfürsten Paul verschiedene europäische Lande unter dem Namen eines Grafen vom Norden bereisen ließ, wurde an einigen Höfen der angenommene Name als eine zu stolze Anmaaßung getadelt. Katharina erfuhr dieses und schien befremdet über den Tadel. „Warum, sagte sie, sollte „mein Sohn nicht den Namen eines Landes führen, „dessen bey weitem größten Theil er zu beherrschen bestimmt ist. Das Wenige, was daran noch fehlt, „kann er, wenn es ihm beliebt, leicht noch hinzufügen."

85) Stanislaus August Graf von Poniatowsky, ein polnischer Edelmann, 1732 geboren, war mit den mächtigsten Familien durch Verwandtschaft verbunden, und mehrere Jahre Gesandter am Hofe zu Petersburg, wo er mit der Großfürstin, nachher Kaiserin Katharina II, wie man allgemein glaubte, im vertrautesten Um-

Thron, und erwartete von demselben die Unterwür- 1764 d. 7ten
figkeit eines Vasallen. Sie behandelte Polen völlig Sept.
wie eine russische Provinz, ohne die Vortheile einer
solchen zuzugestehen, welche für den harten Druck,
den das Land litt, einigermaßen hätten entschädigen

Umgange lebte. Er hatte bey einem edlen Aeußern und männlicher Schönheit viele natürliche Fähigkeiten und ausgebreitete Kenntnisse; sein Geist war durch den Aufenthalt in England und Frankreich gebildet, er besaß den feinsten Weltton, und war überhaupt der liebenswürdigste Privatmann, doch war die natürliche Güte seines Herzens mit zu viel Weichheit verbunden, auch wurde er für wankelmüthig und schwankend gehalten, sogar Zweideutigkeit und Falschheit wurden ihm Schuld gegeben. Er erwarb deshalb keine ächte Zuneigung und keine treue Anhänglichkeit. Seine zu große Neigung zum Vergnügen machte ihn oft die Pflichten seines hohen Berufs versäumen; er war überall für den Thron nicht gemacht, zumal nicht in so stürmischen Zeiten eines stark bewegten Landes, als er erlebte. Seinem Geiste fehlte Größe, seinem Charakter Stärke, und beider hätte er gar sehr bedurft. Nachdem er harte Leiden bestanden, unterlag er endlich seinem Schicksal, und wurde durch eben die Hand, die ihn auf den Thron erhoben, ohne alle Schonung von demselben herabgestürzt. Er starb 1798 in russischer Ge- 1798
fangenschaft, die nach Katharinens Tode durch Kaiser Paul I erleichtert ward. Unser Geschichtbuch wird, wenn es so weit fortgesetzt werden sollte, die warnend lehrreichen Ereignisse der Regierung dieses unglücklichen Königs noch umständlicher darstellen.

können. Dies brachte die Verzweifelten endlich zum Widerstande, aber die Polen, welche nicht so viel Einsicht als Vaterlandsliebe und Tapferkeit besaßen, auch von keiner Seite Beistand erhielten, wurden unterdrückt und grausam mishandelt. Unter dem Vorwande, die Rechte der Dissidenten beschützen zu wollen, wurde ein bürgerlicher Krieg angefacht und von beiden Seiten mit Barbarey geführt. Die Anarchie, welche in Polen für Freiheit galt, wurde auf alle Weise unterstüzt, und jeder Versuch zur Verbesserung unterdrückt, und wie Rebellion bestraft [86]).

Dem

86) So wurde die widersinnige Einrichtung, daß zur Fassung gültiger Schlüsse auf den Reichstägen durchaus Uebereinstimmung aller Stimmen erfordert werde, die bloße Mehrheit nicht galt, von Rußland, unter dem Namen alter polnischer Freiheit, mit Gewalt behauptet. Nur in Fällen, wo es darauf ankam, eine Maaßregel durchzusetzen, welche Rußland wollte, wurde, als Ausnahme von der Regel, die Mehrheit der Stimmen vorgeschrieben. Aber in allen andern Fällen sollte jene Regel gelten. Nach derselben konnte nie ein vernünftiger Beschluß zu Stande kommen; der Widerspruch eines Einzelnen, der leicht zu erkaufen war, vermogte umzuwerfen, was alle Uebrigen für das Beste gehalten hatten, und gegen einen solchen Widersprecher gab es kein anderes Mittel, als daß die Mehreren ihn niederhieben oder verjagten.

Man

Dem König entging gewiß die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens nicht, und er fühlte ganz das Beklemmende seiner eigenen Lage, in welche er dadurch versezt wurde, daß ein ihm benachbartes und sein Reich nur noch allein von Rußland trennendes Land so gewaltsam, mit Verhöhnung alles Rechts, unterdrückt wurde. Er sahe sehr wohl die Möglichkeit ein, daß eben dieser Unterdrücker einst, wenn er Polen überwältiget, auch in Preußen werde Gesetze geben wollen; aber in jetzigem Augenblick war keine Aussicht, dem Uebel zu wehren. Das einzige Mittel der Rettung Polens wäre gewesen, wenn ein Mann von wirklich großem, edlem Charakter, der Zutrauen einflößen konnte, sich an die Spitze der Nation gestellt, sie aus der Versunkenheit emporgehoben, die innere Zwietracht mit starker Hand gebändigt, und zum Versuch der äußersten Vertheidigung begeistert hätte. Ein solcher Versuch hätte

 wahr-

Man sollte wirklich kaum glauben, daß eine solche Einrichtung in einer Gesellschaft von vernünftigen Wesen je habe gemacht werden können, daß sie sich bis ins achtzehnte Jahrhundert erhalten habe, und daß für deren Aufrechthaltung Gut und Blut gewagt worden; doch eben so unglaublich, aber dennoch wahr, ist es, daß eine Katharina II und Friedrich II solche Aufrechthaltung gewollt und mit Gewalt der Waffen unterstüzt haben.

wahrscheinlich auswärtigen Beistand gefunden, den ein unterdrücktes Volk immer nur dann findet, wenn es sich fest entschlossen zeigt, selbst mit Aufbietung aller Kräfte, der Unterdrückung widerstehen zu wollen. Doch ein solcher Retter konnte nur unter den Eingebornen gefunden werden; unter diesen trat er nicht auf, und so war es einem benachbarten Regenten, auch selbst Friedrich, wenn er auch den besten Willen gehabt hätte, ganz unmöglich, für das unterdrückte Volk etwas zu thun. Ihm blieb nichts übrig, als ein Mitschuldiger seiner Bundesgenossin zu werden, und selbst mit an der Unterdrückung Polens zu arbeiten. Dies kann nie gerechtfertiget und nur einigermaßen dadurch entschuldiget werden, daß, wenn Friedrich sich zum Beschützer Polens hätte aufwerfen wollen, er die ganze Erbitterung der Uebermächtigen gereizt, selbst einen guten Theil des unterdrückten Volks würde wider sich gehabt, und einen harten Kampf würde haben bestehen müssen, der, ohne den Zweck zu erreichen, den Untergang des eigenen Staats herbeiführen konnte.

Doch Friedrich vermied es, sich über Polen mit seiner Bundsgenossin zu entzweyen; es entstanden aber Verwickelungen anderer gleichfalls sehr gefährlicher Art. Während die übrigen Mächte von Europa

ropa der schmählichen Unterdrückung eines gleich ihnen unabhängigen Landes misbilligend, aber mit zurückgehaltenem Unwillen, zusahen, und nur im Verborgenen durch kleinliche Mittel dagegen zu arbeiten und die Unterdrückten zum Widerstande zu ermuntern wagten, dadurch das Uebel jedoch nur ärger machten, war die ottomannische Pforte die einzige Macht, welche, zum Beweise daß politische Unwissenheit ihr mit Unrecht vorgeworfen werde, es fühlte, mit welcher Gefahr andere Staaten durch dasjenige, was in Polen verübt ward, bedroht würden. Sie forderte, daß dieses Land von den russischen Truppen geräumt werde, die seit dem siebenjährigen Kriege dasselbe nicht verlassen hatten, von ihm Verpflegung erzwangen und es überdem feindlich verheerten. Die Räumung wurde geweigert, und bey einem Gefecht mit den conföderirten Polen verfolgten die Russen diese bis in das türkische Gebiet und brannten eine kleine Stadt dort nieder. Hierdurch aufs äußerste gereizt, erklärte die Pforte den Krieg. Hätte sie ihn nur mit 1768 Oktbr. einiger Geschicklichkeit, und dann auch Erfolg zu führen gewußt! Aber die glänzenden Siege der Russen, die schnelle Wegnahme einiger türkischen Provinzen, und die nicht verhehlte Absicht, die Osmanen ganz aus Europa verdrängen und sich selbst in den Besitz der schönsten Lande unsers Erdtheils setzen zu

wol-

wollen, erregte noch mehr die allgemeine Aufmerksamkeit. Besonders betrachtete Oesterreich die über alle Erwartung rasche Zunahme des russischen Reichs mit unruhiger Sorge. Kaunitz sahe nun selbst ein, daß ganz von anderer Seite her, und nicht von Preussens, wie er ehemals geglaubt, vermeinter Vergrösserung für das politische System von Europa, und besonders für Oesterreich Gefahr drohe; er wünschte nun selbst eine enge Verbindung mit Preussen, die er für die einzige Schutzwehr gegen das Uebergewicht Russlands erklärte. Kaiser Joseph II trat dieser Ansicht bey, da er mit einem mehr erweiterten politischen Blick, als bisher in Wien üblich gewesen, die Dinge ansahe, nicht, wie Maria Theresia, die Wiedereroberung Schlesiens für das Hauptziel der österreichischen Politik hielt, und nicht Kaunitzens Haß und Groll gegen Friedrich theilte, vielmehr, die grossen Tugenden dieses Monarchen bewundernd, ihm mit edlem Eifer nachzustreben, und durch gleiche Mittel wie er den eigenen Staat zu heben wünschte.

Doch so sehr Friedrich die Besorgnisse über Russlands Vergrösserung billigte und sie selbst fühlte, fand er doch keinesweges rathsam, gegen dasselbe mit Oesterreich eine Verbindung einzugehen. Sein

Mis-

Mißtrauen wurde durch die arglistige Politik vollkommen gerechtfertiget, welche Kaunitz bald nachher gegen die Pforte bewies, die er, nachdem er mit ihr einen Bund zu ihrem Beistande geschlossen, selbst beraubte, und durch das Benehmen eben dieses Ministers gegen Polen, dessen unterdrückten Bürgern er Schutz versprach, sie aber dann verließ, und unter nichtigem Vorwand einige Distrikte ihres Landes wegnahm. Friedrich blieb unter diesen Umständen seinem Bündnisse mit Rußland treu, weil er dafür hielt, einmal eingegangene Verbindlichkeiten redlich zu erfüllen, sey die beste Politik, und künftig möglichen Gefahren zu widerstehen, müsse der Einsicht derer überlassen werden, welche sie erleben würden. Er erklärte diese seine Gesinnung dem Wiener Hofe offenherzig, und sagte ihm vorher, daß, wenn Rußland angegriffen würde, er dasselbe werde vertheidigen müssen. Dieses sein Betragen vermehrte das Ansehen Friedrichs bey Katharina, aber sein Bemühen, diese Monarchin zu einem Frieden mit der Pforte unter gemäßigten Bedingungen zu bringen, war vergebens. Indeß entstanden zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Berlin Unterhandlungen, welche zu dem Gedanken führten, daß Rußland einigen seiner Forderungen an die Pforte entsagen könnte, wenn es dagegen durch ein ihm

ge-

1772 gelegnes Stück von Polen entschädiget würde, wenn dann Oesterreich und Preussen unter der Bedingung einwilligten, daß auch ihnen, unter dem Vorwande der unter den drey Mächten zu erhaltenden Gleichheit ihrer Besitzungen, gestattet werde, einige andere Provinzen von Polen gewaltsam an sich zu reißen.

An dieser ungerechten Vergewaltigung eines schwächern Staats von den stärkern Nachbaren, wovon die neuere Geschichte bis dahin noch kein Beispiel geliefert, war Friedrich Mitschuldiger. Wir haben eingestanden, daß dieses ein Flecken in seinem Charakter sey, und nur die Beschuldigung für falsch erklärt, daß der erste Gedanke einer Theilung Polens von ihm ausgegangen sey, da vielmehr Oesterreich das erste Beispiel dazu gegeben, und die russische Kaiserin zu dessen Nachfolge aufgemuntert hatte. Indeß war Friedrich ein so thätiger Beförderer, daß vielleicht gezweifelt werden kann, ob ohne seine Mitwirkung die Ungerechtigkeit wirklich verübt seyn möchte *).

Durch

*) Die hier angedeuteten Begebenheiten und Friedrichs Benehmen bey denselben sind im ersten Bande in der Beilage A. umständlich erzählt.

Durch dieselbe wurde der Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und Oesterreich verhindert, in welchen Friedrich ohne Zweifel verwickelt worden wäre, und dessen Folgen nicht leicht zu berechnen waren. Friedrich benuzte den Ruhestand, dessen er genoß, zum Besten seiner Lande. Seine auswärtige Politik wurde nun vorzüglich durch das Bemühen beschäftigt, die Verbindung mit Rußland fest zu halten, da es dem Wiener Hofe gelungen war, diese Macht immer mehr an sich zu ziehen, indem er ihr Beistand gegen die Pforte, welche, ohngeachtet des geschlossenen Friedens, Katharina als ewige Feindin betrachtete, versprach, und die Aussicht eröffnete, durch gemeinschaftliche Vertreibung der Osmanen höchst wichtige Vergrößerung zu erreichen. Wie Friedrich diesen Entwürfen aufmerksam zugesehen und ihrem Gelingen, doch ohne sich mit Rußland zu entzweyen, entgegengearbeitet habe, wie die Kaiserhöfe ihre Entwürfe nicht ausführen können, aber wie auch Frankreich und Preußen es nicht gelungen sey, einen festen Gegenbund, wenn gleich beide es wünschten, unter sich zu knüpfen; — dies Alles ist bereits genügend in unserm Geschichtbuche entwickelt [88]).

Drey

88) S. 2ter Bd. 10tes Kapitel.

wollen, erregte noch mehr die allgemeine Aufmerksamkeit. Besonders betrachtete Oesterreich die über alle Erwartung rasche Zunahme des russischen Reichs mit unruhiger Sorge. Kaunitz sahe nun selbst ein, daß ganz von anderer Seite her, und nicht von Preußens, wie er ehemals geglaubt, vermeinter Vergrößerung für das politische System von Europa, und besonders für Oesterreich Gefahr drohe; er wünschte nun selbst eine enge Verbindung mit Preußen, die er für die einzige Schutzwehr gegen das Uebergewicht Rußlands erklärte. Kaiser Joseph II trat dieser Ansicht bey, da er mit einem mehr erweiterten politischen Blick, als bisher in Wien üblich gewesen, die Dinge ansahe, nicht, wie Maria Theresia, die Wiedereroberung Schlesiens für das Hauptziel der österreichischen Politik hielt, und nicht Kaunitzens Haß und Groll gegen Friedrich theilte, vielmehr, die grossen Tugenden dieses Monarchen bewundernd, ihm mit edlem Eifer nachzustreben, und durch gleiche Mittel wie er den eigenen Staat zu heben wünschte.

Doch so sehr Friedrich die Besorgnisse über Rußlands Vergrößerung billigte und sie selbst fühlte, fand er doch keineswegs rathsam, gegen dasselbe mit Oesterreich eine Verbindung einzugehen. Sein

Mis-

Mistrauen wurde durch die arglistige Politik vollkommen gerechtfertiget, welche Kaunitz bald nachher gegen die Pforte bewies, die er, nachdem er mit ihr einen Bund zu ihrem Beistande geschlossen, selbst beraubte, und durch das Benehmen eben dieses Ministers gegen Polen, dessen unterdrückten Bürgern er Schutz versprach, sie aber dann verließ, und unter nichtigem Vorwand einige Distrikte ihres Landes wegnahm. Friedrich blieb unter diesen Umständen seinem Bündnisse mit Rußland treu, weil er dafür hielt, einmal eingegangene Verbindlichkeiten redlich zu erfüllen, sey die beste Politik, und künftig möglichen Gefahren zu widerstehen, müsse der Einsicht deren überlassen werden, welche sie erleben würden. Er erklärte diese seine Gesinnung dem Wiener Hofe offenherzig, und sagte ihm vorher, daß, wenn Rußland angegriffen würde, er dasselbe werde vertheidigen müssen. Dieses sein Betragen vermehrte das Ansehen Friedrichs bey Katharina, aber sein Bemühen, diese Monarchin zu einem Frieden mit der Pforte unter gemäßigten Bedingungen zu bringen, war vergebens. Indeß entstanden zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Berlin Unterhandlungen, welche zu dem Gedanken führten, daß Rußland einigen seiner Forderungen an die Pforte entsagen könnte, wenn es dagegen durch ein ihm

dies hat der Friede weder Werth noch Bestand. Wenn der König gleich beinahe den vierten Theil seiner Regierungszeit Kriege geführt hat, so ist doch nur der erste derselben von ihm angriffsweise unternommen worden, und die Ansprüche, die ihn dazu aufforderten, waren, wie wir bewiesen haben, nicht ungegründet, wenn er gleich in der Art, dieselben geltend zu machen, größere Mäßigung hätte beweisen können. Sobald er wegen solcher Ansprüche Genugthuung erhalten, machte er Frieden, so sehr auch der glückliche Erfolg des ersten Unternehmens und der erworbene Ruhm ihn reizen konnten, den Krieg fortzusetzen und noch größere Eroberungen anzustreben. Diese mitten im Glück und im Gefühl der Jugendkraft bewiesene Herrschaft über seine Leidenschaft bürgt für seine Friedensliebe. Der zweite Krieg wurde zum Schutz des hart bedrängten Oberhaupts des deutschen Reichs unternommen. Den dritten mußte er führen, um seinen Staat vom Untergange zu retten, und der vierte wurde aus den edelsten Beweggründen unternommen, um Deutschlands Freiheit und Verfassung zu vertheidigen. Keinen dieser Kriege konnte Friedrich, mit Bestand seiner Ehre und ohne höchste Gefahr für die Sicherheit seines Staats, vermeiden; jeden endigte er, sobald er den Zweck erreicht hatte. Jedesmal kehrte er in

Durch dieselbe wurde der Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und Oesterreich verhindert, in welchen Friedrich ohne Zweifel verwickelt worden wäre, und dessen Folgen nicht leicht zu berechnen waren. Friedrich benuzte den Ruhestand, dessen er genoß, zum Besten seiner Lande. Seine auswärtige Politik wurde nun vorzüglich durch das Bemühen beschäftigt, die Verbindung mit Rußland fest zu halten, da es dem Wiener Hofe gelungen war, diese Macht immer mehr an sich zu ziehen, indem er ihr Beistand gegen die Pforte, welche, ohngeachtet des geschlossenen Friedens, Katharina als ewige Feindin betrachtete, versprach, und die Aussicht eröffnete, durch gemeinschaftliche Vertreibung der Osmanen höchst wichtige Vergrößerung zu erreichen. Wie Friedrich diesen Entwürfen aufmerksam zugesehen und ihrem Gelingen, doch ohne sich mit Rußland zu entzweyen, entgegengearbeitet habe, wie die Kaiserhöfe ihre Entwürfe nicht ausführen können, aber wie auch Frankreich und Preußen es nicht gelungen sey, einen festen Gegenbund, wenn gleich beide es wünschten, unter sich zu knüpfen; — dies Alles ist bereits genügend in unserm Geschichtbuche entwickelt [88]).

Drey

88) S. 2ter Bd. 10tes Kapitel.

Drey und zwanzig Jahre hat Friedrich seit dem beendigten siebenjährigen Kriege des so sehr gewünschten Friedens genossen, und es ist dies vorzüglich die Frucht seiner Staatsklugheit gewesen, mit der er jeden Zunder, noch ehe er in größere Flammen ausbrechen konnte, ausgelöscht, und die Folge des Ansehens, welches er durch seine Weisheit erworben hatte, das jeden Angriff Anderer abhielt und ihm das allgemeine Zutrauen der Mächte sicherte. Nur Einmal während dieser Friedenszeit mußte der König noch wieder die Waffen ergreifen; es geschah aus
1778 den gerechtesten und edelsten Gründen, um einen Mitstand gegen die Vergewaltigung zu schützen. Nach kurzem Kriege gab Oesterreich das schon in Besitz genommene Stück von Bayern dem größten Theil nach
1779 zurück; doch, da nachher der Wiener Hof den Tausch von Bayern gegen die Niederlande durch Drohungen
1785 zu erzwingen versuchte, und zur Ausführung dieses Plans sogar die Mitwirkung Rußlands und die stillschweigende Billigung Frankreichs gewonnen hatte; da trat Friedrich allein mit nachdrücklichen Erklärungen gegen die Gewaltthat auf, und ließ nicht zweifeln, daß er, obgleich schon in hohem Alter, sich derselben thätig widersetzen werde. Er erreichte seinen Zweck, ohne den Frieden noch einmal unterbrechen zu dürfen, und brachte, um ungerechten Angriff

auch

auch ferner zu hindern, einen Bund mehrerer deutscher Fürsten, alles dagegen erhobenen Widerstandes ohngeachtet, zusammen, dessen Zweck gemeinsame Vertheidigung gegen jede Verletzung des Rechts, woher sie auch kommen möchte, war. Doch die genauere Erzählung auch dieser Begebenheiten ist Hauptinhalt unsers Geschichtbuchs gewesen, worauf wir uns beziehen, und wir endigen also hiermit die Schilderung des Benehmens, welches Friedrich gegen andere Staaten vom Anfang seiner Regierung bis zu deren Ende, während einer langen Reihe von Jahren, bewiesen hat.

Wir schließen diese Materie mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Wir haben gezeigt, daß dieser König mit großem Unrecht zuweilen den Eroberern beigezählt sey. Dies war er nicht, wenn gleich er bey seinem ersten Kriege allerdings eine Eroberung bezielt hat; doch eine einzelne Handlung darf nicht das Urtheil über den Charakter des Mannes bestimmen. Um diesen richtig zu würdigen, muß man die Handlungen des ganzen Lebens zusammennehmen, und diese sprechen bey Friedrich laut dafür, daß er den Frieden geliebt und aufrichtig gestrebt habe, denselben seinen Landen zu erhalten, so lange es mit Behauptung seiner Ehre geschehen konnte, und ohne

dies hat der Friede weder Werth noch Bestand. Wenn der König gleich beinahe den vierten Theil seiner Regierungszeit Kriege geführt hat, so ist doch nur der erste derselben von ihm angriffsweise unternommen worden, und die Ansprüche, die ihn dazu aufforderten, waren, wie wir bewiesen haben, nicht ungegründet, wenn er gleich in der Art, dieselben geltend zu machen, größere Mäßigung hätte beweisen können. Sobald er wegen solcher Ansprüche Genugthuung erhalten, machte er Frieden, so sehr auch der glückliche Erfolg des ersten Unternehmens und der erworbene Ruhm ihn reizen konnten, den Krieg fortzusetzen und noch größere Eroberungen anzustreben. Diese mitten im Glück und im Gefühl der Jugendkraft bewiesene Herrschaft über seine Leidenschaft bürgt für seine Friedensliebe. Der zweite Krieg wurde zum Schutz des hart bedrängten Oberhaupts des deutschen Reichs unternommen. Den dritten mußte er führen, um seinen Staat vom Untergange zu retten, und der vierte wurde aus den edelsten Beweggründen unternommen, um Deutschlands Freiheit und Verfassung zu vertheidigen. Keinen dieser Kriege konnte Friedrich, mit Bestand seiner Ehre und ohne höchste Gefahr für die Sicherheit seines Staats, vermeiden; jeden endigte er, sobald er den Zweck erreicht hatte. Jedesmal kehrte er in

den Friedenszustand zurück, ohne irgend eine Vergrösserung zu verlangen, und die Erhaltung des Friedens war das unablässige Bestreben seiner Politik, dieses Friedens, dessen seine Lande auch binnen sieben und dreissig Jahren von den sechs und vierzig, die seine Regierung gedauert hat, zu ihrem grössten Glück genossen haben, und mit welcher Sicherheit war dieser Genuss verbunden! Dieses darf nicht übersehen werden, weil der Werth des Genusses dadurch ungemein erhöhet ward. Friedrichs Unterthanen wussten, dass bey dem grossen Ansehen, dessen ihr König in ganz Europa genoss, nicht leicht ein andrer Staat ihn angreifen werde, wenn dieses aber versucht werden sollte, so hatten sie die Hoffnung, dass ihr zur Vertheidigung immer wohlgerüsteter König solchen Angriff glücklich zurückschlagen werde. Dies gab eine Ruhe und Sicherheit, von der jüngere Zeitgenossen, welche ganz einen andern Zustand erlebt, und an öftere Umkehrung des Bestehenden, immer wiederholte Abtretungen und Umtauschungen der Lande sich haben gewöhnen müssen, kaum einen Begriff sich machen können. Friedrich wusste, wie viel diese Sicherheit den Unterthanen werth sey, wie sie ihre Zufriedenheit, Treue und Anhänglichkeit an den Staat vermehre; aber er wusste auch, wie viel solche Unterthanen dem Staat werth sind. Er

war deshalb jeder Abtretung, so wie jedem Umtausch alter Unterthanen gegen neue, wenn auch deren Seelenzahl die grössere gewesen wäre, immer abgeneigt. Von Abtretung oder Vertauschung ganzer Provinzen oder Landstriche ist unter ihm nie die Rede gewesen; aber auch nur von einer kleinen Zahl alter Unterthanen trennte er sich immer sehr ungern, und hat dieses nur in seltnen Fällen gethan, wenn etwa überwiegende Gründe der Lokalität bey einigen, in fremdes Gebiet eingeschlossenen Unterthanen, deren Austauschung gegen fremde, die sich in seinem Gebiet in gleichem Verhältniß befanden, durchaus rathsam machten.

In der Wahl der Bundesgenossen folgte der König nie seiner Neigung oder Abneigung gegen die Persönlichkeit andrer Regenten, Staatsminister und Nationen, oder irgend einer andern blos persönlichen Rücksicht; sondern hier leitete ihn ganz allein die Betrachtung des Wohls seines Staats. Auf standhafte Treue eines Bundesgenossen rechnete er nur in so weit, als das eigene Interesse desselben mit dem seinigen verbunden war. Er hielt diejenigen Verbindungen für die besten, welche einen bestimmten Zweck hatten und auch in Absicht der Dauer beschränkt waren, weil nur bey solchen Misverständnisse

nisse oder Erkältung durch baldige Erklärung vermieden werden können, welche bey Bündnissen, die in Absicht des Zwecks und der Dauer unbestimmt sind, gewöhnlich deren unvollkommene Erfüllung und baldiges Aufhören zur Folge haben.

Friedrich verstand es vortreflich, für seine Verhandlungen mit auswärtigen Höfen, wenn dieselben von seiner Seite anfingen, denjenigen Zeitpunkt zu wählen, wo der andere Hof, wegen eigenen Bedürfnisses oder bey ihm herrschender Ansichten, in seine Ideen einzugehen am geneigtesten war. Fast jedes große Geschäft hat einen Zeitpunkt, in welchem dasselbe mit Leichtigkeit durchgesezt werden kann; dieser muß richtig erkannt und benuzt werden; wird er versäumt, so hält es oft schwer, den Zweck zu erreichen.

Eine wichtige Eigenthümlichkeit von Friedrichs Politik war es, daß er den Kreis seiner Wirksamkeit sehr gut kannte, und denselben nie überschritt. Er nahm von Allem, was in Europa vorging, Kenntniß, aber selbst Theil nahm er nur dann, wenn er hoffen konnte, es mit Erfolg thun zu können. Er kannte sehr gut die Kräfte seines Staats, und würdigte sie richtig, ohne Ueberschätzung; wohl wußte er, daß, da es ihm Ein Mal gelungen war,

während des siebenjährigen Krieges, einer ganz unverhältnißmäßigen Macht siegreich zu widerstehen, er diesen Erfolg zum großen Theil dem Glück, den von seinen Gegnern begangenen Fehlern, dem Mangel des Einverständnisses unter ihnen, endlich seiner eigenen so wie seines Volks außerordentlicher Anstrengung verdanke, Umstände, auf deren verbundenes Wiedereintreten nicht noch einmal gerechnet werden durfte. Er schätzte die moralischen Kräfte sehr hoch, aber eben deshalb sahe er ein, daß von denselben nur in seltnen und außerordentlichen Fällen Gebrauch gemacht werden könne, weil der Enthusiasmus sich nicht länger erhalten läßt, als die außerordentlichen Umstände, die ihn aufregten, vorhanden sind; Friedrich rechnete also in seinem Vertheidigungsstande gegen andere Mächte nur auf die gewöhnlichen, immer bleibenden physischen Kräfte und Mittel, und suchte diese möglichst vollkommen zu machen.

Seine Unternehmungen gelangen vorzüglich deshalb, weil er, ehe er zu handeln anfing, alle Schwierigkeiten, die sich entgegensetzen konnten, wohl überdacht, und die Mittel, ihnen zu begegnen, nach Rücksicht auf die verschiedenen Fälle, welche eintreten konnten, bereit hielt. Gar zu schwierige Dinge unternahm er nie,

wenn er nicht durch die Umstände dazu gezwungen war. Sorgfältig vermied er, was ihn in Weitläuftigkeiten oder Irrungen mit andern Staaten verwickeln konnte; auch dasjenige, was, wenn es von der einen Seite Vortheile versprach, von der andern bedeutendere Nachtheile voraussehen ließ. So hat er nie die Vorschläge zur Errichtung einer Seemacht, zum Erwerb von Kolonien in fremden Erdtheilen, genehmigt, weil er einsah, daß er auf diesem Wege es nie zu einer Größe von einiger Bedeutung bringen könne, wohl aber sich schwächen und abhängiger von andern Mächten machen werde. Für das Geld, sagte er, wofür ich ein Kriegsschiff baue, kann ich auch ein neues Regiment errichten, und dies ist besser.

Die Kräfte anderer Staaten schäzte er nicht zu gering, und er sahe es nicht als Mangel dieser Kräfte an, wenn in einzelnen Fällen durch deren ungeschickte Anwendung gefehlt wurde. In seiner vergleichenden Schäzung dessen, was andere Staaten gegen einander vermögten, nahm er, um nicht zu irren, immer an, daß jeder seine Kräfte auf das Beste benuzen, und dadurch dasjenige bewirken werde, was zu bewirken möglich war. Für seinen eigenen Staat aber brachte er in Abzug, was durch Zufälle die bezielte Wirkung vermindern konnte. So

 war

war seine politische Berechnung immer den mindesten Irrthümern unterworfen, und seine Regierung war deshalb die glücklichste, weil er in allen Fällen seine Entwürfe mit reifster Ueberlegung und mit Erwägung aller Umstände machte, und mit großer Kraft, Ordnung und unermüdlicher Thätigkeit sie ausführte, auch den Einfluß der Leidenschaft auf seine Entschließungen möglichst abhielt.

Wir gehen zu dem über, was Friedrich für das Kriegswesen gethan hat. Die Sorge um dasselbe war ihm besonders angelegen, und mußte es seyn, da er den bedeutenden Rang, zu dem er sich unter den europäischen Staaten mit rascher Schnelligkeit erhoben hatte, gegen die geweckte Eifersucht andrer Mächte behaupten mußte, und es, wie wir bemerkt haben, eine Hauptmaxime seiner Politik war, dadurch seinem Staate einen dauerhaften Frieden zu sichern, wenn er sich immer wohl gerüstet und zum Kriege bereit zeige.

Der große Churfürst hatte zuerst das brandenburgische Kriegswesen auf einen regelmäßigen Fuß gebracht. Er führte eine neue Art von Abgaben, die Accise, ein, gab derselben wenigstens eine feste Einrichtung, welche ihm die Einkünfte verschafte,

ein

ein bedeutendes Heer unterhalten zu können, ohne die Unterthanen mit erhöhten direkten Abgaben belasten zu dürfen. Gegen das Ende seiner Regierung stieg dieses Heer auf 30,000 Mann; er hatte einige gute Feldherren, und die Weisheit und der Muth, mit welchem er seine Kriege führte, gab den brandenburgischen Truppen einen kriegerischen Geist. Dieser erhielt sich auch unter seinem Nachfolger, König Friedrich I, welcher an den Kriegen seiner Zeit gegen die gefürchtete Obermacht Frankreichs thätigen Antheil nahm. Dieses Königs Truppen zeichneten sich durch Tapferkeit, seine Feldherren durch gute Einsicht vortheilhaft aus. Die Stärke seines Heers war nicht zu allen Zeiten gleich, doch soll sie bis auf 48,000 Mann gebracht seyn, neben welchen noch eine wohlgeübte Land-Miliz von 60,000 Mann unterhalten wurde. Friedrich I konnte eine solche Macht nicht auf eigne Kosten erhalten; er bezog von den Seemächten Subsidien. Aber da dieser König die Summen, die er erhielt, nicht wieder mit Weisheit zur Aufnahme seiner Lande anzuwenden wußte, sondern einen großen Theil des Geldes in unnützer Pracht vergeudete; so wurde der Nachtheil, den die Bevölkerung erlitt, nicht ersezt. Noch größer war unstreitig die Thorheit, daß Friedrich I mit dem Blute seiner Unterthanen die Anerkennung

der königlichen Würde vom kaiserlichen Hofe erkaufte, dem er unter dieser Bedingung ein ansehnliches Corps seiner Truppen überließ.

Friedrich Wilhelm I fühlte, daß er die Stelle, welche sein Vater unter den unabhängigen Herrschern eingenommen hatte, nur durch ein verhältnißmäßiges, auf eigne Kosten erhaltenes Kriegsheer behaupten könne. Die Sorge für dasselbe wurde seine Hauptbeschäftigung, doch war hierbey die Ueberzeugung von der politischen Nothwendigkeit vielleicht weniger Ursache, als die entschiedene Neigung, welche dieser Monarch von früher Jugend an für das Soldatenwesen hatte. Kriegerische Uebungen machten sein größtes Vergnügen aus, und es war sein unermüdetes Bestreben, in diese Uebungen die möglichste Ordnung, Genauigkeit und Pünktlichkeit zu bringen, und Soldaten zu haben, die durch Richtigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen, Reinlichkeit und Schönheit des äußern Anzuges alle andere Truppen überträfen. Durch großen Fleiß und unermüdete Aufmerksamkeit erreichte Friedrich Wilhelm wirklich diesen Zweck. Seine Armee bestand aus so wohl gebildeten, großen und schönen Leuten, und diese waren in allen Uebungen des Krieges so fertig und zu dem pünktlichsten Gehorsam so gewöhnt, daß

kein

kein anderes Heer in Europa ihm hierin gleich kam. Schon zu Anfang seiner Regierung, 1718, soll dieses Heer auf 60,000 wirklich unter dem Gewehr stehende Soldaten gebracht seyn, und am Ende seiner Regierung unterhielt Friedrich Wilhelm I 76,000 Mann, wovon 26,000 Mann Ausländer waren. Zugleich hatte er Waffen und Kriegsbedürfnisse aller Art immer in hinlänglicher Menge, sogar im Ueberfluß vorräthig. Durch die gute Ordnung und große Sparsamkeit, welche Friedrich Wilhelm in allen Theilen der Verwaltung einführte, erwarb er die Mittel zu den großen Ausgaben, welche ein solches Heer erforderte, ohne seine Lande durch neue Abgaben sehr zu drücken. Um auch die Bevölkerung nicht gar zu sehr zu schwächen, wurden nicht nur Fremde unter die Armee gern aufgenommen, und durch gutes Handgeld und versprochene Vortheile zum preußischen Dienst angelockt; sondern dieser König schrieb ausdrücklich vor, daß man so viele taugliche Ausländer, wie nur immer möglich, durch die Werbung auswärts zu verschaffen suchen, und es dahin bringen solle, daß die Armee bis zu zwey Drittel aus Fremden bestehe, welches Verhältniß jedoch nie erreicht ist. In Absicht der Einländer war es bis dahin, sowohl unter Friedrichs Wilhelms I Vorfahren, als während des größten Theils seiner Regierung,

den

den Regimentern überlassen gewesen, so viele junge Leute, als sie nur immer vermogten, zur Annahme von Kriegsdiensten willig zu machen. Durch diese gestattete Willkühr waren aber für das Land großer Nachtheil und Druck entstanden. Die Regimenter wetteiferten mit einander, die größte Zahl von starken und wohlgebildeten Soldaten aufstellen zu können, da dieses das beste Mittel für die Chefs war, sich bey dem Könige beliebt zu machen. Die Regimenter schickten daher überall ihre Leute im Lande umher, um anzuwerben, suchten auch wol oft durch falsche Versprechungen, oder gar durch List und Gewalt Rekruten zu erhalten. Da hierzu das ganze Land offen stand, so war die Folge, daß ein Regiment das andere überbot, eins dem andern entgegenarbeitete, und daß hierdurch die Last, Menschen zu Kriegsdiensten zu stellen, ohne alle verhältnißmäßige Gleichheit von den verschiedenen Provinzen und Orten getragen wurde. Ein Distrikt, ein Dorf hatte oft alle seine irgend brauchbaren jungen Leute hergeben müssen, wenn dagegen ein anderes in sehr langer Zeit nur sehr wenige oder gar keine lieferte. Diesem Nachtheil suchte König Friedrich Wilhelm I durch die sogenannte Kantoneinrichtung im Jahr 1733 abzuhelfen. Das Reglement, welches diese Einrichtung feststellte, ist zwar nie öffentlich bekannt

kannt geworden, wie dieses sehr oft mit den Vorschriften, welche wegen der Werbung ertheilt wurden, der Fall war. Das Wesentliche dieser Einrichtung, dessen Bemerkung um so mehr hieher gehört, da es auch unter Friedrich II mit wenigen Abänderungen beibehalten ist, bestand in Folgendem.

Das ganze Land wurde, mit wenigen Ausnahmen [89]), in gewisse Distrikte, Kantons genannt, ge-

89) Die ausgenommenen Provinzen waren, unter König Friedrich Wilhelm I, Cleve, Geldern, Mörs, Tecklenburg, Lingen und ein Theil der Grafschaft Mark. Der Grund dieser Ausnahme war, weil die Einwohner dieser Provinzen eine große Abneigung vor dem Kriegsstande hatten, und die Furcht vor demselben sie häufig zum Austreten bewog, welches durch die Nähe fremder Lande, besonders Hollands, wo jeder Fremde immer leicht Arbeit und Unterkommen fand, sehr begünstigt wurde. König Friedrich II bestätigte diese Freiheit den genannten Provinzen, und ertheilte sie auch aus gleichem Grunde dem von ihm neu erworbenen Fürstenthum Ostfriesland, wie auch einigen Distrikten in Schlesien, wo die dort blühenden Fabriken die Befreiung vom Militair-Zwang durchaus nothwendig zu erfordern schienen. Er ertheilte sogar dieselbe Befreiung auch den Städten Berlin, Potsdam, Breslau, Brandenburg und Altstadt Magdeburg. Alle in diesen Städten Geborne waren nicht zu Kriegsdiensten verpflichtet. Den politischen Grund dieses leztern Privilegiums wissen wir nicht anzugeben. Da die zu große

getheilt, deren jeder einem gewissen Regiment zugetheilt war, das die Befugniß hatte, aus demselben jährlich so viele taugliche junge Leute auszuheben, als es bedurfte, um die ihm nöthige Zahl von Einländern immer vollzählig zu erhalten. Der Kanton eines Infanterie-Regiments hatte 5000 Feuerstellen, der eines Kavallerie-Regiments 1800; das Infanterie-Regiment war in Friedenszeiten jährlich dreißig, in Kriegszeiten aber bis hundert auszuheben befugt [90]). Was den Regimentern mehr abging, sollte durch Ausländer ersezt werden. Jeder solcher Distrikt war wiederum in kleinere zertheilt, und diese waren den Kompagnien zugewiesen, aus denen das Regiment bestand. So gehörte also jedes Haus im Lande einer bestimmten Kompagnie, und alle in demselben geborne Knaben waren, sobald sie das gehörige Alter

---

große Volksmenge jener Städte, besonders von Berlin, unstreitig dem Staate nachtheilig ist, so scheint es, daß es vielmehr rathsamer gewesen wäre, denselben keine Befreiungen zu ertheilen, welche dem zu großen Andrang der Menschen nach jenen Orten noch einen bedeutenden Reiz mehr geben mußte.

90) Wie viel ein Kavallerie-Regiment auszuheben berechtiget gewesen, finden wir nicht bemerkt. Die Zahl war aber verhältnißmäßig weit geringer, theils, weil zur Kavallerie nur angesessene, vorzüglich sicher gehaltene Leute genommen wurden, theils auch sich immer mehr Freiwillige zum Kavallerie-Dienst meldeten.

ker und die verlangte Grösse erreicht hatten, auch ihrer Tauglichkeit zum Dienst sonst nichts abging, verpflichtet, unter dieser Kompagnie auf ganz unbestimmte Zeit, so lange sie die Befehlshaber brauchbar fanden, zu dienen. Doch waren einige Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel gestattet, nämlich: die Söhne des Adels, von denen man voraussezte, daß sie freiwillig sich zum höhern Kriegsdienst melden würden; die Söhne der Geistlichen und höhern Staatsbedienten, auch die Söhne der Fremden, die unter dem Versprechen der Befreiung vom Kriegsdienste für sich und ihre Kinder sich im Lande ansäßig gemacht hatten; ferner die Söhne gewisser Fabrikanten, auch diejenigen jungen Leute, welche einzige Söhne, oder zu Führung der von ihren Eltern ererbten Wirthschaft, oder zu Unterstüzung der verwittweten Mütter unentbehrlich gehalten wurden; endlich auch die Söhne aller derer, welche ein beträchtliches, zu verschiedenen Zeiten verschieden bestimmtes Vermögen nachweisen konnten; — alle diese waren von der Aushebung frey. Diese Ausnahmen waren aber in der wirklichen Anwendung so vieldeutiger Auslegung fähig, daß das Militair immer leicht Vorwände fand, sie nicht gelten zu lassen, deshalb häufig Streitigkeiten entstanden, und vielfache Klagen über Verlezung der Vorschriften

und über harten Druck gehört wurden. Dieses war um so unvermeidlicher, da die wirkliche Aushebung zu Kriegsdiensten ganz allein dem Militair überlassen war. Jedes Regiment schickte jährlich seine Leute (einen Officier mit einigen Unterofficiers) in den ihm zugewiesenen Kanton, und ließ durch sie über die darin gebornen Knaben Listen halten, und sowohl den Zuwachs, als den durch Todesfälle oder bewiesene Untauglichkeit zum Kriegsdienst entstandenen Abgang bemerken. Den Eltern der neugebornen Knaben wurde die Verpflichtung derselben, so wie die eigne Verantwortlichkeit der Eltern, die Kinder, so oft es verlangt würde, zu stellen, erklärt, und zum Zeichen eine rothe Binde [91]) gegeben. Jährlich wurden die jungen Leute gemessen, und ihre Größe in den Listen bemerkt; von denen, welche die gehörige Größe erreicht hatten, wurden dann jährlich so viele zum wirklichen Dienst ausgehoben, als das Regiment behauptete an Einländern zu bedürfen, um vollzählig zu bleiben. Bey allen diesen Verfügungen wirkten die Civilbehörden gar nicht mit; sie erhielten von denselben nicht einmal Kenntniß, und konn-

91) Diese rothe Binde war eigentlich ein Ehrenzeichen, welches den Wohlhabendern bey der Geburt eines Sohns von des Regiments Feldwebeln gegen eine Erkenntlichkeit gebracht wurde.

konnten also den sie bestürmenden Klagen der Unterthanen gar nicht abhelfen, da die den Regimentern ertheilten Vorschriften ihnen nie vollständig bekannt waren, so daß es also dem Militair, auch wenn je eine Klage über gar zu arge Misbräuche bis zur höchsten Behörde gelangte, nie an Gründen fehlte, sein Verfahren zu rechtfertigen. Noch ein sehr arger Misbrauch bestand bey dieser Einrichtung. Die zum Kriegsdienst verpflichteten Unterthanen würden von dem Augenblick an, wo sie in die Rollen eines Regiments eingetragen waren, oder wenigstens von der Zeit an, da sie den Soldateneid hatten ablegen müssen, welches sogleich nach der Confirmation der jungen Leute gefordert wurde, aller Aufsicht ihrer gewöhnlichen Obrigkeit entzogen, und waren nur der Gerichtsbarkeit des Regiments, zu dem sie gehörten, unterworfen. Ein Enrollirter, und eben so ein Beurlaubter während seines Aufenthalts in der Heimath, konnte, was auch sein Vergehen seyn mochte, nur bey dem Gerichte seines oft fernen Regiments in Anspruch genommen werden; dies war die fruchtbare Quelle von großen Unordnungen, die noch dadurch vermehrt wurden, daß sich oft in einem Orte Enrollirte und Beurlaubte von mehrern Regimentern befanden. Alle Thätigkeit der bürgerlichen Obrigkeit wurde hierdurch gelähmt, und die ruhigen Un-

Kenntniß von den Befugnissen des Militairs, recht im Stande waren) wurde es schwer, mit ihren Klagen Gehör zu finden. Dem Militair ward es dagegen leicht, auch die offenbarsten Ungerechtigkeiten zu beschönigen. Bey einem Monarchen, dessen höchste Freude der Anblick eines schönen und wohlgeübten Regiments war, konnte nicht leicht Recht erhalten werden gegen den Kommandeur eines solchen Regiments, dem er diese Freude verdankte. Kam es vollends darauf an, daß ein schöner junger Mensch, der eine ungewöhnliche Größe hatte, zum Kriegsdienst ausgehoben worden, dann waren auch die sprechendsten Billigkeits-Gründe, die nach den Vorschriften gültigsten Ausnahmen nicht hinreichend, einen solchen vom Kriegsdienste zu befreyen. Junge Leute von jedem Stande und Vermögen, ja sogar Familienväter und Männer in geistlichen und weltlichen Aemtern, wurden, wenn sie ungewöhnlich groß waren, mit List und Gewalt aus ihren Häusern Nachts aus dem Bette geholt, und zu Soldaten gemacht. Viele haben mehrere Jahre, andere bis zu erreichtem hohen Alter, oder bis zum Tode, den Kummer und Krankheit beschleunigten, in diesem Stande zubringen müssen. Viele entwichen heimlich aus dem Lande, um der Sklaverey zu entgehen, mit Verlust ihres Vermögens, dessen Confiskation die

gesetzliche Strafe solcher Desertion war. Keine Vorstellungen konnten hiergegen helfen, und nur in seltenen Fällen gelang es einem menschlicher gesinnten militairischen Befehlshaber, eine gute Laune Friedrichs Wilhelms I zu benützen, um in einem dringenden Falle eine Ausnahme von der Strenge der harten Regel, oder auch die Verbesserung einer wider die Regel begangenen Härte zu bewirken. Dieser Zwang und Druck, unter welchem ein großer Theil der Unterthanen in beständiger Furcht leben mußte, machte unter diesem Könige die preußischen Lande, ohnerachtet aller übrigen guten Einrichtungen in denselben, zum Schrecken und Abscheu aller andern Lande; der Fremde vermied den Aufenthalt in denselben, sogar die Durchreise; und die Eingebornen sahen es als das größte Unglück an, wenn ihre Söhne zu einer merklichen, besonders zu einer mehr als gewöhnlichen Größe aufzuwachsen schienen. Man suchte Kinder, die in diesem Falle waren, so gut und lange wie möglich vor der militairischen Messung und Aufzeichnung zu retten, verbarg sie in den geheimsten Zufluchtsörtern, oder sandte sie bey Zeiten ins Ausland. Wurde dies entdeckt, so waren die Eltern der Abwesenden den strengsten Strafen und dem Verluste des Vermögens ausgesetzt; es würde also, wenn es nicht möglich wär, das Daseyn der

Unglücklichen zu verbergen, Geld und jede Aufopferung angewandt, um Begünstigung zu erschleichen, welches auch oft, aber nicht immer, gelang.

Die Herbeischaffung der Ausländer wurde auf nicht minder ungerechte und drückende Art bewirkt. Ein großer Theil der angesessenen eingebornen Soldaten war während zehn Monate des Jahrs beurlaubt und konnte während derselben in der Heimath leben und sein Gewerbe treiben, war aber dabey allein der Gerichtsbarkeit seines Regiments unterworfen. Wenn auch durch diese Einrichtung die Härte des gezwungenen lebenslänglichen Kriegsdienstes einigermaßen erleichtert wurde, und diese Last ohne dieselbe gar nicht hätte getragen werden können; so hatte doch auch diese Einrichtung wieder unvermeidlich drückende Folgen. Der Sold der Beurlaubten wurde nämlich während der Zeit ihrer Abwesenheit eingezogen und gehörte, dem größten Theil nach, den Kompagnie-Chefs, welche dagegen verbunden waren, theils die Dienste der Beurlaubten von den in der Garnison zurückgebliebenen Soldaten, die hierfür besonders bezahlt wurden, versehen zu lassen, theils aber die Kosten der auswärtigen Werbung zu bestreiten, und dafür zu sorgen, daß immer eine möglichst große Zahl Ausländer im Dienst war.

Mit

Mit je geringern Kosten dieses bewirkt werden konnte, desto grösser war natürlich der Vortheil des Kompagnie-Chefs. Deshalb wurden nicht nur alle Fremde, welche sich nur kurze Zeit im Lande aufhielten, oder auch dasselbe nur durchreisten, und deren Grösse und Gestalt das Militair anreizte, mit List oder Gewalt zum Kriegsdienst gebracht, sondern die Regimenter schickten Officiere und Unterofficiere in fremde Lande, um durch Handgeld und Versprechen andrer Vortheile, die nicht immer gehalten wurden, taugliche Leute zum Dienst zu überreden, auch sie wol mit Gewalt wegzunehmen und heimlich über die Gränze zu führen. Vorzüglich wurden diese Werber in die Reichsstädte, oder in die kleinen deutschen Lande gesandt, deren Regierungen über begangene Gewaltthat sich nur schwer Gehör verschaffen konnten. Auch an die Gränzen grosser Staaten und in die Nähe der Garnison-Städte derselben wurden die Werber verlegt, um fremde Soldaten zur Desertion zu verleiten [92]).

92) Es sind uns sogar Beispiele bekannt, daß von den im Auslande befindlichen Werbern selbst aus preußischen an der Gränze gelegenen Festungen die eigenen Soldaten zur Desertion verleitet und dann für ein anderes Regiment angeworben wurden. Diese waren natürlich vorzüglich angenehm, da sie schon die Uebung des preußischen Dienstes hatten.

Noch ein anderer das eigene Land sehr drückender Misbrauch entstand durch diese Einrichtung. Um nämlich die Kosten der fremden Werbung möglichst zu vermindern, bemühten sich die Kompagnie-Chefs, viele Einländer an die Stelle von Fremden einzuziehen; hierzu wurde jeder Vorwand gebraucht. Die Söhne der Ausländer, wenn sie auch in der Garnison geboren waren, galten wiederum für Ausländer, und gehörten ohne Widerrede der Kompagnie, in der die Väter standen. Jeder Einländer, der zu entfliehen versucht hatte, aber wieder ergriffen, oder dem wegen irgend eines Vergehens eine harte Regiments-Strafe zuerkannt war, wurde als ein Ausländer angesehen. Endlich wurden auch diejenigen Eingebornen, die kein Landeigenthum besaßen, für unsicher erklärt und den Fremden zugezählt.

So bestand das Heer, welches der Stolz und die Freude Friedrich Wilhelms I war, einem großen Theil nach aus Leuten, die wider ihren Willen dienten, und von denen nur durch harte Behandlung die Erfüllung der Pflichten, die man von ihnen forderte, erhalten werden konnte; nur durch barbarische Strafe, die bey jeder versuchten Entweichung gewiß bevorstand, konnten diese Menschen in

dem Kerker ihrer Garnisonen, aus deren Mauern sie oft in Jahren nicht entlassen wurden, gefangen gehalten werden. Die Eingebornen waren zu dieser Sklaverey sehr oft auf Zeitlebens verdammt; doch war ihnen die bemerkte lange Beurlaubung in die Heimath eine bedeutende Erleichterung, aber das Schicksal der Ausländer war ungleich härter. Denn die ihnen gegebnen Kapitulationen, wodurch nach gewissen Dienstjahren der Abschied versprochen war, wurden gewöhnlich, und so lange die Leute noch einigermaßen brauchbar waren, nicht gehalten. Von denjenigen, welche bey höherm Alter endlich entlassen wurden, erhielten nur wenige eine sehr kärgliche Unterstützung, und wurden meistens der bittersten Dürftigkeit preisgegeben. Bey allen diesen Umständen wurde der preußische Kriegsstand für das größte Unglück gehalten, das einem Menschen von Bildung und einigem Gefühl begegnen konnte, und Jeder, der es irgend vermogte, suchte sich und seine Kinder vor demselben zu retten. Nur Einfalt und gänzliche Unkunde, jugendlicher Leichtsinn, oder durch große sittliche Verderbtheit herbeigeführte verzweifelte Umstände, wol gar begangene Verbrechen, konnten Jemand bewegen, freiwillig Dienste zu nehmen. Die äußere Ehre, welche mit dem Soldatenstande verbunden war, und die demselben gegeb-

 neu

ren Vorzüge, besonders die Erlaubniß, andern Unterthanen auf vielfache Weise lästig zu fallen, konnten nur leichtsinnige Menschen, auch gewöhnlich nur auf kurze Zeit, für das Elend entschädigen, in dem sie lebten. Auch waren die den Soldaten außer dem Dienst gestattete Zügellosigkeit, und die ihnen überall zum Nachtheil andrer Unterthanen zugestandenen Rechte und Vortheile noch ein bedeutender Zusatz der Beschwerden, welche das Land durch dieses Heer erleiden mußte.

Dieß waren die Einrichtungen, welche Friedrich II fand, als er den Thron bestieg 93). Die Kla-

93) In Absicht der Kriegsverfassung unter Friedrich II. und seinem Vorfahr, deren Schilderung hier in einander fließt, weil sie durch Friedrich nur wenig Abänderungen erhalten hat, ist von uns das Mirabeau-Mauvillonsche Werk von der Preußischen Monarchie Bd. IV. benuzt, worin der deutsche Uebersetzer von Blankenburg (selbst preußischer Officier) diesen Gegenstand mit vieler Einsicht und richtigem Urtheil bearbeitet, und manche unrichtige Vorstellungen der Urheber des französischen Originals berichtiget hat. S. von diesem Werk Beilage M. Nr. 24. 25. — Ueber die ältern Einrichtungen findet man gute Nachrichten in von Bennekendorf Charakterzügen aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. Berlin 1787. in

Klagen über dieselben waren zu allgemein und zu laut im ganzen Lande, und auch im Auslande, als [illegible] daß

[illegible]

in der dritten und vierten Sammlung. Von den Veränderungen, welche Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege im Militair vorgenommen, hat er selbst Nachricht gegeben in den Oeuvres posthumes. Berlin T. V. p. 361. Eine sehr belehrende Nachricht giebt: Verfassung des preußischen Kantonwesens, von Ribbentrop. Minden 1798. Doch findet sich in dieser Schrift, dem Zweck ihres Verfassers gemäß, eigentlich nur der Zustand, wie er nach den Verordnungen seyn sollte, nicht der, welcher wirklich vorhanden war, geschildert. Auch beschränkt der Verfasser sich nicht auf die Zeit Friedrichs II, sondern bemerkt auch die spätern Veränderungen. — Um die Kantoneinrichtung und ihre nachtheiligen Folgen recht kennen zu lernen, verdient eine kleine Schrift gelesen zu werden, worin diese Folgen von einem sie praktisch kennenden Manne mit Freimüthigkeit gerügt sind: Ueber die Kanton-Verfassung in den preußischen Staaten, von dem Geh. Kriegs- und Landrath v. Arnim. Frankfurt und Leipzig 1788. — Außer dem, was aus diesen Schriften gezogen ist, beruhet indeß vieles hier Gesagte auf mündlichen Nachrichten von Militairs und andern wohl unterrichteten Männern, und man kann sich auf die Richtigkeit unsrer Schilderung verlassen. Das Andenken an den von den Vorfahren, auch zum Theil noch den Zeitgenossen, erlittenen harten Druck hatte sich zu gut erhalten, als daß in der frühern Lebenszeit des Verfassers

daß sie dem alle Vorkehrungen der Regierung aufmerksam beobachtenden Kronprinzen hätten unbekannt bleiben können. Er sah auch ohne Zweifel die Ungerechtigkeit dieser Einrichtungen und deren verderbliche Folgen für die Bevölkerung und den Wohlstand seiner Lande sehr gut ein; aber ganz abhelfen konnte er diesen Folgen nicht. Nur der Druck, welchen die Leidenschaft des Vaters für vorzüglich schöne und lange Soldaten hervorgebracht hatte, nur die übertriebene Strenge, oft unmenschliche Behandlung, welche Friedrich Wilhelms I pedantische Forderungen einer überspannten Vollkommenheit des kleinen Dienstes nothwendig gemacht hatten, hörten bey Friedrich II auf; das Kriegswesen war für diesen König keine Spielerey. Er hielt seine Soldaten, um sie zu gebrauchen, und er wußte, daß die höchste Vollkommenheit des kleinen Dienstes diese Brauchbarkeit nicht vermehrt, wohl aber den Soldaten ihren Zustand unerträglich macht und sie zu der Verzweiflung bringt, ihrem Elend durch

fers solche Erzählungen nicht oft hätten gehört werden sollen. Jetzt wird sich dieses Andenken nach und nach verlieren, aber ganz darf es nicht vergessen werden, um den bessern Zustand, der uns geworden ist, und den Nachkommen hoffentlich noch vollkommener werden wird, gerecht und dankbar zu würdigen.

durch Desertion, sogar durch Selbstmord zu entgehn, welches unter Friedrich Wilhelm I sehr gewöhnlich war, und auch unter Friedrich fortdauerte. Auch die unmenschliche Härte, mit der Eingeborne und Fremde zum Kriegsdienst gezwungen wurden, hörte auf, da der König nicht dazu ermunterte, indem er nicht, wie der Vater, große und schöne Leute außerordentlich bezahlte, und diejenigen Befehlshaber, welche sie verschafften, so wie diejenigen, welche durch besonders strenge Mannszucht die höchste Fertigkeit in den Kriegsübungen, und die größte Schönheit des äußern Ansehns zu erreichen wußten, mit Gnaden überhäufte. Der Kriegsdienst wurde also unter ihm in vielen einzelnen Punkten menschlicher, und der Druck erträglicher, ohne daß es deshalb vieler Verordnungen bedurft hätte, die auch nicht erlassen wurden. Es war genug, wenn nur auf den alten Vorschriften nicht weiter bestanden wurde. Friedrich schonte bey allen Gelegenheiten gern das Andenken seines Vaters, und wollte auch hier auf die von ihm begangenen Fehler nicht durch deren auffallende Verbesserung aufmerksam machen.

Aber im Ganzen konnte Friedrich seinem Volke den Druck nicht abnehmen, oder denselben auch nur merklich erleichtern. Nicht Laune und Leidenschaft bewog

bewog ihn, wie den Vater, ein zahlreiches, wohl geübtes, beständig zum Gebrauch fertiges Heer zu erhalten; sondern die Staatsklugheit machte ihm dieses zur Nothwendigkeit. Daß dies so war, ist unstreitig die wichtigste nachtheilige Folge, welche die schnelle Vergrößerung seines Staats, und der glückliche Erfolg seines ersten Krieges gehabt haben. Denn diese Vergrößerung hatte die Eifersucht und Abneigung einiger Nachbarn noch in höherm Verhältniß vermehrt, als die eigne Macht. Es war also nöthig, das Heer in seinem Stande zu erhalten, und wo möglich noch zu vermehren, es wie bisher in allen Uebungen des Krieges zu vervollkommnen und immer Alles bereit zu haben, was die wirkliche Kriegsführung erforderte. So konnte Friedrich in den Einrichtungen, die der Vater getroffen hatte, nichts Wesentliches nachlassen. Es blieb daher die Kanton-Verfassung für die Einländer mit allen ihren drückenden Folgen, und nur spät traten darin einige mildernde Bestimmungen ein; es blieb die auswärtige Werbung mit den meisten ihrer Gräuel. Nur einige gar zu große Mängel wurden verbessert. So wurde die Abtheilung der Kantons in kleinere, den Kompagnien zugetheilte Distrikte aufgehoben, weil die Erfahrung bewiesen hatte, daß die den Kompagnie-Chefs und ihren Abgeordneten überlas-

lassene Gewalt, weil sie mehr ins Einzelne und Kleinliche ging, noch drückender, die Misbräuche bey derselben noch vielfacher und schwerer zu übersehen waren. Die Aushebung sollte also, nach Friedrichs Vorschrift, für das ganze Regiment geschehen, dessen Kommandeur die Vertheilung der Einzelnen unter die Kompagnien, nach deren Bedürfniß, oblag. Auch das Recht, enrollirte junge Leute zu verabschieden, und die Erlaubniß zum Heirathen derselben zu ertheilen, wurde diesen Kommandeurs beigelegt; die Abschiede und Trauscheine sollten unentgeldlich ertheilt, auch denen (dieses wurde schon in Friedrichs erstem Regierungsjahr vorgeschrieben) nie verweigert werden, für welche sie von den Civilobrigkeiten, nach Maaßgabe der Umstände der Unterthanen, verlangt wurden. Auch in der über die Enrollirten und Beurlaubten auszuübenden Gerichtsbarkeit wurden die Regimenter beschränkt, dagegen die Ausnahmen, welche vom Kriegsdienst befreiten, vermehrt und genäuer bestimmt.

Doch die Hauptverbesserung in der bisher bestandenen Kantoneinrichtung, welche Friedrich erst nach dem siebenjährigen Kriege vornahm, bestand darin, daß die Aushebung zum Kriegsdienst nicht

mehr

mehr dem Militair allein überlassen, sondern von ihm nur gemeinschaftlich mit den Civilbehörden bewirkt werden sollte. Nach den deshalb erlassenen Vorschriften, bey welchen besonders der mit diesem Geschäft beauftragte General von Möllendorf 94) sich thätig bewies, sollten die Listen aller zum Kriegsdienst pflichtigen jungen Leute gemeinschaftlich von dem Regiment und den Land- und Steuerräthen geführt werden, immer ein gleichlautendes Exemplar dieser Listen im Verwahr beider Behörden seyn; auch sollte Alles, was die Aushebung betraf, nur mit Zuziehung der Civilbeamten geschehen. Jährlich kamen, dieser Vorschrift gemäß, einige dazu kommandirte Officiere der Regimenter in die Kantons, und untersuchten gemeinschaftlich mit jenen Beamten den wirklichen Zustand der jungen Mannschaft; alle in den Kantons seit der lezten Revision vorgegangenen Veränderungen wurden gemeinschaftlich bemerkt, und dafür gesorgt, daß nicht Jemand, der nach seinem Stande, seinem Alter, seiner körperlichen Beschaffenheit und seinen ökono-

94) Die von diesem Feldherrn in den Jahren 1763 und 1764 über diesen Gegenstand erlassenen Verordnungen sind in der erwähnten Schrift des Hrn. v. Arnim: über die Kantonverfassung in den preußischen Staaten, abgedruckt.

ökonomischen Verhältnissen zum Kriegsdienste verpflichtet und tüchtig war, in den Listen ausgelassen, aber auch Keiner in denselben aufgeführt wurde, der nach den ertheilten Vorschriften befreit war. Alle enrollirten jungen Leute mußten sich vor dieser jährlichen Commission stellen, sie wurden gemessen, und wenn sie Gründe anzuführen hatten, weshalb sie glaubten Befreiung verlangen zu können, damit gehört. Alle diejenigen, deren Gründe die Civilbehörde billigte, und welche sie für ihr Gewerbe und ihre Familie unentbehrlich hielt, sollten vom Regiment ohne Weitläuftigkeit und unentgeldlich verabschiedet werden. Es wurde auch die Zahl von Soldaten, welche ein Kanton stellen, und immer vollzählig halten mußte, genau bestimmt, und nicht mehr als hierzu erfoderlich sollten ausgehoben werden 95).

Auch

95) Ueber das wirkliche Bedürfniß der Regimenter wurden indeß die Civilbehörden, aller Vorschriften ungeachtet, nie zureichend unterrichtet, denn hierzu wäre erfoderlich gewesen, daß jedesmal auf eine ganz befriedigende Art die vorhandene Zahl der Ausländer nachgewiesen, und unter diesen keine andere, als wirkliche Ausländer, oder solche Einländer, die nach gesetzlichen Vorschriften für Ausländer galten, aufgeführt wären. Solche Nachweisung wurde aber den Civilbehörden selten, vielleicht nie vorgelegt.

Auch in Absicht der auswärtigen Werbung fand nach dem siebenjährigen Kriege eine wichtige Abänderung Statt. Nicht mehr den Regimentern sollte sie überlassen seyn, und zur Bestreitung der Kosten derselben der innebehaltene Sold der Beurlaubten den Kompagnie-Chefs gehören; sondern der König ließ diesen ersparten Sold für sich einziehen, und übernahm dagegen, den Regimentern die Ausländer zu liefern. Den Inspekteurs, denen das ganze Militair untergeordnet war, wurde die Besorgung und Oberaufsicht der Anwerbung in fremden Landen und die Vertheilung der durch dieselbe erhaltenen Rekruten unter die Regimenter, nach Maaßgabe deren Bedürfnisses, übertragen. Durch diese neue Einrichtung wurde allerdings dem Nachtheil gesteuert, daß bey der alten manche Kompagnie-Chefs aus Eigennutz zu wenige Ausländer angeworben, und dagegen Einländer auf unrechtliche Weise an deren Stelle zum Dienst gezwungen hatten. Dagegen aber bemerkte man, daß mit dieser neuen Einrichtung ein sehr wichtiger Vortheil ganz wegfalle, welchen die bisher bestandene gehabt hatte. Es war nämlich unstreitig bey lezterer der Vortheil der Kompagnie-Chefs, von den auf ihre Kosten angeworbenen Ausländern möglichst lange Dienste zu genießen, also Desertion zu verhüten,

wenigstens selten zu machen. Dies konnte nur dadurch bewirkt werden, wenn für Nahrung, Wohnung und Kleidung des gemeinen Soldaten gut gesorgt, er in allen Dingen menschlich behandelt, und dadurch mit seiner Lage zufrieden gemacht wurde. Dieser Beweggrund des Kompagnie-Chefs, hiefür zu sorgen, fiel aber weg, wenn der König den Abgang der Ausländer ersezte; sogar mogte mancher Kompagnie-Chef jezt gern von ältern und gebrechlich werdenden Soldaten bey Zeiten sich losmachen, um sie mit jungen und kräftigen Leuten, die auf Kosten des Königs herbeigeschaft wurden, zu vertauschen. Auch wurde der Besitz der Kompagnien durch die neue Einrichtung bedeutend minder einträglich, als er bey der vorigen es gewesen war. Wenn nach der leztern die Kompagnie-Chefs ihre auswärtigen Werbungen gut einrichteten, und die Soldaten lange erhielten; so blieb ihnen von ihren Einkünften so viel übrig, daß der Besitz einer Kompagnie gewöhnlich dem Besitz eines mäßigen Ritterguths gleich geachtet wurde. Hierin sahe der junge Officier den Ersatz für die in frühern Jahren erduldeten Entbehrungen und ausgestandenen Strapatzen; daher war der Besitz einer Kompagnie das Ziel aller Wünsche, und um so angenehmer, da der Inhaber, auch wenn er zu höhern Dienststufen und damit ver-

bundenen größern Gehalt hinaufrückte, seine Kompagnie immer beibehielt. Unverkennbar ist, daß beide Einrichtungen der auswärtigen Werbung Misbräuchen ausgesezt waren, beide ihre Mängel, aber auch einige Vortheile hatten. Auf welcher Seite das Uebergewicht seyn mochte, darüber hat immer, auch bey einsichtsvollen und erfahrnen Militairs, Verschiedenheit der Meinung obgewaltet, und Friedrich selbst scheint hierüber nicht ganz fest bey sich entschieden zu haben; er führte deshalb in diesem Punkt keine ganz gleichförmige Einrichtung bey der Armee ein. Bey den meisten Regimentern übernahm er die auswärtige Werbung, und zog zur Bestreitung der Kosten derselben den ersparten Sold der Beurlaubten ein; bey einigen Regimentern aber behielt er die alte Einrichtung bey. Lezteres scheint eine Begünstigung gewesen zu seyn, und ohne Zweifel verfuhr er hierbey mit Rücksicht auf den ihm bekannten verschiedenen Charakter der Chefs, und den von ihnen in ihren Regimentern eingeführten Geist.

Nach den verbesserten Einrichtungen Friedrichs sollten immer nur diejenigen jungen Leute zu Soldaten ausgehoben werden, welche nach dem Urtheil der Civilobrigkeit mit dem mindesten Nachtheil für Ackerbau und Gewerbe entbehrt werden könnten,

und

und dagegen sollten nicht gerade diejenigen verschont werden, wie es bisher oft geschehen war, bey welchen die militairische Zucht am wirksamsten seyn konnte, sie von jugendlichen Verirrungen zurückzubringen und zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft zu bilden. Um der Willkühr und Ungerechtigkeit möglichst Einhalt zu thun, war die stete Mitwirkung der Civilbehörden gemessenst vorgeschrieben. Diese Vorschriften kamen auch wirklich manchen Klagen zuvor, oder bewirkten, daß gerechten Beschwerden abgeholfen wurde; aber bey allen verbesserten Einrichtungen war allen Misbräuchen doch nicht abzuhelfen, immer blieb noch Vieles der Willkühr des Militairs überlassen, welches bey diesem Geschäft weit mächtiger als die Civilbehörde einwirkte. Jeder Officier, ja jeder gemeine Soldat wußte sehr gut, daß das Militair der geehrteste und erste Stand war, zu dem der König sich selbst rechnete, und den er nicht, wie sein Vater, aus leidenschaftlicher Vorliebe, sondern aus politischer Nothwendigkeit ehrte und schonte. Es war daher auch unter diesem Könige nicht leicht gegen das Militair, zumal wenn es einen in Ansehen stehenden General betraf, Recht zu bekommen. Auch die Civilbehörden widerstanden oft dem Militair nicht, wie sie sollten, entweder aus ängstlicher Sorge, an-

gesehene Militairs zu beleidigen, deren Ungunst ihnen schaden konnte, oder aus Nachläßigkeit. Manche dieser Behörden fügten auch von ihrer Seite noch neuen Druck und Partheilichkeit hinzu. Eine große alle andern üblen Folgen noch vermehrende Unvollkommenheit, die schon unter Friedrich Wilhelm I gewesen war und auch unter Friedrich fortdauerte, war es, daß die vielen Verordnungen und Vorschriften, nach welchen bey der Aushebung und andern Verpflichtungen der Unterthanen gegen das Militair verfahren werden sollte, gewöhnlich nicht zur allgemeinen Kunde kamen. Die üblichste Art der Bekanntmachung war ein jährliches Ablesen solcher Verordnungen von den Kanzeln; aber auch den Geübtesten mußte es schwer fallen, die verwickelten Bestimmungen und vielfachen Ausnahmen solcher Verordnungen im Gedächtniß zu behalten, und dem gemeinen Manne war dies wirklich unmöglich. Sogar den Civilobrigkeiten wurden diese Vorschriften selten vollständig bekannt, und sehr oft waren sie nicht mit der nöthigen Deutlichkeit und Bestimmtheit abgefaßt. Gewöhnlich hoben die neuern Verordnungen die ältern nur zum Theil, aber nie ganz auf, sondern ließen einige Verfügungen der leztern stillschweigend bestehen, so, daß man meistens eine große Zahl dieser Verordnungen aus verschiedenen

Zei-

Zeiten zusammen haben und mühsam ihre oft einander widersprechenden Vorschriften mit einander vergleichen mußte, um zu wissen, was in einem bestimmten Falle gesetzlich sey oder nicht; und bey diesen Umständen war nicht leicht ein Fall möglich, in welchem ein Militair sein Verfahren, wenn über dasselbe geklagt wurde, nicht durch irgend eine veraltete Verordnung, die wenig bekannt geworden, oder durch eine andere, welche verschieden gedeutet werden konnte, zu beschönigen vermogt hätte [96].

So blieb auch unter Friedrich die Verbindlichkeit zu harten Kriegsdiensten von unbestimmter Dauer der härteste Druck, den die preußischen Unterthanen leiden mußten. Für diejenigen, welche

96) Geschäftsmänner aus jenen Zeiten, welche mit diesen Dingen zu thun gehabt haben, werden die Wahrheit unsrer Schilderung bestätigen, die vielleicht Manchem, der damit gar nicht bekannt ist, übertrieben scheinen möchte, was sie doch nicht ist. Dem Verfasser sind Beispiele bekannt, daß den Civilbehörden die Mittheilungen der das Militair betreffenden Verordnungen ausdrücklich geweigert, oder das sehr billige Verlangen abgelehnt wurde, es möchte in die neuern Verordnungen alles dasjenige ausdrücklich aufgenommen werden, was aus den ältern gültig bleiben sollte, damit der übrige Inhalt der letztern einmal als aufgehoben angesehen werden könne.

nicht gerade unmittelbar durch denselben litten, waren andere mit dem Militair wesentlich verbundene Einrichtungen nicht minder lästig. Die Lieferung der Fourage für die Kavallerie war ein harter Druck für das platte Land, es mochte nun jene wirklich in Natur abgeliefert werden müssen, oder den Unterthanen freigelassen seyn, sich durch Abkaufung mit dem Militair abzufinden, als weshalb, nach Verschiedenheit der Provinzen und der Zeitumstände, verschiedene Einrichtungen bestanden. Die Einquartierung der Soldaten bey den Bürgern war auch verschieden eingerichtet, blieb aber gleichfalls unter jeder Gestalt immer eine harte Last. Endlich waren unläugbar es allein das große Heer und die Militair-Anstalten, welche die Abgaben zu einer so großen Höhe, wie wirklich geschahe, zu steigern nöthig machten. Wir vermögen nicht mit Gewißheit anzugeben, wie viel die Erhaltung des gesammten Kriegswesens unter Friedrich gekostet hat. Einige haben behauptet, daß zu dieser Ausgabe eilf Zwölftel aller Einkünfte erfodert wären. Wenn dieses auch, wie wir glauben, übertrieben seyn sollte, so ist doch gewiß, daß weit über die Hälfte der Einnahmen zu diesem Zweck verwendet wurde. Man bedenke, wie viel andere nützliche und nöthige Verwendungen dieser Ausgabe wegen haben unterbleiben

müs-

müssen! Noch mehr, welch ein ungleich höherer Wohlstand im Lande gewesen seyn würde, wenn wenigstens ein bedeutender Theil der Abgaben, welche das Kriegswesen erfoderte, den Unterthanen hätte erspart werden können!

Aber können wir Friedrich anklagen, daß er so drückende Lasten seinem Volke aufgelegt, oder wenigstens, daß er diejenigen, die er schon aufgelegt fand, bestehen lassen, und sie nicht merklicher erleichtert hat? Wenn wir unpartheiisch uns in des Königs Verhältnisse denken, so können wir ihm wahrlich deshalb nicht Vorwürfe machen. Er befand sich, besonders nachdem er seine Staaten durch den Erwerb von Schlesien vergrößert und die Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich gezogen hatte, in einer Lage, daß er mit großer Wahrscheinlichkeit besorgen mußte, von eifersüchtigen und ihm an Kräften weit überlegenen Mächten angegriffen und unterdrückt zu werden, wenn er in seinem Vertheidigungs-Stande irgend hätte nachlassen, sein Heer hätte vermindern, oder es minder fertig zum Kampf, minder wohl versehen mit allen Erforderniſſen hätte halten wollen. Die Nothwendigkeit der Dinge zwang ihn, nicht nur denselben Vertheidigungsstand, den er von seinem Vater ge-

erbt hatte, beizubehalten, sondern auch ihn, nach Verhältniß des vermehrten Umfangs seiner Lande, und der größern Gefährlichkeit seiner politischen Lage, noch zu vergrößern.

Seit die stehenden Heere einmal eingeführt sind, hat das Nachdenken der Weisesten und Wohlgesinntesten aller Lande sich oft mit Entwürfen beschäftiget, wie die Vertheidigung der Staaten auf eine minder drückende Art bewirkt werden könnte; aber immer hat dieses Nachdenken leider auf das Resultat geführt, daß — stehende immer in den Waffen wohl geübte und zum Angriff wie zur Vertheidigung, jeden Augenblick bereite Heere ein sehr hartes, sehr drückendes, jedoch nothwendiges und unvermeidliches Uebel sind, weil keine andere Art der Vertheidigung im Stande ist, einem feindlichen Angriffe von stehenden Heeren wirksamen Widerstand zu leisten. Zwar wollen wir die Hoffnung eines bessern Zustandes in diesen für das Glück der Menschheit wichtigen Verhältnissen keineswegs aufgeben. Schreiber dieses, so wenig er auch geneigt ist, von der nächsten Zukunft gar zu glänzende Erwartungen zu hegen, theilt doch mit frohem Herzen die Aussicht, welche grade jezt sich zeigt, daß ein besserer Zustand in Absicht der Kriegseinrichtungen in unserm Vater-

lande

lande nicht mehr sehr entfernt seyn könne. Die Spannung ist wirklich so hoch getrieben, daß es nothwendig scheint, dieselbe müsse nachlassen. Die stehenden Heere sind überall so lästig geworden, ihre Erhaltung fodert eine solche Anstrengung aller Kräfte, einen so unverhältnißmäßigen Aufwand, daß die Regierungen sich zur Verminderung der grossen Heere genöthigt finden würden, auch wenn die Völker nicht eine entschiedene allgemeine Abneigung zeigten, diese drückenden Lasten länger zu tragen, durch welche der Zustand des Friedens fast eben so unerträglich wird, als der des Krieges. Die grossen Erfahrungen der neuern Zeit haben überall die Einsicht gereift, das einzige Mittel, wodurch die Völker sich gegen jeden Angriff sichern können, bestehe darin, daß sie ihre Vertheidigung nicht einer besondern dafür bezahlten Klasse von meistens gezwungenen Menschen übertragen, sondern diese heiligste aller Pflichten selbst übernehmen, und deren Last unter sich so vertheilen, daß alle Glieder der Gesellschaft sie abwechselnd tragen. Nur erst wenn die Völker zu dieser Selbstvertheidigung sowohl fähig als willig gemacht sind, werden stehende Heere auf bisherigem drückenden Fuß entbehrt werden können, und nur so viel wohlgeübte Krieger nothwendig bleiben, um immer einen Stamm zu haben, an den sich die bewaffnete Volksmasse

masse im Fall der Noth anschließt, und in deren Anführern sie die Lehrer finden könne, um in kurzer Zeit im Gebrauch der Waffen die fehlende vollkommene Uebung zu erhalten. Gewiß sind Einrichtungen dieser Art sehr möglich, und weil sie dieses sind, dürfen wir ihre Verwirklichung um so gewisser erwarten, da eben jezt in allen Landen die Nothwendigkeit derselben gefühlt wird, und man überall mit Entwürfen dieser Art lebhaft beschäftiget ist [97]). Mögen sie den besten Erfolg haben! Mögen besonders die Berathungen der edlen und einsichtsvollen Männer, welche durch den deutschen Bundestag vereinigt sind, dem gesammten deutschen Vaterlande bald einen Zustand geben, der alle seine Bürger mit dem feurigsten Enthusiasmus und dem festen Willen, für dieses Zustandes Vertheidigung Alles aufzuopfern, beleben muß! Wird nur dieser Wunsch erfüllt, so wird es auch an den zweckmäßigsten Einrichtungen nicht fehlen, durch welche die Lasten mit möglichster Gleichheit getragen und dadurch weniger drückend wer-

97) Es sind hierüber in der neuesten Zeit in mehrern Schriften schon manche der Beherzigung der Regierungen werthe Gedanken vorgetragen. Vorzüglich verdient, nach unsrer Einsicht, Aufmerksamkeit, was über diesen Gegenstand gesagt ist in Schmidts gehaltvoller Schrift: Deutschlands Wiedergeburt. Jena 1814.

werden. Alle Söhne des Vaterlandes werden die Fähigkeit erwerben, dasselbe zu vertheidigen, und hierin nicht mehr eine drückende Last, sondern vielmehr Lust und Freude finden. Ein so unglücklicher Zustand, als derjenige war, den wir beschrieben haben, wird dann nie wiederkehren, und dessen Schilderung wird vielleicht den Nachkommen unglaublich und übertrieben scheinen.

Friedrich hat eine so grosse menschenbeglückende Verbesserung nicht bewirkt, nicht einmal sie bezielt. In allen seinen Schriften findet sich keine Spur, daß er eine Abschaffung, oder eine bedeutende Verminderung des stehenden Heers, unter den Verhältnissen wie sie einmal in Europa waren, nur für möglich gehalten hätte. Vielmehr sahe er die beständige Vermehrung dieses Heers, die immer vollkommnere Rüstung zum Kriege, als das einzige nothwendige Mittel an, seinem Staate einen dauerhaften Frieden zu sichern. Hierauf ging sein unausgeseztes Bestreben, dies war das Ziel seiner unablässigen Thätigkeit und Mühe. Unstreitig hat sein Beispiel hierin übel gewirkt, und die Herrscher andrer Staaten bewogen, die immer fortgehende Vermehrung ihrer Heere, die unausgesezte Bereithaltung zum Kriege gleichfalls für nothwendige Bedingung ihrer

Erhaltung anzusehen. Wundern wir uns nicht darüber, daß sogar ein Friedrich bey seiner umfassenden Einsicht, bey seinem seit so vielen Jahren auf diesen Gegenstand gerichteten angestrengten Nachdenken nicht auf Ideen einer bessern Einrichtung gekommen ist, welche, wenn man sie einmal gefaßt hat, doch so natürlich scheinen. Höchst wahrscheinlich würden diese Ideen auch jezt noch nicht entstanden seyn, wenn nicht die Betrachtung der Begebenheiten, welche nach Friedrichs Tode sich ereignet haben, bey den Regierungen endlich die Ueberzeugung zur Reife gebracht hätten, daß ein minder drückender Vertheidigungsstand eben so nothwendig als möglich sey, und wenn nicht auch die Völker diese Verbesserung dringend verlangt, und zugleich durch die That bewiesen hätten, daß im Fall der äußersten Noth stehende Heere, auch wenn sie noch so geübt und wohlgerüstet sind, doch nicht hinreichen, sondern die Völker selbst aufstehen und ihren entschlossenen Willen bewähren müssen, daß sie sich nicht unterdrücken lassen wollen.

Zu dieser Ueberzeugung war man in der Zeit Friedrichs noch nicht gelangt, und dieser große König ist hierin nicht über die Ansicht seiner Zeit hinausgegangen. Doch, auch wenn ihm je eine Ahnung der

Möglichkeit einer vollkommnern Einrichtung gekommen wäre, wir zweifeln sehr, ob er einen Versuch dieser Art gewagt haben würde. Denn in der That scheint auch in unsrer Zeit die Hoffnung eines bessern Zustandes vorzüglich nur darauf gegründet werden zu können, daß die Ueberzeugung von dessen Nothwendigkeit und Möglichkeit bey den Regierungen fast aller großen Staaten zugleich geweckt ist. Hieran war aber in Friedrichs Zeit noch nicht zu denken. Auch unter begünstigenden Umständen wird die Verminderung der stehenden Heere und deren Ersetzung durch andere Einrichtungen, an welche, auch wenn sie durch die Erfahrung minder drückend befunden werden sollten, doch das Volk weniger gewöhnt ist, nur mit großer Vorsicht und allmählig geschehen müssen. Ein einzelner Staat, der einen solchen Versuch machen wollte, und diese Vorsicht versäumte, dürfte sich großen Gefahren aussetzen und den Zweck schwerlich erreichen; auch nur für wenige Staaten, deren Herrscher hierüber einen Augenblick ganz gleichgesinnt dächten, dürfte es sehr schwer seyn, deshalb bestimmte Abreden zu treffen und sich gegenseitig zu binden. Friedrich hielt wenigstens dieses nicht rathsam. Einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege hatte der Wiener Hof den gewiß sehr wohlgemeinten Gedanken ei-

ner

ner solchen Abrede. Maria Theresia trug Friedrich an, die beiderseitigen Heere in völlig gleichem Verhältniß zu mindern, und sich das Wort zu geben, über einen Armeebestand, wegen dessen man sich einmal vereinbart hätte, nie hinauszugehen, wodurch sehr bedeutende Kosten erspart, die gegenseitigen Verhältnisse aber ganz dieselben bleiben würden. Friedrich lehnte den Antrag ab, ohne Zweifel weil er sich überzeugt hielt, daß die Bestimmung des Maaßes, in welchem vermindert werden sollte, zu große Schwierigkeiten finden, auch eine solche Einrichtung, wenn sie zu Stande gebracht würde, an beiden Seiten eifersüchtige Beobachtung, in wiefern der Abrede völlig genüget werde, zur Folge haben, und dieses zu unangenehmen Erörterungen und Irrungen führen werde. Bey einigem Nachdenken findet man sich überzeugt, daß dieses richtig gesehen, und eine solche Abrede zwischen zwey Staaten gar nicht möglich sey. Nur ein auf gleiche Ueberzeugung gegründetes, gleichzeitiges Verfahren aller großen Staaten kann eine Verminderung der stehenden Heere allmählig hervorbringen, so wie deren Entstehung auch einst gleichzeitig überall erfolgt ist, weil ein Staat dem Beispiele des andern zu folgen sich genöthigt glaubte. Das bessere Beispiel einiger unsrer mächtigsten Herrscher, auf welches wir zu hoffen

uns

uns berechtiget halten, wird aber um so schnellere Nachfolge finden, je unfehlbarer die Erfahrung beweisen muß, daß jeder Staat in eben dem Verhältniß, in welchem er sich der Bürde des stehenden Heers entladet, und seine Vertheidigung allein auf den einzig sichersten Grund, die Fähigkeit und den entschiedenen guten Willen seines Volks baut, auch durch den ersparten großen Aufwand und den erhöhten Wohlstand seines Landes einen Zuwachs an relativer Kraft und Sicherheit gewinnen werde, der Alles übertrift, was je durch Eroberer erreicht oder nur angestrebt ist.

Doch wenn wir Friedrich mit guten Gründen gegen die Anklage vertheidigt haben, daß er sein Volk durch ein zu großes Heer und alle zur Kriegsrüstung erforderlichen kostbaren Einrichtungen zu übermäßig ohne Noth gedrückt habe; so unternehmen wir nicht, ihn von dem Vorwurf ganz frey zu sprechen, daß er die Sache etwas übertrieben habe. Hat dieser König auch nicht, wie sein Vater, die immer fortgehende, höchst mögliche Ausbildung seines Heers mit Leidenschaft betrieben; so war die Sorge für diesen Zweck doch eine zu anhaltende Beschäftigung für ihn, daß sie ihm nicht endlich um ihrer selbst willen hätte lieb werden sollen. Dies ist nun ein-

einmal die Schwäche der Menschen. Wenn wir lange Zeit, ununterbrochen, mit großem Eifer dieselben Mittel anwenden, um einen Zweck zu erreichen, so werden uns zulezt die Mittel, besonders wenn wir guten Erfolg derselben erfahren, eben so werth als der Zweck selbst. Wir werden den Gebrauch jener Mittel übertreiben, vielleicht ohne an den Zweck selbst weiter zu denken. Dies mag auch bey Friedrich in Absicht des Kriegwesens bis auf einen gewissen Grad der Fall gewesen seyn. Er machte sich die Ausübung aller seiner Pflichten zur Lust; so fand er ohne Zweifel auch an den kriegerischen Einrichtungen, die seine beständige Aufmerksamkeit forderten, deren Anwendung und Aufsicht ganz in seine Lebensordnung übergegangen war, ein sehr lebhaftes Vergnügen, und dieses um so mehr, je glücklicher er hier in Erreichung seiner Absichten war. Er brachte sein Heer zu einer größern Vollkommenheit, Fertigkeit und pünktlichen Ordnung, als irgend anderswo gefunden wurde. Der Anblick dieser von ihm geschaffenen, von Jahr zu Jahr fortschreitenden Vollkommenheit, die Bewunderung derselben von nahen und fernen Zuschauern, war der gerechte Lohn für alle die mühvollen Anstrengungen, die er sich mit unerbittlicher Strenge auflegte, für die Aufopferungen jedes ihm angenehmern Genusses, die wachsame

Sorg-

Sorgfalt, die unausgesezte Geduld, mit der er die ermüdenste Einförmigkeit so vieler hier nöthigen Geschäfte ertrug. Wir geben also zu, daß Friedrich die Vermehrung seines Heeres und die kriegerischen Einrichtungen überhaupt etwas weiter getrieben haben mag, als die politische Nothwendigkeit, auch deren Richtigkeit zugegeben, durchaus erforderte; daß er vielleicht mit einem etwas kleinern Heere, mit etwas minderer Anstrengung, dieselbe Rolle in Europa hätte spielen können. Es wird uns dieses um so wahrscheinlicher, da wir überzeugt sind, daß Friedrich nie auf Eroberungen ausging, sondern sein Zweck nur immer der war, zu Abweisung jedes Angriffs in vollkommenster Bereitschaft zu seyn. Wer vermag hier das Maaß zu bestimmen, das in gerechtem Verhältniß zu den stets wechselnden Umständen nicht überschritten werden kann, ohne zum Fehler zu werden?

In welchem Verhältniß das Kriegsheer sich zu der Volksmenge befunden habe, läßt sich für die ganze Zeit von Friedrichs Regierung nicht genau bestimmen, weil sowohl die Bevölkerung als die Zahl der Ausländer in der Armee in den verschiedenen Perioden verschieden gewesen ist, und hierüber uns die genauern Data fehlen. Zu Anfang der Regierung

Friedrichs war, nach seiner eignen Angabe, die Stärke der Armee an Einländern funfzig tausend Mann, und er bemerkt selbst, daß dieses für die Volksmenge zu viel gewesen sey. Sogleich nach der Erwerbung von Schlesien wurde das Heer vermehrt, und mit der wachsenden Bevölkerung nahm diese Vermehrung verhältnißmäßig zu, bis zum siebenjährigen Kriege. Durch diesen wurde die Volksmenge sehr vermindert, sowohl weil der Krieg so viele Leute wegraffte, als weil im Lande weniger geboren wurden; aber sechs Jahre nach geschlossenem Frieden befand sich das Heer schon wieder auf dem Fuß, wie vor dem Kriege; jedoch mag in dieser Zeit die Zahl der Ausländer nach Verhältniß am höchsten gebracht seyn. Nach der Erwerbung von Westpreußen fand die lezte große Vermehrung Statt. Da nach dem Zuwachs an Lande die Armee jedesmal in gleichem wo nicht grössern Verhältniß vermehrt wurde, so brachte ein solcher Zuwachs den alten Provinzen nie Erleichterung. In den lezten Jahren war das Heer auf zweihundert tausend Mann, vielleicht noch etwas höher, gebracht. Man kann wol im Durchschnitt annehmen, daß während der längsten Zeit von Friedrichs Regierung ungefähr der vierzehnte streitbare junge Mann Soldat gewesen sey, der aber zehn Monate im Jahr beurlaubt, also dem Ackerbau und andern Gewerben bey weitem

nicht

nicht ganz entzogen war. In dieser Einrichtung lag unstreitig die wichtigste Erleichterung, welche es möglich machte, daß eine so starke Aushebung wenigstens während der Friedenszeit ertragen werden konnte. Durch die immer bedeutende Zahl der Ausländer wurde allerdings die Bevölkerung des Landes geschont. Ob aber dieser Vortheil nicht durch den Nachtheil überwogen sey, daß die Armee durch diese Ausländer, und die Härte, mit welcher diese behandelt werden mußten, merklich verschlechtert wurde, — vermögen wir nicht zu entscheiden. Daß jedoch der Wohlstand des Landes überhaupt durch das Kriegswesen nicht so sehr gelitten habe, wie es oft geglaubt worden, erhellet daraus, daß die Volksmenge und die natürliche und künstliche Produktion seit dem siebenjährigen Kriege immer im Zunehmen gewesen sind.

Wenn ein Kriegsheer brauchbar, kräftig und gegen einen nicht in aller Rücksicht gar zu überlegenen Feind unüberwindlich seyn soll, so ist nicht genug, daß dasselbe zahlreich, in allen mechanischen Uebungen des Krieges vollkommen gewandt, und mit allen Erforderniſſen wohl versehen, auch zum pünktlichsten Gehorsam gewöhnt sey; sondern es kommt auch vorzüglich darauf an, daß es von einem guten Geiste belebt werde, der bewirkt, daß der Officier

wie der gemeine Soldat seinen Beruf selbst achte und liebe, und die Pflichten desselben mit Lust und Wohlgefallen erfülle. Einen solchen Geist in seinem Heere fortdauernd zu unterhalten, und ihn bey jeder Gelegenheit neu anzufachen, war Friedrich unablässig bemüht. Bey den Officieren mußte das Gefühl der Ehre immer lebendig und wach seyn, und diese Ehre bestand darin, bey jedem Anlaß persönlichen Muth und Herzhaftigkeit zu beweisen, und nicht zu dulden, daß je der kleinste Mangel dieser Tugenden auch nur vermuthet werden könne. Die Ehre mußte dem Officier das köstlichste aller Güter, ihm ein Leben ohne Ehre ein unerträglicher Zustand seyn. Streng in Forderungen der ihm gebührenden Achtung von Andern, war der preußische Officier eben so sorgfältig, die Achtung, welche Andere zu fordern berechtigt waren, nie zu verletzen. Ueberhaupt mußte eine edle Gesinnung alle seine Handlungen auszeichnen, und er mußte sich über alle niedrigen Gesinnungen, besonders schmutzigen Eigennutz, weit erhaben beweisen. Von den Untergebenen foderte er den strengsten Gehorsam im Dienst, und gestattete nicht die mindeste Widerrede; aber außerdem behandelte er sie mit Menschlichkeit, und sahe gern, wenn es seinen Soldaten an nichts fehlte, wenn sie immer wohlgemuth waren, und in den Stunden der Erholung sich der Freude

über-

überliessen. Während des Krieges suchte der preußische Officier den feindlichen in Heldenmuth und allen Tugenden des gemeinschaftlichen Berufs zu übertreffen, aber gern bewies er diesem alle Achtung, die er verdiente, und glaubte auch im feindlichen Kameraden sich selbst ehren zu müssen; wenn er ihn überwunden hatte, suchte er ihm auf alle Weise den Unfall erträglich zu machen. Auch im feindlichen Lande hielt der preußische Officier gute Mannszucht, und erlaubte nie, daß der ruhige Bewohner mehr leide, als die Verhältnisse des Krieges unumgänglich nothwendig machten. Selten hörte man bey einem preußischen Heere von gewaltsamen Erpressungen, oder muthwilliger Verletzung der Personen und des Eigenthums der Einwohner, und wenn sich ein Unwürdiger dergleichen Frevel erlaubt hätte, wurde es, sobald es bekannt geworden, von den Obern strenge geahndet, und der Frevler durch allgemeine Verachtung bestraft. Durch diese Menschlichkeit und Würde ihres ganzen Betragens übertrafen wahrscheinlich die preußischen Officiere ihre Zeitgenossen in andern Diensten, so wie durch höhere Bildung und Einsicht. Sehr viele Officiere strebten dem Beispiel nach, das der König selbst gab; sie suchten sich wissenschaftlich auszubilden und gründliche Kenntnisse in Allem zu erwerben, was zur Kriegswissenschaft gehört. Man

wußte, dies sey das beste Mittel sich zu empfehlen und schnell befördert zu werden; aber man wußte auch, daß Friedrich den bloßen Schein und oberflächliche Kenntnisse nicht liebte und dieselben bald erkannte; man strebte also nach gründlicher Kenntniß. Viele Officiere hatten ihren Beruf wirklich studiert, und erfülleten die einzelnen ihnen ertheilten Aufträge um so besser, da sie den Zweck und den Zusammenhang derselben einsahen. Aber besonders herrschte während des siebenjährigen Krieges unter den preußischen Officieren der gute Geist, daß Jeder am eifrigsten bemüht war, dasjenige möglichst vollkommen zu thun, was ihm auf der Stufe, worauf er stand, oblag, und daß er, auch bey erweiterter Einsicht und erhöhtem Nachdenken, sich nicht erlaubte, die Entwürfe und Handlungen der Vorgesezten tadelnd zu beurtheilen. Wie höchst wichtig diese Tugend, und wie schädlich deren Gegentheil sey, hat die Erfahrung der in neuern Zeiten geführten Kriege bewiesen, wo der untere Feldherr zuweilen die Plane des ihm vorgesezten laut tadelte und sogar eigenmächtig ihm entgegen zu handeln wagte, wo auch selbst Subaltern-Officiere oft mehr beschäftigt waren, Operations-Plane für den Feldzug im Ganzen zu machen, oder die gemachten der höchsten Feldherrn zu kritisiren, als die Pflichten ihres beschränkten Berufs

zu

zu erfüllen. So etwas wurde in Friedrichs Heere nicht gehört; die hohe Meinung, welche Alle von des Königs Talenten, von seiner Uebersicht des Ganzen, von seiner stets regen Wachsamkeit und Beobachtung des Größten, wie des Kleinsten hatten, ließ bey Niemandem einen Tadel seiner Unternehmungen aufkommen, oder wer damit hervortrat, wurde nicht gehört. Auch die Einsichtsvollsten waren fest überzeugt, daß Friedrich am besten wisse, was in jeder Lage zu thun sey, daß Niemand besser, als er selbst, sich aus einer Verlegenheit ziehen könne, daß er allen seinen Gegnern an richtigem Blick bey weitem überlegen sey, und daß sogar dasjenige, was in der Ferne Fehler und Vernachläßigung geschienen, gewiß, wenn es näher erkannt worden, einen neuen Beweis eben dieser hohen Einsicht und richtigen Blicks geben werde. Mit herzlichem Wohlgefallen erzählte man sich die Vorfälle, worin dieses oft auffallend und wider alles Erwarten bewährt worden, und bestärkte Einer den Andern in dem festen Vertrauen und in der achtungsvollen Anhänglichkeit zu diesem einzigen und wirklich unüberwindlichen Feldherrn. Diesen Geist suchte Friedrich auf alle Weise unter seinen Officieren zu erhalten, und überzeugte sie bey jeder Gelegenheit von seinem Wohlwollen und seiner Achtung; dies geschah auf die mannichfachste, immer

neue, höchst einnehmende Weise. Jeder Beweis von Einsicht, Entschlossenheit und guter Ueberlegung, jede schöne muthvolle That wurde vom Könige bemerkt und nie vergessen, und dieses oft bewiesen, wenn es am wenigsten erwartet war. Sein Beifall wurde immer auf solche Art bezeugt, daß sie dem, der mit demselben beehrt wurde, vorzüglich angenehm seyn mußte. Dies spornte sowohl einen solchen, als auch Andere zu immer neuer Anstrengung und ausgezeichneten Thaten. Auch der Tadel, oder die Strafe war immer so eingerichtet, daß der, welcher betroffen war, nicht ganz niedergebeugt und in seinen eigenen Augen zu tief herabgesezt, vielmehr ermuntert wurde, durch sein künftiges Betragen den begangenen Fehler gut zu machen. Die Verdienste der höhern Feldherren wurden von Friedrich bey jeder Gelegenheit gern hervorgehoben und in ihr volles Licht gesezt, auch durch vorzügliches Vertrauen belohnt. Die Geschichte seiner Kriege beschrieb der König vorzüglich für seine Officiere, sowohl um die Kunst, wie der Krieg geführt werden müsse, zu lehren, und begangene Fehler durch ihre freimüthige Erzählung lehrreich zu machen, als auch die gute Meinung, die er selbst von den vortreflichen Eigenschaften seiner Armee hatte, und das Vertrauen, welches er in sie sezte, öffentlich zu beweisen. Um die zum Officier-

stande

stande bestimmte Jugend zu bilden, wurden Kriegsschulen angelegt, mit deren Einrichtung sich der König sehr beschäftigte, für welche er vorzüglich geschickte Lehrer auswählte, denen er selbst Instruktionen ertheilte. Der Vorzug, den Friedrich bey Besetzung der Officierstellen dem Adel gab, mag in der Nation selbst, in welcher dadurch kriegerischer Geist und Ehrgefühl zurückgehalten wurde, nachtheiliger gewirkt haben, als in der Armee. Der zum gemeinen Soldaten angeworbene Bürgerliche und Bauer wußte, daß er nach einmal bestehender Einrichtung nicht weiter als höchstens bis zum Unterofficier und Feldwebel kommen könne, und er beruhigte sich hierbey, als bey etwas Unabänderlichem.

Die Unterofficiere waren in der preußischen Armee vorzüglich wichtig. Auf sie kam in Ansehung des kleinen Dienstes besonders viel an, und sie trugen am meisten bey, den gemeinen Mann in Ordnung und zu stets pünktlicher Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten. Der König wußte dieses, und er hielt also darauf, daß zu Unterofficieren verständige, gesezte und durchaus rechtliche Leute gewählt wurden, unter denen er einen guten Geist, und das Gefühl der ihrem Stande eigenen Ehre dadurch erhielt, daß er selbst bey jedem Anlaß ihnen Achtung und Vertrauen bewies, und

dar-

darauf hielt, daß die höhern Officiere ein Gleiches thaten, und diese nächsten Vorgesezten der Soldaten mit besonderer Auszeichnung und Höflichkeit behandelten. Zu Officierstellen beförderte er sie aber nur äußerst selten, weil er wußte, daß diese Leute sich in ihrer Lage besser befanden, als wenn sie, plözlich in eine höhere versezt, denen gleich gemacht wurden, die sie von Jugend an als über sich Erhabene zu betrachten gewohnt waren, und in deren von der ihrigen verschiedene Sitte und Lebensweise sich zu schicken ihnen beschwerlich fiel. Friedrich wußte, daß den meisten Menschen, und vorzüglich denen vom unverdorbensten natürlichsten Gefühle weit mehr daran liegt, in ihrer Klasse und unter ihres Gleichen zu den Ersten zu gehören, als in einer höhern Klasse die Untersten zu seyn, und nach deren Vorurtheilen, vielleicht wegen ihres Herkommens, mit unverdienter Nichtachtung behandelt zu werden. Er belohnte also die Unterofficiere, wenn sie vorzügliches Verdienst bewiesen, lieber auf andere Art, und wenn sie durch Alter und Kränklichkeit zum Kriegsdienst minder tauglich geworden, versorgte er sie durch gute Stellen im Civilstande, die gesunden Verstand, Ordnung und Vertrauen erfoderten, und nuzte also auch hier noch einmal die guten Eigenschaften braver Männer. Beging dagegen ein Unterofficier einen groben ihn

ent-

entehrenden Fehler, so wurde er sofort mit Beschimpfung degradirt, oder mit noch härterer Strafe belegt. Kenner versichern, daß diese Einrichtung eine der besten und nüzlichsten in der Armee gewesen sey, daß gute Unterofficiere zuweilen die Mängel der Officiere ersezt, und am meisten beigetragen haben, die innere gute Beschaffenheit des preußischen Heers zu bewahren.

Bey dem gemeinen Soldaten wurde ein guter Geist vorzüglich dadurch unterhalten, daß ihm für sich selbst und seinen Stand Achtung eingeflößt ward, der Beifall seiner Obern ihm über Alles werth war, und er dieses Beifalls sich versichert halten konnte, wenn er seine Pflichten mit Pünktlichkeit und Ordnung erfüllte. Gute Kompagnie-Chefs ließen es sich besonders angelegen seyn, ihre Soldaten gut zu ziehen, weniger durch Strafen, als durch Ermunterung und gute Behandlung derer, welche sich durch Ordnung und Sittlichkeit des ganzen Betragens vor Andern auszeichneten. Bey dem geringen Solde wurde es dem gemeinen Soldaten schwer, seinen Unterhalt nur nothdürftig zu gewinnen, besonders wenn er verheirathet war und Kinder hatte. Zum Heirathen wurde daher eine besondere Erlaubniß erfodert, und diese nur dann ertheilt, wenn der Soldat nach-

weisen

weisen konnte, daß er, außer seinem Traktament, auch durch seinen anderweitigen Erwerb im Stande sey, eine Familie zu ernähren. Wohldenkende Officiere sahen darauf, daß ihre Soldaten eine gute Wirthschaft führten, und wirklich befanden Manche derselben sich, besonders in Garnisonen, wo es an Arbeit nicht fehlte, in einer ganz behaglichen Lage, und auch in diesem Stande wurden zufriedne Menschen gefunden. Am wenigsten war dies der Fall in der königlichen Garde, worin der strengste Zwang und die größte Einförmigkeit des kleinen Dienstes unerträgliche Plagen waren. Mancher Soldat derselben kam oft in Jahren nicht aus den Thoren von Potsdam, keiner durfte heirathen, weshalb auch Ausschweifungen aller Art hier herrschend waren, und in keinem Regimente so viele Selbstmorde, wie in diesem vorkamen. Auch bey dem gemeinen Soldaten war die hohe Meinung, welche derselbe von Friedrichs Alles übertreffenden Einsichten, der Festigkeit seines Charakters, und auch von seinem Glück hatte, eine wichtige Triebfeder, um ihn immer bey gutem Muth zu erhalten. Die Herablassung und Theilnahme, welche der große König bey jeder Gelegenheit auch dem gemeinen Soldaten bewies [98]), seine Be-

98) Im siebenjährigen Kriege hat man den König sich oft am

Bereitwilligkeit, gleiche Entbehrungen und Mühseligkeiten selbst zu erdulden, erwarb ihm das Herz und die Liebe des gemeinen Mannes. Jeder war stolz darauf, unter diesem Könige zu dienen, und man will bemerkt haben, daß während des siebenjährigen Krieges, wo die Desertion in den nahe bey einander stehenden Heeren oft groß war, dieselben Leute sich ungleich braver und besser bey Friedrichs Heere, als bey den feindlichen bewiesen haben.

Der Glaube an Friedrichs Glück that bey den Soldaten auch sehr viel. Sie waren fest überzeugt, der König stehe unter dem besondern Schutze der Vorsehung, und, trotz aller Wechsel des Schicksals, werde er am Ende doch gewiß oben bleiben. Die so außerordentlichen Begebenheiten des siebenjährigen Krieges, das immer vergebliche Anstreben so vieler Feinde, die oft wunderbare Rettung des Königs, hatten diesem Glauben eine große Festigkeit gegeben; es

---

am Wachtfeuer der Soldaten erwärmen, oder mitten unter ihnen hingestreckt, sich einem kurzen Schlummer überlassen sehen. Auch ritt er oft neben den marschirenden Soldaten und hörte ihren traulichen Gesprächen oder muntern Liedern zu, gleich jenen römischen Feldherrn, deren Triumphwagen die Soldaten voranzogen und oft sogar Spottlieder auf den siegenden Feldherrn sangen.

es herrschte in der Armee, bey einem großen Theile der Officiere sowohl als der Gemeinen, ein religiöser Geist[99]), den Friedrich allerdings noch sehr würde vermehrt haben, wäre er selbst von gleichem Geiste belebt gewesen. Hätte er auch nur zuweilen dem Gottesdienste beigewohnt, und nach großen Tagen ein religiöses Fest in seinem Beiseyn feyern lassen (welches äußerst selten geschehen ist), es würde sehr gewirkt haben. Des Königs Ansichten und Ueberzeugungen erlaubten dieses nicht, und andere, als er hatte, wollte er nicht heucheln. Aber zum Glück kannte die Menge die irreligiöse Denkungsart des Königs nicht genau, und wenn ihm zuweilen eine Aeußerung entfiel, welche auch sein Vertrauen zu der Vorsehung bewies, so wurde diese begierig aufgefaßt, verbreitet und machte großen Eindruck.

Die Aussicht des gemeinen Soldaten für das Alter war schrecklich. Die Zahl derer, welche in den Invaliden-Häusern aufgenommen werden konnten, war nach Verhältniß der Bedürftigen sehr klein, und die Unterstützung, welche einige außer denselben erhiel-

99) Gute Feldprediger trugen sehr bey, denselben zu unterhalten. Man wird hiervon durch Lesung der Schriften Küsters, eines gewesenen Feldpredigers, (S. von demselben Beilage M. Nr. 59. 60.) sehr überzeugt.

erhielten, äußerst unbedeutend. Höchste Dürftigkeit und gänzliche Verlassenheit war daher, wenn sie keine Verwandten hatten die sich ihrer annahmen, das Schicksal derer, welche im mühvollsten Dienste ihr Leben der Vertheidigung des Vaterlandes gewidmet hatten. Daß Friedrich den sehr wichtigen Nachtheil, den dieses hatte, nicht eingesehn, und warum er dem Uebel nicht abgeholfen hat? gehört zu den Unbegreiflichkeiten. Auch für die Erhaltung und Erziehung der Kinder der gemeinen Soldaten wurde unstreitig zu wenig gesorgt. Es ist auffallend, daß es der Aufmerksamkeit des Königs hat entgehen können, wie durch diese Kinder, deren viele im Elend umkamen, die Armee treflich hätte ergänzt werden können, und dadurch der drückende Zwang der Eingebornen zu Kriegsdiensten, und die kostbare Werbung der meistens so unsichern Ausländer wenigstens zum Theil zu ersparen gewesen wären!

Nun wäre noch zu reden von dem Gebrauch, den Friedrich von seinem so wohlgeübten Heere wirklich im Kriege gemacht hat, von dem Eigenthümlichen seiner Kriegskunst beim Angriff und bey der Vertheidigung, und in allen Beziehungen. Hierüber zu reden gehörte allerdings zu einer vollständigen Charakteristik Friedrichs, dessen Feldherrn-Rolle eine sei-

seiner bedeutendsten war. Aber der Verfasser, ein Laye in der Kriegswissenschaft, würde weder für Kenner noch Nichtkenner belehrend und unterhaltend genug über diese Dinge schreiben können. Er unterläßt es daher lieber ganz, doch wünscht er sehr, daß ein Militair, der, gleich bekannt mit der ältern Kriegsgeschichte, als vertraut mit den Grundsätzen der neuern Kriegswissenschaft, die Lücke, welche wir in unserm Werk absichtlich lassen, ausfüllen, und Friedrich schildern möge als Feldherrn mit allen seinen Vorzügen und Mängeln, in unpartheiischer Vergleichung mit den edelsten (denn nur diese dürfen neben Friedrich genannt werden), die vor und nach ihm eine Kunst geübt haben, welche den seltensten Verein der außerordentlichsten Talente des Geistes und eine eben so seltne Größe und Stärke des Charakters fodert. Da das Andenken an Friedrichs Feldzüge noch genug erhalten ist, um Beziehungen auf deren Geschichte ganz zu verstehen, und da vor den Augen der jetzigen Zeitgenossen Kriege nach ganz andern Grundsätzen, als die seinigen, geführt sind, so scheint uns grade jezt der bequeme Zeitpunkt zu seyn, um eine solche Schilderung, wie wir sie uns denken, zu unternehmen. Im preußischen Heere befinden sich gewiß mehrere Männer mit allen Kenntnissen ausgerüstet, um dieselbe auf die lehrreichste Art entwerfen

zu

zu können. Möchte unser Wunsch einen dieser Fähigen ermuntern!

Nächst der Sorge für die Vertheidigung seines Volks, der Unabhängigkeit und der Ehre seines Staats, war es Friedrich als Regent das angelegenste Geschäft, seinen Unterthanen eine gute Rechtspflege zu verschaffen. Er wußte, daß den Menschen unter allen Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft bey weitem der wichtigste ist, Person und Eigenthum gegen jede Beeinträchtigung geschüzt zu wissen, alle ihre Rechte gehörig bestimmt, und Gerichte zu haben, durch welche entstehende Streitigkeiten bald und unpartheiisch entschieden werden. Er wußte, daß wenn ihre Forderungen in Absicht dieses Punkts befriedigt werden, sie manchen andern Druck des gesellschaftlichen Vereins leichter tragen, dagegen gar kein anderer Vortheil, sey er auch noch so groß, den Mangel guter Rechtspflege je zu ersetzen vermöge. Deshalb war Friedrichs unablässiges ernstliches Geschäft, seinen Unterthanen möglichst gute Gesetze und schnelle unpartheiische Rechtspflege zu verschaffen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß er mit diesem Geschäft angefangen, und mit eben demselben geendet habe. Diese seine wohlgemeinte Thätigkeit ist auch immer allgemein anerkannt und gepriesen, nur hat man sie zu-

weilen, wol gar in der Meinung sie recht hoch zu erheben, in einem unrichtigen Lichte dargestellt, und Friedrich die Absicht beigemessen, Alles, was vor ihm in Absicht auf Gesetzgebung geschehen war, als zu unvollkommen ganz zu vertilgen, und in diesem Fache etwas durchaus Neues und idealisch Vollkommenes zu schaffen. So etwas hat er nie angestrebt. Dazu hatte er über das, was durch Gesetze in der Welt von jeher erreicht ist, und erreicht werden kann, zu viel nachgedacht. Wir können hierüber gar nicht im Zweifel seyn, da er seine Gedanken über diese Materie in mehrern Stellen seiner Schriften [100]) deutlich genug geäußert und dadurch bewiesen hat, daß er in seiner Untersuchung des Ursprungs aller Gesetzgebung bis zu eben den Gränzen gekommen war, über welche hinaus die kundigsten Forscher noch immer nicht

100) Hieher gehört besonders ein in den frühern Regierungsjahren geschriebener Aufsatz: dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les loix. S. denselben in Oeuvres de Frédéric publiés de son vivant T. II. p. 165. Dringt Friedrich gleich nicht sehr tief in die Materie ein, und redet über die Gesetzgebung aller Staaten etwas zu oberflächlich, verweilt er auch oft mehr bey öffentlichem Recht und Verfassung der Staaten, als beim Privatrecht, vom dem er doch nur reden wollte; so bewährt diese Schrift doch genug, daß er die Beschränktheit unsrer Kenntniß in dieser Materie sehr gefühlt habe.

nicht gedrungen sind. Ueberall, wo die ältesten Jahrbücher oder Reisebeschreiber in den entferntesten Zeiten und Weltgegenden uns Menschen zeigen, sind dieselben, schon mehr oder minder vollkommen, mit einander verbunden. In den äußerst seltnen Fällen, wo man ein durch sonderbare Zufälle in früher Kindheit verirrtes menschliches Wesen ganz einzeln gefunden, war dasselbe ein Thier, das, wenn es nicht aufgefangen und gepflegt wurde, ohne sich fortzupflanzen als ein solches dahinwelken mußte. Aber wo unter allen Himmelsstrichen mehrere Menschen neben einander gefunden wurden, waren sie auch im Besitz von Eigenthum und Rechten, und hatten bereits Einrichtungen getroffen, um diesen Besitz gegen fremden Angriff zu behaupten, und ihn auch auf die Nachkommen weiter zu bringen. Wie dieser Besitz und diese Einrichtungen ursprünglich entstanden seyn mögen, darüber fehlt überall die Kunde. So wie Alles, was den Ursprung der Dinge betrift, über alle Geschichte hinausreicht, so wissen wir auch durchaus nichts vom Anfang der Gesetzgebung und gesellschaftlicher Einrichtungen. Wo die älteste schriftlich aufbehaltene Geschichte anhebt, da finden wir nirgends erste Gesetzgeber, die etwas ganz Neues geschaffen hätten, sondern überall nur Reformatoren, die das Bestehende, was schon vor ihnen da

war, ausbesserten, ergänzten, näher bestimmten und dann bestätigten. Ein Mehreres, als dieses, vermag also auch kein Regent in dem verfeinerten Zustande der Bildung der neuern Zeit.

Gewiß sahe auch Friedrich die Sache so an, und so wollte er in seiner Gesetzgebung nie etwas Anderes, als den Mängeln und Gebrechen, die vorhanden waren, abhelfen, und die Gesetze, die er in seinen Landen fand, so weit verbessern, daß sie den Bedürfnissen und der Bildungsstufe seiner Unterthanen möglichst angemessen würden. Hierüber hinauszugehen war nie sein Gedanke. Durch die Klagen, die bis zu ihm gelangten, und die er mit Aufmerksamkeit anhörte, glaubte er zu bemerken, daß die Hauptursachen der Uebel, welche das Volk drückten, theils in den so verschiedenen, oft einander widersprechenden, dunkel ausgedrückten, in einer fremden, längst nicht mehr unter uns gesprochenen Sprache verfaßten, nicht einmal in ächten Handschriften auf uns gekommenen, daher von den Rechtsgelehrten verschieden ausgelegten und angewandten Gesetzen liegen, theils aber durch die Unwissenheit, Nachläßigkeit, den Eigennutz und andere böse Leidenschaften der Richter und Advokaten veranlaßt werden. Es war daher sein angelegenster Wunsch, in seinen Staaten

die

die Verschiedenheit, Verworrenheit und Zweideutigkeit der Rechte abgethan, und statt deren ein festes, sicheres und allgemein verständliches Recht, und dann eine solche Rechtspflege eingeführt zu sehen, vermittelst welcher die Gesetze mit völliger Unpartheilichkeit angewandt, und alle Streitigkeiten in möglichst kurzer Zeit genau und ganz vollständig entschieden würden. Friedrich wußte recht gut, daß es in den verschiedenen Provinzen, die seinen Staat ausmachten, eine Menge sehr verschiedener, zum Theil recht guter Gesetze gab, die theils von frühern Regenten schriftlich verfasset, theils durch undenkliches Herkommen und Sitte, deren erste Entstehung Niemand anzugeben vermag, Gültigkeit erhalten hatten, daß neben diesen allen das römische Gesetzbuch in sehr vielen Fällen, für welche es gar keine einheimische Norm gab, die alleinige Entscheidung war, daß aber diese mancherley Gesetze theils in Absicht des Länderumfanges, binnen welchem sie galten, beschränkt, theils eines verschiedenen Sinnes fähig waren, und von den Gerichten und Rechtsgelehrten nicht an allen Orten und zu allen Zeiten gleich ausgelegt wurden. Diese Widersprüche brachten Ungewißheit des Rechts und des Besitzes hervor, welche eine fruchtbare Quelle von Streitigkeiten waren, ohne daß man dem einen oder dem andern streitenden Theile deshalb eine Schuld

beimessen konnte. Diesem Uebel wollte Friedrich abgeholfen wissen; er hatte also grade eben die Absicht, die uns von einem berühmten Herrscher der alten Zeit, welcher ihm an Größe des Geistes und an Erhabenheit der Gesinnungen in allem Betracht verglichen werden kann, erzählt wird, und wir wissen in der That den Zweck, welchen Friedrich sein ganzes Leben hindurch verfolgte, nicht besser auszudrücken, als mit eben den Worten, welche ein Geschichtschreiber 101) gebraucht, um Cäsars Zweck anzugeben: „jus „civile ad certum modum redigere atque ex „immensa diffusaque legum copia optima „quaeque et necessaria in paucissimos con„ferre libros" —. Grade dieses, und durchaus nicht mehr, wollte auch Friedrich. Er wußte sehr wohl, daß das römische Recht große Vollkommenheit habe, und daß auch in den übrigen Gesetzen, welche in seinen Landen seit den ältesten Zeiten galten, sehr viel Gutes sey. Dieses abzuschaffen fiel ihm nicht ein; er wollte nur die zwischen den verschiedenen Rechten sich findenden Widersprüche entschieden, die in allen befindlichen Dunkelheiten aufgeklärt, alles verschiedener Deutung Fähige genau bestimmt, und nur dasjenige ganz weggeräumt haben,

101) S. Suetonius Vita Caesar. C. 44.

ben, was für den gegenwärtigen Zustand der Bildung, und für die jetzigen Sitten und Bedürfnisse nicht mehr paßte, oder was auf Spitzfindigkeiten und verschiedenen Meinungen der Rechtsgelehrten alter und neuer Zeit beruhte; alles vorhandene Gute und für jetzige Verhältnisse Brauchbare aber sollte gesammelt, genau bestimmt und ins Kurze gezogen werden. Es sollte durchaus kein Zweifel mehr bleiben über das, was in seinen Landen Rechtens sey, und die Gesetze sollten in der Landessprache und in einer allgemeinen verständlichen Schreibart abgefaßt seyn, zugleich aber sollten der Willkühr und den Leidenschaften derer, welchen die Anwendung der Gesetze übertragen war, solche Schranken gesezt, und für die endliche Abmachung aller Rechts-Streitigkeiten sollten solche unüberschreitbare Zeitperioden bestimmt werden, daß über ungerechte Erkenntnisse, oder Verzögerung des Rechts, mit Grunde keine Klage mehr geführt werden könne.

In diesem Sinne hat Friedrich während seiner Regierung zu zweien Malen sich sehr ernstlich und eifrig damit beschäftiget, Gesetzgebung und Rechtspflege zu verbessern. Das erste Mal geschahe dieses, wie er, nach dem zweiten schlesischen Kriege, eines dauerhaften Friedens zu genießen hoffte. Merkwür-

dig ist, daß gerade zu eben dieser Zeit, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in zwey andern deutschen Landen das Bedürfniß einer bessern Gesetzgebung ebenfalls fühlbar wurde, und die Regenten von Oesterreich und Bayern, gleich dem preußischen, ernsthaft darauf ausgingen, ihren Völkern neue, den jetzigen Verhältnissen und Sitten angemessene, Gesetze zu geben. Maria Theresia sezte zu diesem Zwecke im Jahre 1753 eine Commission erfahrner Rechtsgelehrten nieder, welche 1767 ein Gesetzbuch zu Stande brachte, das, wenn es auch vielen Mängeln abhalf, doch den Absichten der großen Monarchin noch nicht Genüge that [102]). Die Vollendung dieser wichtigen Arbeit blieb ihr während ihrer ganzen Regierung wichtig, sie hat aber dieselbe nicht erlebt; ihre Nachfolger bewiesen gleichen Eifer für dies Unternehmen, und

102) Der Entwurf dieses neuen Gesetzbuchs wurde der Monarchin in acht starken Folianten vorgelegt; sie gab ihn mit dem Befehl nochmaliger Umarbeitung zurück, und machte besonders darauf aufmerksam, daß aus dem Gesetzbuch Alles wegbleiben müsse, was in ein Lehrbuch des Rechts gehöre. Sie schrieb vor, Alles in möglichst einfache Sätze zu fassen, Zweideutigkeit und Undeutlichkeit zu vermeiden, und das römische Recht nie weiter, als insofern es mit der natürlichen Billigkeit übereinstimme, beizubehalten. Sie verfuhr also in dieser Sache gerade nach denselben Grundsätzen, als Friedrich.

und dasselbe hat endlich in unsern Tagen durch Kaiser Franz I in hoher Vollkommenheit vollendet werden können [103]. Auch Churfürst Max Joseph von Bayern ließ zu eben jener Zeit, von gleich löblichem Eifer belebt, an einem neuen Gesetzbuche für seine Lande arbeiten, dessen Vollendung er auch noch erlebt hat [104]. Wenn gleich Friedrichs Thätigkeit in diesem Fache schon einige Jahre früher angefangen hat, so wollen wir doch nicht behaupten, da wir hierüber

103) Im J. 1811 ist erschienen: „Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erblande der österreichischen Monarchie." Es haben an demselben die einsichtsvollsten und erfahrensten Rechtsgelehrten gearbeitet, und allerdings die Fortschritte benüzt, welche durch das preußische Gesetzbuch und nach demselben die legislatorische Einsicht in Deutschland gemacht hatte. Einer der thätigsten Mitarbeiter, Herr von Zeiller, hat in der „Vorbereitung zur neuesten österreichischen Gesetzkunde, Wien 1810," eine sehr belehrende Nachricht gegeben, und einen guten Abriß dieses Gesetzbuchs findet man in: Gönners „Archiv für die Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums. 4ter Bd. 2tes Heft. Landshut 1814."

104) Das bayerische Gesetzbuch ist 1750 angefangen, und 1768 vollendet. Der Haupturheber desselben war der Kanzler Baron von Kreitmayer, ein Mann von großer Einsicht und Gelehrsamkeit.

hierüber keine Nachricht haben, daß sie die gleichen Gedanken in Oesterreich und Bayern erst rege gemacht habe. Die höchst mangelhafte Beschaffenheit der geltenden Gesetze war überall in Deutschland so offenbar, daß aufmerksamen Regierungen das Bedürfniß, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, dringend erscheinen mußte, und das schon damals so rege gewordene Gefühl desselben rechtfertigt um so mehr in unsrer Zeit den Wunsch, daß endlich in ganz Deutschland an die Stelle des drückenden Rechtsgewirrs ein einfaches, den Sitten und Bedürfnissen angemessenes, in der Landessprache abgefaßtes, allgemein verständliches Gesetzbuch treten möge. Wahrlich! kein Zeitpunkt ist schicklicher zur Erfüllung dieses schon lange gehabten Wunsches, als der jetzige, da das deutsche Volk das Joch fremder Abhängigkeit, auch ein fremdes ihm aufgedrungenes Gesetzbuch, abgeworfen hat, und wir können das Vertrauen zu unsern Zeitgenossen nicht bergen, daß sie durch keine Schwierigkeiten, an denen es bey einem großen Werke nie fehlt, auch nicht durch scheinbare Gegengründe, die einmal erregte Aufmerksamkeit von einem derselben so würdigen Gegenstande werden ableiten lassen [105].

Der

105) Die Aufmerksamkeit ist vorzüglich erregt durch zwey lesenswerthe Schriften: Thibaut über die Nothwen-

Der Mann, dessen sich Friedrich bey seinem ersten Versuche, seinem Volke vollkommnere Gesetze zu geben, bediente, war Coccejі, den er schon bey Antritt seiner Regierung als Justizminister gefunden hatte, und den er unter dem Namen Großkanzler an

---

wendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts in Deutschland. Heidelberg 1814; und Schmid Deutschlands Wiedergeburt. Jena 1814. S. 123. In der leztern Schrift sind mehrere in der jetzigen Zeit höchst wichtige und auch ausführbare Ideen enthalten, und wir wünschen sehr, dieselbe möge nicht wie eine gewöhnliche Flugschrift bald vergessen werden! — Zwar sind uns die Bedenklichkeiten nicht unbekannt geblieben, welche ein sehr achtungswerther Rechtsgelehrter, Herr von Savigny, dagegen in einer sehr viel Lehrreiches enthaltenden Schrift: „vom Beruf unsrer Zeit „zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, „Heidelberg 1814," aufgestellt hat; aber wir gestehen aufrichtig, seine Gründe haben uns nicht überzeugt, und wir können uns nicht überreden, daß irgend eine Zeit, welche das Bedürfniß einer bessern Gesetzgebung fühlt, nicht auch den Beruf haben sollte, diese Verbesserung vorzunehmen, noch, daß die drey Versuche, welche in neuerer Zeit in drey verschiedenen Landen mit unverkennbar großem Eifer unternommen sind, so ganz mislungen seyn sollten, und dieses auch mit der preußischen Gesetzgebung der Fall sey, deren Urhebern übrigens Hr. v. Savigny sowohl rücksichtlich ihrer Einsichten als Gesinnungen alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, die sie verdienen.

an die Spitze aller Justizbedienten und der von ihnen betriebenen Geschäfte sezte [106]). Er war ein Mann von

106) Samuel von Cocceji, 1679 zu Heidelberg geboren, wo sein Vater, Heinrich von Cocceji, ein durch mehrere gelehrte Schriften berühmter Professor der Rechte war. Mit demselben wurde er schon früh nach Frankfurt an der Oder versezt, und betrat daselbst anfangs die akademische Laufbahn, ging aber bald zum praktischen Leben über, und wurde zu wichtigen Geschäften, auch zu einigen Gesandtschaften und bey der Visitation des Reichskammergerichts 1713 gebraucht. Er genoß das Vertrauen Königs Friedrich Wilhelms I im hohen Grade. 1718 erhielt er den Auftrag, das Landrecht und die Justizverfassung im Königreich Preußen zu verbessern. 1727 wurde er zum Staatsminister, und 1738 zum Chef der Justiz in allen preußischen Staaten ernannt. In diesem Posten bestätigte ihn Friedrich II, gebrauchte ihn besonders bey den Justizeinrichtungen im neu erworbenen Schlesien, und bewies ihm überall ausgezeichnetes Vertrauen. 1747 erhielt er die Würde eines Großkanzlers und zugleich den schwarzen Adlerorden. 1749 wurde er in den Freyherrnstand erhoben. Die hohe Meinung, welche Friedrich von ihm hatte, ist in dessen vorangeführter Abhandlung ausgedrückt: „La sagesse, sagt er, la probité, les „lumières et l'activité indéfatigable du Grand-„Chancelier auraient fait honneur aux re-„publiques grecques et romaines dans le tems „où elles étaient les plus fécondes en grands „hommes." — Cocceji starb im J. 1755, und zum Beweise der dankbaren Achtung, womit er dessen Ver-

von groẞer Fähigkeit und umfassenden Kenntnissen in allen Fächern rechtlichen Wissens, großer Arbeitsamkeit und Thätigkeit, auch, so viel wir erforschen können, von rechtschaffenem Charakter, welches auch Friedrichs Urtheil über ihn bestätigt, obgleich über die Härte, die er bey den Reformen bewiesen haben soll, oft geklagt ist, was aber unbillig scheint und begreiflich wird, wenn man erwägt, daß durch die eingeführten Verbesserungen nicht nur herrschende Meinungen in ihrem langen Besitz gestört wurden, sondern auch viele Menschen an Einkünften sehr verloren, welche sie durch die alten Misbräuche gehabt hatten, auch die Obliegenheiten des Dienstes nach den neuen Vorschriften Manchen beschwerlicher fallen mochten, als sie bisher gewesen waren.

Mit der Prozeßordnung wurde der Anfang der Verbesserung gemacht, weil der König mit den Beschwerden über die Verwickelung und Langsamkeit der Rechtspflege am meisten war behelliget worden. Bis dahin galten in den verschiedenen Provinzen verschiedene oft sehr von einander abweichende Prozeßordnungen; unstreitig ein groẞes Uebel! Statt dessen sollte nun

Verdienst ehre, ließ der König in dem Hofe des Gebäudes, in welchem die höhern Justiz-Collegia sich versammelten, ein marmornes Brustbild desselben aufstellen.

nun in allen Landen ein gleichförmiges Verfahren eingeführt, und dieses so vereinfacht werden, daß jeder Prozeß binnen einem Jahre durch alle Instanzen zu Ende gebracht würde. Man kann denken, daß dieses überall eine sehr auffallende Veränderung hervorbrachte [107]). Da aus Pommern die meisten Klagen eingegangen waren, so wurde für diese Provinz die neue Prozeßordnung zuerst, unter dem Namen Codex Fridericianus Pomeranicus, eingeführt. Nach derselben

107) Auch verursachte diese Neuerung nicht überall Zufriedenheit, selbst nicht bey den streitenden Partheyen, und der König erfuhr, daß die Richter und Advokaten nicht allein an der Menge und langen Dauer der Prozesse Schuld wären. Einst beklagte sich ein Pommerscher Edelmann sehr bitter über die unerträgliche Langsamkeit, die er bey allen Gerichtshöfen erfahren müsse, und reichte eine lange Liste von Prozessen ein, die er bereits seit vielen Jahren betreibe, aber mit denen es gar nicht aus der Stelle wolle. Der König bezeugte sein Bedauern, und meldete dem Manne, er habe allen Gerichten, bey denen seine Prozesse anhängig wären, ernstlich befohlen, dieselben auf das Schleunigste vorzunehmen und gänzlich abzumachen; der König hoffe, dieses werde wirken, und binnen einem Jahre solle der Supplikant keinen einzigen Prozeß mehr haben. Aber dieser antwortete nun: „er danke zwar sehr für die große Gnade, bitte „jedoch, es mit dem Befohlnen nicht gar zu strenge zu „nehmen; denn er wünsche doch einige seiner Prozesse „übrig zu behalten, und nicht gleich neue anfangen zu „dürfen, da er ohne Prozesse nicht leben könne, indem „er an diesen Zeitvertreib von jeher gewöhnt sey."

selben wurden binnen acht Monaten 2400 alte zum Theil höchst verwickelte Prozesse, welche schon lange vor den Pommerschen Gerichten geschwebt hatten, theils durch gütliche Vergleiche, theils durch definitive Erkenntnisse abgemacht. Daß hierbey Einiges übereilt worden, weil dem Großkanzler Alles daran lag, durch möglichst schnelle Erfüllung des königlichen Willens sich zu empfehlen, mag keine grundlose Klage gewesen seyn; indeß machte dieser Erfolg in ganz Deutschland großes Aufsehen, und einige Fürsten sandten ihre Rechtsgelehrten nach Berlin, um sich von der Kunst einer Methode, welche so etwas zu bewirken vermöge, genauer zu unterrichten. Coccejî wurde dadurch ermuntert, den ersten Entwurf, den er in der Pommerschen Gerichtsordnung gegeben, noch einmal umzuarbeiten, und etwas noch Vollkommneres, unter dem Titel: „Projekt des Codicis „Fridericiani Marchici, oder eine nach „Sr. Königl. Majestät von Preußen Selbst „vorgeschriebenem Plan entworfene Kammer-Gerichts-Ordnung, nach welcher alle „Prozesse in Einem Jahre durch drey Instanzen zu Ende gebracht werden sollen „und müssen,“ im J. 1748[108]) herauszugeben.

Diese

108) Schon 1749 erschien eine neue verbesserte Auflage.

Diese Gerichtsordnung sollte zunächst in der Churmark eingeführt werden, demnächst aber allen Provinzen mit für sie passenden Veränderungen zum Muster dienen. Aber schon damals hielt Cocceji, wie später nach ihm Carmer, sich überzeugt, daß ein Werk dieser Art nicht von einem Manne gemacht werden könne, sondern, wenn es einigermaßen vollkommen seyn soll, bey demselben die Einsicht der Zeitgenossen benuzt werden müsse. Deshalb wurde diese Gerichtsordnung zuerst als Projekt bekannt gemacht, über welches, nach dem dasselbe begleitenden Edikt, den Justiz-Collegiis, den Ständen, und überhaupt einem Jeden frey stehen solle, binnen Jahresfrist Monita einzurrichen, welche man demnächst mit den Ständen reguliren wolle. Nur um die verbesserte Einrichtung nicht aufzuhalten, wurden die Justiz-Collegia angewiesen, einstweilen nach dem Projekt wirklich zu verfahren. Dieses geschahe. Viele Monita gingen indeß von allen Seiten ein; sie wurden von den erfahrensten Rechtsgelehrten in Berathung genommen, und nach ihnen ward manche Abänderung gemacht, und so ist viele Jahre hindurch an allmähliger Verbesserung dieser ersten Gerichtsordnung gearbeitet, und dadurch der Grund zu der zweiten gelegt, welche erst nach Friedrichs Tode, das Werk von Carmer und Suarez, endlich erscheinen

konnte,

konnte, und jene erste an Vollkommenheit allerdings weit übertrift.

Ueberzeugt, daß eine verbesserte Gerichtsordnung, so hochwichtig sie sey, doch allein nicht hinreiche, ließen Friedrich und Cocceji auf dieselbe sehr bald ein neues Gesetzbuch folgen in dem Sinne, den wir bereits angedeutet haben. Es erschien unter dem Titel: „Projekt des Corporis Juris Fridericiani, d. i. Sr. Königl. Majestät „von Preußen in der Vernunft und den „Landes-Verfassungen gegründetes Land„recht, worin das Römische Recht in eine „natürliche Ordnung und richtiges Systema „gebracht, die General-Principien, welche „in der Vernunft gegründet sind, bey ei„nem jeden Objekt festgesezt und die nö„thigen Conclusiones, als so viele Ge„setze, daraus deduciret, alle Subtilitä„ten und fictiones, nicht weniger was „auf den deutschen statum nicht appli„cable ist, ausgelassen, alle zweifelhafte „Jura, welche in den römischen Gesetzen „vorkommen, oder von den Doctoribus „gemacht worden, decidiret und solcher„gestalt ein Jus certum und universale

 „in

„in allen Dero Provinzen statuiret wor„den." Dieser umständliche Titel sagt deutlich, daß die Absicht keine andere war, als ein gewisses und zuverläßiges, auf die jetzigen Verhältnisse ganz passendes Recht einzuführen, und dabey alles bereits Vorhandene, vorzüglich das römische Recht, zu benutzen. Um dem jetzigen Gesetzbuche die so sehr gewünschte Festigkeit zu geben, und allen künftigen Ungewißheiten vorzukommen, wurde ausdrücklich alles Commentiren, Amplificiren und Limitiren des neuen Rechts untersagt, und auf den Universitäten sollte vor wie nach nur über das römische Recht gelesen werden, sowohl, weil es der Grund des preußischen war, als auch wegen der Ausländer, welche preußische Universitäten besuchten. Der erste Theil des neuen Werks enthält das Personen-Recht, der zweite das Sachen-Recht. Jener erschien 1749, dieser 1751. Der dritte Theil, welcher die Obligationen umfassen sollte, ist nie öffentlich bekannt geworden, und von Coccejt, so fleißig er auch bis an sein Ende daran arbeitete, nicht vollendet. Jene beiden ersten Theile erschienen ebenfalls nur als Projekt. Sowohl alle Justiz-Collegia und Stände, als auch Einzelne, die sich dazu berufen fänden, wurden aufgefodert, ihre Bemerkungen über dasselbe bekannt zu machen. Es muß aber mit dem Eingehen solcher

Be-

Bemerkungen, und so auch mit deren Bearbeitung langsam gegangen seyn, besonders nach Coccesi's Tode (1755). Die auf diesen folgenden Großkanzler scheinen auf die Gesetzgebung nicht gleichen Eifer, wie er, gewandt zu haben; der siebenjährige Krieg lenkte natürlich die Aufmerksamkeit des Königs und des Ministeriums noch mehr davon ab, und während desselben gerieth die Arbeit allmählig ganz ins Stocken. Das von Cocceji angefertigte Gesetzbuch hat im ganzen Lande nie Gesetzes Kraft erhalten; nur in einzelnen Provinzen ist diese demselben beigelegt, und zwar auch hier nicht dem Ganzen, sondern nur einzelnen Theilen. So hat also während Friedrichs Regierung, seines guten Willens ohngeachtet, der preußische Staat nie des Glücks eines allgemein gültigen und verständlichen Gesetzbuchs genossen, und es blieb in den verschiedenen Provinzen die Mannichfaltigkeit verschiedener Rechte, die der König so gern abgeschafft haben wollte. Er bemerkte dieses mit großem Misfallen, und immer war es sein angelegenster Wunsch, das angefangene verbesserte Gesetzbuch zu vollenden. Er besprach sich deshalb oft mit seinen ersten Justizmännern [109], aber immer wurden ihm Hindernisse und un-

109) Diese waren vorzüglich der Großkanzler von Fürst (s. von ihm Bd. 1. S. 269. Note 14.), ein sehr einsichts-

unübersteigliche Schwierigkeiten entgegengesezt, nie die Leichtigkeit, oder auch nur Möglichkeit der Ausführung seines Wunsches gezeigt. Nur in dem Justizminister von Schlesien, von Carmer [110]), fand er einen Mann, der in seine Ideen ganz einging, und der

sichtsvoller, gelehrter und höchst rechtschaffener Mann, der besonders auch durch große Arbeitsamkeit sich dem Könige empfahl. Aber seine oft ins Kleinliche gehende, fast pedantische Genauigkeit und seine Anhänglichkeit an alte Formen, und besonders die ihm beigemessene Partheilichkeit für die Vorrechte des Adels misfielen. Ferner der Justizminister von Münchhausen; dieser war ein wirklich großer Kopf von den liberalsten Ansichten, der aber der beabsichtigten neuen Verbesserung der Rechtspflege um deshalb nicht hold war, weil er glaubte, dieselbe werde dem Landesherrn und dem Amte des Richters zu viele Gewalt geben. Auch der Präsident des Kammer-Gerichts von Rebeur, ein Mann von lebhaftem Kopf und großer juristischer Gelehrsamkeit, hatte bey Friedrich in Absicht dieser Gegenstände viel Ansehn, und er trug durch die mannichfachen Schwierigkeiten, welche er bemerklich machte, vorzüglich bey, daß es so lange währte, ehe der König sich ganz für die Carmersche Reform erklärte. Als dies endlich geschehen war, zog sich Rebeur ganz von den Geschäften zurück, suchte aber noch in einigen kleinen Schriften das Bedenkliche und Fehlerhafte der neuen Gesetzgebung zu zeigen.

110) Er war wie Cocceji ein Pfälzer, 1720 zu Kreuznach geboren. S. mehr von ihm oben Bd. I. S. 264. und S. 280.

der ihm offen zu erkennen gab, daß eine gründliche Reform der bestehenden Gesetze und der Rechtspflege eine eben so nöthige, als auch sehr wohl mögliche und ausführbare Sache sey. Nach des Königs Auftrage legte er ihm mehrere Entwürfe hierüber vor, und Suarez [111]), den Carmer hiebey zuzog, arbeitete 1775 die Coccejische Proceßordnung (oder den Codex Fridericianus) gänzlich um [112]). Carmer legte sie dem Könige vor, aber weil dieser, welcher in Absicht dieses Gegenstandes mit größter Vorsicht verfuhr, zuvor die übrigen Justizminister darüber hörte, kam es damals noch nicht zur Ausführung.

111) Von ihm ist auch bereits im Bd. 1. Kap. 6. geredet. Er war 1746 zu Schweidnitz geboren, und Oberamts-Regierungsrath zu Breslau, als ihn Carmer, nach des Königs Willen, zu seinen Arbeiten gebrauchte. Als lezterer 1780 als Großkanzler nach Berlin ging, wurde auch Suarez dahin versezt, und erhielt den Charakter Geheimer Ober-Justizrath. Er hatte von nun an den wichtigsten Antheil an dem neuen Gesetzbuche, und ist 1798 gestorben. Klein hat seinen Charakter nach Wahrheit geschildert in „Jahrbüchern der „preuß. Monarchie.“ Octbr. 1798.

112) Diese noch jezt in Suarez Handschrift vorhandene Umarbeitung ist die Grundlage der vorzüglich durch ihres ersten Urhebers unablässige Arbeit zu großer Vollkommenheit gediehenen allgemeinen Gerichtsordnung geworden, die aber erst nach Friedrichs Tode 1795 publicirt wurde.

Wie endlich im Jahr 1780 eine kleine Begebenheit unter dem Zusammentreffen mehrerer Umstände Friedrich dahin brachte, eine Justizreform gleichsam im Sturm vorzunehmen, woraus endlich ein Gesetzbuch hervorgegangen ist, das alle bisherigen Versuche der Art übertraf, das aber erst nach Friedrichs Tode vollendet wurde, — dieses ist bereits oben im sechsten Kapitel des ersten Bandes umständlich erzählt, und wir wiederholen hier den gleichfalls schon an einer frühern Stelle dieses Geschichtbuchs [113]) geäußerten Wunsch, daß aus den noch vorhandenen vollständigen und mit großer Einsicht geordneten Materialien die Geschichte des Ganges der durch Carmer bewirkten Gesetzgebung ausführlich beschrieben werden möchte.

Die Reform von Cocceji umfaßte nur die Civiljustiz. In Absicht des peinlichen Rechts galt zu Friedrichs Zeit eine von seinem Vater im Jahr 1717 erlassene Criminal-Ordnung, die nach dem Vorbilde der peinlichen Halsgerichts-Ordnung Kaiser Karls V eingerichtet war, zwar manche ähnliche Gesetze deutscher Lande übertraf, aber doch noch viele Mängel hatte. Friedrich wußte dieses,

113) S. Bd. II, Zusätze S. XI.

ses, und war auf diese Mängel schon früh um so mehr aufmerksam geworden, da, wie wir bemerkt haben, sein Vater während des Küstriner Arrests ihm Criminal-Urtheile zur Bestätigung oder Reform zugeschickt hatte. Nachdem er zur Regierung gelangt war, suchte er durch einzelne Verordnungen den Mängeln möglichst abzuhelfen, und besonders die Criminal-Justiz menschlicher zu machen. Eine seiner ersten, vielleicht die allererste [114]), Verordnung seiner Regierung hatte diesen Zweck, da durch dieselbe der Gebrauch der Tortur ganz allgemein abgeschafft wurde, nur allein das Verbrechen der beleidigten Majestät und Landesverrätherey ausgenommen [115]). Friedrich hat hierdurch zuerst ein Beispiel

114) Sie ist vom 3ten Jun. 1740, dem vierten Tage nach Besteigung des Throns. Man findet sie nicht in der großen Sammlung von Verordnungen des Mylius, ohne Zweifel aus dem sogleich anzuführenden Grunde, weil der König diese Aufhebung der Tortur nicht allgemein bekannt gemacht wissen wollte. Aber sie ist später in mehrern Privatschriften erwähnt und abgedruckt, z. B. in Behmeri Nov. Jus Controversum T. I. Observat. LXXV.

115) Wir gestehen, daß wir diese Ausnahme, wenn gleich sie bey Abschaffung der Tortur auch in andern Ländern wiederholt ist, nicht angemessen und gerecht finden. Nicht

der Menschlichkeit gegeben, das von allen Regierungen in Europa nachgeahmt ist, und es verdient bemerkt zu werden, daß er hierin auch den theoretischen Schriftstellern zuvorgekommen ist, welche sich nachher gegen den Gebrauch der Tortur erklärt haben. Aber ein allgemein verbessertes Criminal-Gesetzbuch zu erlassen fand er nicht gut; ohne Zweifel, weil er es gefährlich hielt, harte Strafen plötzlich durch mildere zu ersetzen, da bey der Roheit vieler Menschen es erfoderlich schien, sie durch die Furcht vor jenen von

---

Nicht die Natur des begangenen Verbrechens kann ein Grund seyn, über die Zuträglichkeit eines Beweises, daß dasselbe wirklich begangen worden, zu entscheiden, vielmehr scheint es, je größer das Verbrechen ist, und je härter also die auf dasselbe gesezte Strafe, desto mehr müsse in Annahme der Beweise desselben Vorsicht und Sorgfalt bewiesen werden, und eine Beweisart, die bey geringern Verbrechen nicht angenommen wird, könne bey gröbern noch weniger gelten. Nur in dem einzigen Falle dürfte die Tortur mit allem Recht angewandt werden können, wenn ein wirklich geständiger Verbrecher sich weigert, seine Mitschuldigen, die er gehabt zu haben nicht läugnet, zu nennen. Dann hat die angethane Peinigung aber nicht die Absicht, das Geständniß eines begangenen Verbrechens herauszubringen, sondern sie ist verdiente Strafe der Weigerung des Verbrechers ihm bekannte Umstände anzuzeigen, deren Kenntniß dem Richter nöthig ist.

von groben Verbrechen abzuschrecken, auch deren wirkliche Anwendung in einzelnen Fällen noch nothwendig werden konnte, obgleich Friedrich harte Strafen im Allgemeinen in einem neuen Gesetzbuch anzudrohen auch nicht gut fand. Die Todesstrafe schaffte er nicht ab, weil er wußte, daß keine Strafe, wenn sie auch wirklich härter wäre, ersonnen werden könne, deren Vorstellung auf die Einbildungskraft der Menschen alles Alters, Standes und Vermögens eine gleiche Wirkung hervorbringt, wie die Todesstrafe. Aber wenn er ihre Beibehaltung, versteht sich mit angemessener Beschränkung auf die Fälle, für welche sie allein sich eignet, durchaus nöthig hielt; so war er auch überzeugt, daß die einfache Vorstellung des Todes bey dem Menschen Wirkung genug thue, ohne daß es nöthig sey, dem lezten Augenblicke noch barbarische Martern vorhergehen zu lassen. Doch wurden auch die schrecklichen Todesstrafen, z. B. durchs Rad, durch Verbrennen, nicht förmlich abgeschafft, aber höchst selten sind dieselben angewandt. Der König ging darin, daß er das mildere Verfahren, welches er eintreten ließ, durch eigne Verordnungen nicht vorher bekannt machen wollte, so weit, daß auch die gänzliche Abschaffung der Tortur noch lange nachher, nachdem sie verfügt worden, nicht nur dem Volke, sondern sogar

gar den Untergerichten ein Geheimniß blieb, und, um die Meinung aufrecht zu erhalten, daß die Tortur noch zuweilen angewendet werden könne, mußten bey den Obergerichten in allen Fällen, wo davon die Rede seyn konnte, die Gründe für und wider gegen einander abgewogen werden, die dann aber allemal mit dem Beweise endigten, daß unter den vorliegenden Umständen die Folter nicht angewandt werden dürfe [116]), wodurch dann immer die Meinung sich erhielt, daß unter gewissen Umständen der Gebrauch der Folter noch immer Statt finde. Wenn aber die Todesstrafe ohne grausame Martern vollführt wurde, so wollte Friedrich auch dagegen, daß ihre volle Wirkung durch nichts geschwächt würde. Da der Unverstand einiger Geistlichen die von ihnen bewirkte Bekehrung von zum Tode verurtheilten Verbrechern als eine besondere göttliche Gnade sehr gepries-

116) Wir bemerken dieses auf das Zeugniß eines vieljährigen praktischen Rechtsgelehrten, des Geheimen Tribunalraths Behmer, siehe dessen novum jus controversum Tom. I. Observat. LXXV., wo derselbe zugleich versichert, die Tortur sey auch in den ausgenommenen Fällen unter Friedrichs Regierung nie zur Anwendung gebracht. Die Verheimlichung dieser Maxime ist ohne Zweifel der Grund, daß in verschiedenen Schriften der Abschaffung der Tortur unter Friedrich widersprochen ist.

priesen, die ganz ohnfehlbare Seligkeit als gewisse Folge solcher Bekehrungen geschildert, und die Verbrecher gleichsam in einem Triumphzuge zum Richtplatz geführt hatte; so befürchtete man hiervon eine üble Wirkung auf die Einbildungskraft ungebildeter Menschen. Der weise König verordnete deshalb, daß die Verbrecher ohne alle Begleitung der Geistlichen und ohne Gesang zum Tode geführt werden sollten; eine Verordnung, die anfangs als zu hart manchen Tadel fand, und der Irreligiosität des Königs beigemessen wurde, deren Weisheit aber in der Folge allgemein anerkannt und von denkenden Gesetzgebern nachgeahmt wurde.

Wenn der König harte Strafen öffentlich abzuschaffen nicht rathsam hielt, so bewachte er desto aufmerksamer deren Anwendung. Ein Urtheil, das auf Tod, Vestungsstrafe oder anderes Gefängniß von längerer Dauer erkannte, mußte von dem competenten Gerichte zuvörderst dem Justizministerium vorgelegt werden, welches dann alle Gründe nochmaliger strenger Prüfung unterwarf, und, wenn es nichts zu erinnern fand, dasselbe dem Könige mit einem kurzen Berichte, der das Wesentliche der geführten Untersuchung enthielt, vorlegte, der dann, ehe er sich zur Bestätigung entschloß, die höchste

Vorsicht bewies. Wurde ihm irgend ein Umstand bemerklich, der noch einen Milderungsgrund enthalten konnte, so verfügte er gewiß auch dessen vorgängige genaue Untersuchung. Man hat der Beispiele viele, daß der König Erkenntnisse auf Tod oder andere harte Strafen gemildert hat, aber kein einziges, so viel wir wissen, ist bekannt, wo er die Strafe geschärft hätte [117]). Die Vestungs-Kommandanten durften durchaus keinen Gefangenen annehmen, ohne einen vom Könige eigenhändig unterzeichneten Befehl, durch welchen die Natur und die Dauer des Arrestes genau vorgeschrieben war. Doch so entfernt Friedrich von aller zwecklosen Grausamkeit in Strafen war, so ließ er sich dagegen in Fällen, wo er die Ueberzeugung hatte, die Strafe sey verdient, auch nicht zu deren völligem Erlaß oder nur zu bedeutender Milderung bewegen, und wir glauben, man werde kein einziges Beispiel von gänzlicher Begnadigung, die blos auf Fürbitte bewilliget wäre, anführen können. Man war hiervon so vollkommen überzeugt, daß auch sogar Prinzessinnen der königlichen Familie, oder diejenigen, welche der besondern

117) Die einzige durch ihre Folgen so berühmt gewordene Ausnahme in der Müller Arnoldschen Sache ist in Bd. I. im sechsten Kapitel und der Beilage E. mit allen Umständen, die sie herbeigeführt haben, erzählt.

dern Gunst des Monarchen versichert waren, solche Fürbitten nicht leicht wagten, und es sind uns einige Beispiele bekannt, wo Versuche der Art vergebens gemacht worden.

In eben dem Geiste, in welchem Friedrich bey Bestrafung grösserer Vergehungen verfuhr, die zu seiner eigenen lezten Entscheidung gelangten, instruirte er auch das Justizministerium, und die Gerichte überhaupt, bey Verwaltung der Criminal-Geseze überall zu verfahren. Die Maximen, die er bey jeder Gelegenheit einschärfte, hatten immer den Zweck, daß dem Volke die Ueberzeugung gegeben werden sollte, es werde nicht leicht ein Vergehen unentdeckt und ungeahndet bleiben, und daß in der Untersuchung möglichst unpartheiisch und schnell verfahren, in wirklicher Ausübung der Strafen aber alle Härte entfernt werde, die nicht durchaus nöthig sey. So wurde Friedrichs Volk regiert, und wirklich waren während seiner Zeit grobe Verbrechen und harte Strafen in den preußischen Landen merklich seltner als anderswo, und als sie es in jenen vorher gewesen waren. Doch wollen wir keinesweges verschweigen, daß der Mangel eines angemessenen Criminal-Gesezbuchs dennoch große Nachtheile hervorgebracht habe, und wir halten allerdings

dings dafür, Friedrich habe darin geirret, wenn er während seiner ganzen Regierung ein solches Gesetzbuch nicht nothwendig gehalten hat. So preiswürdig die Aufmerksamkeit war, mit welcher dieser König über die Anwendung der Strafgesetze selbst wachte; so sehr durch dieselbe verhindert wurde, daß ein Unschuldiger gestraft, oder ein Schuldiger mit unangemessener zu harter Strafe belegt werden konnte; so gewiß durch diese beständige Wachsamkeit Einheit in den Grundsätzen, nach denen die von seinem humanen Geiste belebten Gerichte verfuhren, hervorgebracht wurde; so war dies doch nicht Alles, was durch eine gute Criminal-Verfassung hätte bewirkt werden sollen. Der König konnte nicht von Allem, was vorging, unterrichtet seyn; er erfuhr nur Vorgänge, die seiner Entscheidung vorgelegt werden mußten, oder deren Kenntniß in ganz außerordentlichen Fällen durch besonders Gedrückte bis zu ihm gelangte. Aber von dem alltäglichen schleppenden Gange der Criminal-Untersuchungen, durch welchen so Manche, die nicht den Muth und die Gewandheit hatten, ihre Klagen laut werden zu lassen, oft sehr hart leiden mußten, wußte der König nichts. Noch weniger konnte er den höchst elenden Zustand der Gefängnisse kennen, in welchen so viele Unglückliche, oft noch während der Untersuchung,

und

und ehe sie eines Vergehens schuldig erkannt waren, schreckliche Behandlung erduldeten, und eben so wenig die groben Misbräuche, die mit der Aufsicht über die Gefangen-Anstalten verbunden waren, die üble Verwaltung der für dieselben bestimmten Gelder. Gleich unbekannt blieb ihm eins der schrecklichsten Uebel, nämlich der ganz hülflose Zustand, in welchem diejenigen, die Jahre lang in Gefängnissen geschmachtet hatten, wieder in die Welt gestoßen wurden, denen schlechterdings gegen den Hungertod kein Mittel blieb, als neue Verbrechen zu begehen, zu denen sie oft im Gefängniß durch die Gesellschaft geübterer Verbrecher noch Anleitung und neue Fertigkeit erworben hatten. Dies Alles kannte Friedrich nicht, und konnte ihm also auch nicht abhelfen, doch ist gar kein Zweifel darüber, daß alle diese schrecklichen Uebel unter seiner Regierung wirklich vorhanden gewesen sind, da noch geraume Zeit nach dem Tode des Königs ein von diesen Dingen wohl unterrichteter edler Mann in einer höchst lesenswerthen Schrift eine wirklich schauderhafte Schilderung von der noch fortdauernden schlechten Beschaffenheit der Straf-Anstalten gemacht hat, die ganz unmöglich gewesen wäre, wenn Friedrich seine wohlthätige Aufmerksamkeit nicht blos auf gerechte Anwendung der Strafgesetze, sondern auf Alles das gerichtet hätte, was eine vollkommene Crimi-

nal-Verfassung im ganzen Umfange dieses Worts umfaßt [118]). Wir können uns nicht enthalten, auch bey diesem Anlaß noch einmal aufmerksam darauf zu machen, wie unter einem Regenten, der mit so großer Einsicht, so edlem Willen, so unglaublicher Thätigkeit, wie Friedrich sechs und vierzig Jahre

selbst

---

118) Das Werk, das wir hier im Sinne haben, und das wir Lesern, denen diese Materien wichtig sind, nicht genug empfehlen können, heißt: „Bruchstücke über Verbrechen und Strafen, oder Gedanken über die in den Preußischen Staaten bemerkte Vermehrung der Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums, nebst Vorschlägen zu zweckmäßigen Gefangen-Anstalten; zum Gebrauch der höhern Behörden.“ Berlin 1801. — Der Verfasser desselben ist ein nun bereits verstorbener höchst würdiger Mann v. Arnim, Königl. Preuß. Justizminister und Chef des Criminal-Departements, der, von allen Verhältnissen wohl unterrichtet, dies Buch aus dem edelsten Beweggrunde, nämlich um Besserung zu bewirken, geschrieben hat. An der Wahrheit seiner Schilderung läßt sich nicht zweifeln, und Niemand wird sie ohne lebhafte Gemüthsbewegung lesen. Anfangs war dies Buch nur für die Behörden, an die es der Verfasser vertheilte, bestimmt; aber es ist später durch einen Nachdruck, unter dem Druckort Frankfurt und Leipzig, ins Publikum gekommen, und in Häberlins Staatsarchiv, Heft 42, findet man einen sehr guten Auszug des wesentlichen Inhalts.

selbst regiert hat, doch so viel Gutes nicht geschehen ist, und so viel Schlechtes dem Regenten unbemerkt hat einwurzeln können!

Ob Carmer noch zu Friedrichs Lebzeiten, mit dieses Königs Einstimmung, in seinen ersten Entwurf eines neuen Gesetzbuchs auch das peinliche Recht mit habe aufnehmen wollen, vermögen wir nicht mit Gewißheit zu sagen, doch haben wir Ursach es zu vermuthen. In dem Allgemeinen Landrecht, das nach Friedrichs Tode bekannt gemacht wurde, machen die Criminal-Gesetze einen Theil desselben (den 20sten Abschnitt des 2ten Theils) aus, sie sind aber nachher aus demselben wieder weggelassen, und nach Carmers Tode ist ein allgemeines Criminalrecht für die Preußischen Staaten [119]), als ein für sich bestehendes Ganze, erschienen.

119) Der erste Theil, welcher die Criminalordnung enthält, ist zu Berlin 1806 gedruckt, und dessen Vollendung wird noch erwartet. Bis dieselbe erscheint, kann zur Ergänzung dienen, eine mit vieler Einsicht gemachte „Sammlung der Verordnungen und Ministerial-Verfügungen in Bezug auf den 20sten Titel des 2ten Theils vom Allgem. Landrecht und auf die Criminalordnung. Berlin 1816.“

Bey der Polizey hatte Friedrich durchaus keine andern Zwecke, als welche eine weise Regierung bey derselben immer nur haben muß. Er suchte durch deren Anwendung theils im Finstern mit besonderer List und Verschlagenheit verübten Verbrechen auf die Spur zu kommen, theils grobe Vergehungen wo möglich zu verhindern, oder sie doch auf alle Weise zu erschweren. Diese Zwecke bemühte er sich besonders in seiner Hauptstadt zu erreichen, und dadurch die öffentliche Sicherheit in derselben zu befördern. Die sogenannte geheime oder höhere Polizey, deren Gräuel wir in Deutschland erst in späterer Zeit unter fremder Herrschaft haben kennen lernen, kannte man unter Friedrich auch nicht dem Namen nach. Auch in Frankreich war dieselbe damals noch nicht in der Art eingeführt, wie es nachher geschehen ist, doch hatte man daselbst schon merkwürdige Einrichtungen, durch welche den geheimsten Verbindungen der Einzelnen nachgespürt und die im größten Geheimnisse betriebenen Absichten entdeckt wurden. Der französische Polizey-Lieutenant Sartines hatte sich besonders dadurch Ruhm erworben, daß seiner Wachsamkeit nichts entgehe, und er im Stande sey, die sich auch in entfernte Lande erstreckenden Verbindungen von Verbrechern zu erforschen und

das

das Verborgenste zu entdecken [120]); wovon man wunderbare Dinge erzählte. Der auf Alles aufmerksame König wünschte etwas Aehnliches auch in Berlin nachzuahmen, und er sandte deshalb einen schon in diesem Fache geübten Geschäftsmann Philippi [121]) nach Paris, sich von den dortigen Polizey-Einrichtungen genau zu unterrichten, um sie nach der Rückkehr nachahmen zu können. Philippi wurde zum Polizey-Präsidenten von Berlin ernannt, und der König beehrte ihn mit Vertrauen. Wie aber nach einigen Jahren viele Verbrechen geheim verübt und dadurch die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet wurde, weil man die Urheber nie entdecken konnte; so bezeugte Friedrich seinem Polizey-Präsidenten deshalb sein Misfallen, und

 mach-

120) Man erzählt unter andern, daß einst die Polizey in Wien Sartines um Auskunft über einen berüchtigten Betrüger gebeten habe, der in Paris seyn solle. Sartines antwortete: er kenne den Mann recht gut, derselbe sey auch allerdings vor einigen Jahren in Frankreich gewesen, aber jezt werde man ihn in Wien unter dem angegebnen Namen und in einem nach seiner Nummer bezeichneten Hause finden, wo derselbe auch wirklich gefunden wurde.

121) Er war 1723 in Berlin geboren, hat sich durch einige Schriften über Polizey und Staatswirthschaft rühmlich bekannt gemacht, und ist 1791 gestorben.

machte ihm den Vorwurf, daß er die in Paris erlernten Künste nicht besser anwende. Philippi erwiederte: er wende mit großem Fleiße alle dem Könige vorgeschlagenen und von diesem genehmigten Mittel an, um die öffentliche Sicherheit zu erhalten, weiter aber könne er nicht kommen, wenn nicht noch ganz andere Mittel gebraucht würden, zu deren Anwendung er sich jedoch ohne ausdrücklichen Befehl des Königs nicht befugt halte; allerdings sey durch strengere Aufsicht noch mehr zu bewirken, alsdann aber nöthig, daß alle und jede Unterthanen, ohne Unterschied des Standes, in allen ihren Handlungen und Vorhaben auf das genaueste bewacht würden, einer müsse zum Wächter des andern bestellt, und Alles angewendet werden, in die innersten Geheimnisse der Familien einzubringen; Briefe müßten erbrochen werden, in jede Gesellschaft müsse sich ein Aufpasser einschleichen, um Gesinnungen und Absichten zu erforschen, hierzu bedürfe die Polizey sehr vieler Gehülfen und Spione, die aus allen Klassen gewählt und mit Gelde erkauft werden müßten, und, ohne daß Jemand es ahnen könne, mit Beiseitsetzung jeder andern Rücksicht blos der Polizey dienten. Da sich zu solchen Diensten nur die schlechtesten Leute würden gebrauchen lassen, so setze man sich hierdurch al-

ler-

lerdings der Gefahr aus, oft misleitet zu werden, auch die bravsten und unschuldigsten Menschen könnten in Verdacht kommen und in Verlegenheit gesezt werden; ein allgemeines Mistrauen werde hierdurch hervorgebracht und der sittliche Charakter des Volks durchaus verdorben werden. Dies sey freilich übel, aber ohne solche Mittel sey es unmöglich, durch die Polizey mehr, wie bisher geschehen, zu bewirken; wenn solche Mittel genehmigt würden, so hoffe Philippi, Sartines Wunder auch in Berlin zu bewirken, den Verbrechern auch in ihren verborgensten Schlupfwinkeln nachzuspüren, und vielleicht manches Böse zu verhindern. Wenn aber auch Alles deshalb angewendet werde, würde doch die Wirkung erst nach einiger Zeit merklich werden, denn noch seyen die Brandenburger zu ehrliche, treuherzige Menschen, um, gleich dem Auswurf der verdorbensten Einwohner der französischen Hauptstadt, zu allen Diensten gebraucht werden zu können, die eine solche Polizey nothwendig erfodere. Er that hierauf ins Einzelne gehende Vorschläge zu Einrichtungen, durch welche man sich einer Menge Menschen versichern könne, die, ohne daß es Jemand ahnde, die Geheimnisse aller Bürger erforschten, und auch das Verborgenste entdeckten. — Der König wurde durch diese Vorstellungen sehr

gerührt, erwiederte aber ohne langes Bedenken: so angelegentlich er auch eine strengere Bewahrung der öffentlichen Sicherheit, und die Entdeckung und Verhütung der sie bedrohenden Verbrechen wünsche; so finde er doch, daß die Mittel, durch welche dieses nur allein bewirkt werden könne, ein noch größeres Uebel seyn würden, als dasjenige, dem vorgebaut werden solle; er wolle nicht die Ruhe und das Vertrauen seiner guten Unterthanen gestört, und die Moralität seines Volks verderbt wissen. — Er verwarf also alle dahin zielenden Vorschläge, und eine geheime Polizey wurde unter seiner Regierung nie eingeführt.

Zwan-

Zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Charakter Friedrichs II als Mensch und als Regent.

Sein Benehmen in Absicht der innern Regierung und der Finanzen. Allgemeine Bemerkungen über Friedrichs Regierung. Privatcharakter. Schlußbemerkung.

Friedrich wandte gleiche Aufmerksamkeit auf alle übrigen Theile der Regierung, und war für alle gleich thätig. Aber diese Thätigkeit konnte sich nicht überall so lebhaft und mit so vielem Aufsehn äußern, wie bey der Gesetzgebung und Rechtspflege. Dies war Natur der Sache. Der Zweck der innern Regierung ist, daß die Unterthanen alle ihre Kräfte frey äußern und durch diese Aeußerung sich glücklich fühlen; daß sie durch ihren Fleiß so viel erwerben, um mit Behaglichkeit und im Wohlstande leben zu können; daß sie dabey so

so weit gebildet sind, als es in ihrem Zeitalter, nach den verschiedenen Verhältnissen eines Jeden, möglich ist, und daß zugleich Jedem diejenige Ehre ganz zu Theil werde, welche, nach der Sitte seines Volks, in demjenigen Stande, worin er lebt, hergebracht ist. Wenn ein Volk dieses genießt, so fühlt es sich glücklich. Aber daß es zu solchem Genusse gelange, dies ist am meisten sein eignes Werk, und muß es seyn, wenn der Genuß rechter Art seyn soll. Es bedarf hierbey nur einer stillen Mitwirkung der Regierung, damit Alles seinen ruhigen Gang gehe, und störende Hindernisse von Außen abgehalten werden. Fast möchten wir sagen, je stiller, je unbemerkter die Regierung hier verfährt, desto besser ist es. Dagegen wird zu viele Einmischung von oben meistens übel wirken, und der Zweck wird verfehlt werden, wenn die Regierung, auch in bester Absicht, ins Einzelne gehen und den Unterthanen vorschreiben will, welche Richtung sie ihrer Thätigkeit geben, welche Mittel sie anwenden sollen, um Vermögen zu erwerben, um ihre Gesundheit zu erhalten, und sich vor Gefahren jeder Art zu sichern. Zu allem diesen werden die Unterthanen weit besser Mittel und Wege selbst finden, als irgend eine höhere Einsicht, welche die Dinge doch immer nur in ihren allgemeinsten Beziehungen kennt, es ihnen an-

anzugeben vermag. Nur allgemeine Fürsorge ist nöthig, damit geistige Bildung im Volke fortschreite, und sich immer allgemeiner verbreite, und dies wird, wenn nur nicht gewaltsam gehemmt wird, überall unfehlbar geschehen bey dem Grade von Kultur, der jezt in Europa bereits erreicht ist, und bey dem freyen Tausche der Ideen, der unter den Völkern wirklich besteht. Man kann dieses ruhig sich selbst überlassen, nur dafür ist zu sorgen, daß die wirklich schon vorhandenen Kenntnisse Allen möglichst zugänglich gemacht werden, und auch die untersten Klassen einigen Antheil daran bekommen, doch ohne sie zur Ueberbildung (allemal ein großes Uebel!) zu reizen, daß besonders die Jugend der dürftigsten Klasse nicht ganz roh aufwachse, sondern zur Sittlichkeit angeführt werde, und den zu ihrem Fortkommen unentbehrlichsten Unterricht erhalte. Auch dafür ist einige Vorsorge nöthig, daß die gewöhnlichen Mittel des Unterhalts zu aller Zeit in zulänglicher Güte vorhanden sind, und nie gänzlicher Mangel an ihnen sey, daß bösen Krankheiten und Seuchen gewehrt werde, auch daß das Volk bey leztern nie ohne Hülfe bleibe, oder gar solchen Menschen in die Hände falle, die, statt zu helfen, die Uebel der Natur noch ärger machen; endlich ist dahin zu sehen, daß die dürftigsten Klassen der Gesellschaft,

deren

deren ewig unabwendbares Loos höchster Mangel zu aller Zeit ist und seyn wird [1]), mit dem Unentbehrlichsten versorgt, und sie durch ihnen verschaffte Beschäftigung abgehalten werden, durch ihre Vergehungen und Laster die Ruhe der Gesellschaft zu unterbrechen.

Je mehr eine Regierung sich selbst in diesen Schranken ihrer Mitwirkung hält, je mehr sie der eig-

1) Daß höchste Dürftigkeit wirklich ein ganz unabwendbares Loos der untersten Klassen von Menschen sey und immer seyn werde, folgt nothwendig aus dem Umstande, weil, sobald durch Fürsorge der Regierung, oder durch andere günstige Verhältnisse, die vorhandenen Dürftigen über den äußersten Mangel erhoben und zu einigem Wohlstande gelangt sind, es nie an Andern fehlt, die sofort an die Stelle der Versorgten eintreten, und denen auch die kärglichsten Mittel das physische Daseyn zu fristen genügen. So wie jedes Kleid, welche Form ihm auch gegeben werde, einen Saum hat, so befinden sich in jeder Gesellschaft immer Einige, welche die äußersten Stufen derselben einnehmen; keine wohlthätige Fürsorge der Regierung, oder der Wohlhabenden kann die höchste Dürftigkeit ganz abwehren, vielmehr ist die Bemerkung oft gemacht, daß durch Zunahme der Armenversorgungs-Anstalten die Zahl der Armen nicht vermindert, sondern vermehrt werde. Eine Bemerkung, die indeß das Verdienstliche und Wohlthätige solcher Fürsorge keinesweges schwächen kann, sondern nur bey ihrer Anwendung leiten muß.

eignen freien Thätigkeit der Unterthanen die Sorge für ihre Angelegenheiten überläßt, und, wir setzen noch hinzu, je mehr sie bey dem, was sie für die Unterthanen thut, dieselben dabey zu Rathe zieht; wenn dies auch nicht nach den Förmlichkeiten und Vorschriften einer bestimmten Verfassung geschehen kann, und je mehr sie auf deren Meinungen, Ansichten, sogar Vorurtheile und Irrthümer Rücksicht nimmt; desto besser handelt die Regierung. Denn mündige Menschen wollen nicht gleich unmündigen Kindern behandelt seyn, deren Ansichten und Wünschen der verständige Vater, oft um ihres eigenen Bestens willen, grade entgegenhandeln muß.

In diesem Sinne — nach unsrer Ueberzeugung dem einzig wahren — hat nun freilich Friedrich seine innere Regierung nicht eingerichtet. Dies erlaubte seine große Liebe zur Thätigkeit nicht. Zu ungeduldig, Früchte zu erblicken, konnte er sich nicht darauf beschränken, nur zuzusehen, wie die Natur diese Früchte langsam hervorbringt, und sich zu überzeugen, das Beste, was der Regent dabey thun könne, bestehe in einer wenig merklichen Thätigkeit, welche nur bemüht ist, Hindernisse wegzuräumen. Friedrich und sein Vater, dessen Regierung hierin sein Vorbild war, glaubten nicht, daß

es hieran genug sey; sie hielten dafür, der Regent sorge nur dann landesväterlich für seine Unterthanen, wenn er sie ermuntere und anhalte, recht fleißig und erfinderisch zu seyn und dadurch wohlhabend zu werden; wenn er durch Belohnungen und Strafen ihrer Thätigkeit diejenige Richtung gebe, welche für sie selbst die beste sey, und sie dagegen von derjenigen abziehe, welche ihnen verderblich werden könne. Die Wahl ihrer Beschäftigungen, glaubten jene Regenten, dürfe man dem größten Theile der Unterthanen keinesweges allein überlassen, sie müßten bey derselben nothwendig durch höhere Einsicht geleitet werden.

Nach diesen Grundsätzen hat Friedrich seine Regierung eingerichtet, jedoch hat er es nicht immer und überall mit strenger Consequenz gethan. Wohl ihm und seinen Landen, daß er es nicht konnte! Er mußte, wie es nach der Natur der Sache überall nothwendig ist, doch immer Vieles der eignen Einsicht und der selbstgewählten Thätigkeit seiner Unterthanen überlassen, und wir getrauen uns zu sagen, der hohe Wohlstand, welcher in einigen Provinzen während seiner Regierung erreicht ist, beruhte grade darauf, daß diesem so war. Doch würde man von der andern Seite wieder sehr unrichtig

urtheilen, wenn man die Einmischung des Königs immer und überall verderblicher Art glauben wollte. Dieses war sie nicht, und konnte es nicht seyn, denn Friedrichs Einrichtungen waren in sehr vielen Fällen den Umständen mit großer Ueberlegung angepaßt, und mußten also gute Folgen haben. Auch war die Festigkeit und der innere Zusammenhang in Allem, was Friedrich unternahm, ein großer Vorzug seiner Regierung, den man, wenn man über dieselbe urtheilt, nie vergessen darf. Jeder Unterthan konnte fest darauf rechnen, daß dasjenige, was einmal eingerichtet war, ohne höchst dringende Ursachen nicht abgeändert werde. Was vorher angekündiget war, geschahe wirklich, was versprochen war, wurde gehalten. Durch diesen Umstand allein wurden oft die Folgen von an sich nicht guten Einrichtungen wieder ausgeglichen und minder nachtheilig, als sie erscheinen, wenn sie außer dem Zusammenhange, worin sie gehören, betrachtet werden. Auch bringt die Festigkeit aller Einrichtungen einer Regierung den sehr wichtigen Vortheil hervor, daß der Mensch sich an das, was er einmal für unabänderlich hält, gewöhnt, sich in dasselbe mit allem, was er selbst vornimmt und bezielt, schickt, das Gute, was in jeder Einrichtung ist, herausfindet, das Lästige aber dadurch erträglicher macht, daß er sich in dasselbe fügt.

So ist von Friedrich mit Willkühr, aber mit grosser Einsicht, regiert, und dadurch allerdings nicht der glücklichste Zustand erreicht, der für eine bürgerliche Gesellschaft gedacht werden kann; aber dennoch ist unter dieser Willkühr und durch Friedrichs Veranstaltung sehr viel Gutes genossen, und noch lange nach ihm haben seine Unterthanen, oft mit wehmüthiger Erinnerung, einen Zustand zurückgewünscht, der, wie er wirklich vorhanden war, Manchen unter ihnen Klagen ausgepreßt hat. Denn dies ist nun einmal in der menschlichen Natur, daß das Andenken des Bösen sich nicht gar zu lange und lebhaft in der Erinnerung erhält, dagegen das Gute, das wir erlebt, in unserm Gedächtniß unverlöschbar bleibt und oft in noch verschönerter Gestalt und von allem Bösen, mit dem es in der Gegenwart vereint war, befreit, unsrer Phantasie vorschwebt!

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über Friedrichs Regierung, welche wir der Unpartheilichkeit schuldig waren, gehen wir zu einigem Einzelnen über; denn Alles hier zu sagen, was gesagt werden könnte, würde zu weit führen. Uns genügt, so viel anzudeuten, damit, wer weiter forschen will, sich von Friedrichs Regierungsart einen wahren Begriff machen könne.

Die

Die immer fortgehende Zunahme der Bevölkerung seiner Lande war dem Könige eine besonders angelegene Sache. Auf ihr beruhte der Wachsthum seiner Macht, und da zunehmende Volksmenge allemal Wohlbefinden der Unterthanen voraussezt, so war deren Bemerkung Friedrich auch deshalb sehr angenehm, weil er durch dieselbe die Richtigkeit der Maximen bestätigt sahe, nach denen er seine Regierung eingerichtet hatte. Er ließ, wie es schon von seinen Vorfahren eingeführt war, jährlich die Einwohner aller seiner Lande zählen, und über den Abgang an Gestorbenen, so wie den Zuwachs an Gebornen, auch über die geschlossenen Ehen Listen halten, deren Vorlegung am Ende jeden Jahrs er mit Ungeduld erwartete. Ging der Zuwachs gut fort, oder machte er gar außerordentliche Fortschritte, so hatte Friedrich wahre landesväterliche Freude, und bezeugte allen denen ein besonderes Wohlgefallen, die durch ihre Einrichtungen auf den guten Erfolg gewirkt hatten. Fand sich dagegen irgendwo eine Stockung, so ruhte der König nicht eher, bis er die Ursachen derselben erforscht, und diesen für die Zukunft möglichst abgeholfen hatte. Man hat die Richtigkeit der dem König vorgelegten Tabellen zuweilen verdächtig machen wollen, weil die in ihnen angegebne

Zunahme der Bevölkerung zu groß schien. Wir halten aber diesen Verdacht, insofern er auf das Allgemeine geht, für grundlos. Nächläßigkeiten und Irrthümer sind ohne Zweifel bey denselben vorgegangen; diese sind unvermeidlich bey Arbeiten, welche einen so fortgehenden Fleiß, Aufmerksamkeit und Ordnungsliebe so vieler dabey mitwirkenden Unterbedienten, und eine so strenge, nie nachlassende Aufsicht der Obern fodern. Auch mögen zuweilen unter Friedrich die höhern Staatsbedienten, welche diese Tabellen vorlegten, bemüht gewesen seyn, das Erfreuliche in denselben herauszuheben, das minder Angenehme zu verdecken; doch bedeutend konnten die hieraus entstandenen Fehler nicht seyn, dies beweiset das gleichförmige Fortschreiten der Bevölkerung in den natürlichen, auch durch die Erfahrungen andrer Lande bewährten, Verhältnissen, und wir halten uns überzeugt, daß absichtliche Verfälschungen der Friedrich vorgelegten Tabellen nicht vorgegangen sind, denn dazu würde eine einstimmende viele Jahre lang fortdauernde Mitwirkung vieler Menschen nöthig gewesen seyn, die viele Arbeit, Mühe und Sorge hätten übernehmen müssen, um es zu wagen, einen so aufmerksamen Regenten wie Friedrich zu täuschen, wobey sie, im Fall der Entdeckung, dessen harter Ahndung sich aussezten.

Die

Die Volkmenge hat unter Friedrichs Regierung bedeutend zugenommen. Beim Antritt seiner Regierung wurde die Zahl aller Unterthanen auf 2,240,000 geschätzt, und bey ihrem Ende hinterließ er nahe an sechs Millionen. Dieser Zuwachs ist nun allerdings zum Theil durch die neu erworbenen Provinzen (Schlesien 1742, Ostfriesland 1744, und Westpreußen 1772) bewirkt; aber zum großen Theil ist derselbe die Folge der guten Rechtspflege, der Sicherheit des Eigenthums, der unbeschränkten Gewissensfreiheit, welche Friedrich seinen Unterthanen verschaffte, der Consequenz seiner ganzen Art zu regieren, der mannichfachen Ermunterungen und Belohnungen von Indüstrie, und des allgemeinen Geistes der Thätigkeit, den er durch sein Vorbild hervorbrachte. Doch würde die Zunahme der Bevölkerung gewiß noch bedeutender gewesen seyn, wäre dieselbe nicht durch die blutigen und verheerenden Kriege, durch den Zwang des Kriegsdienstes auch während der Friedenszeit, endlich durch die oft zu große Einmischung der Regierung in die Thätigkeit der Unterthanen mannichfach gestört worden.

Der natürlichste und sicherste Wachsthum der Bevölkerung ist derjenige, welcher sich allemal na-

türlich ergiebt, wenn die Menschen sich erträglich wohl befinden, denn alsdann kann man gewiß rechnen, daß kein Platz unbebaut bleibt, wo sich ein Menschenpaar nähren kann. Diese natürliche Zunahme sezt nie in Verlegenheit, welche dagegen bey einer plözlich hervorgebrachten zuweilen unvermeidlich ist; bey jener findet das neu herangewachsene Geschlecht die Pläze von den ihm vorangegangenen gerade dann geräumt, wenn es fähig ist, dieses in allem Betracht zu ersetzen. Die im Lande Gebornen haben Anhänglichkeit an dessen Boden, sind seit ihrer Geburt an Klima und Lebensart gewöhnt, gedeihen deshalb hier besser, als irgend anderswo. Ganz anders verhält es sich mit denen, welche erst im reifen Alter aus der Fremde hinzukommen; diese haben oft aus schlechten Gründen ihre Heimath verlassen, besitzen weder Geschicklichkeit noch Mittel, um sich und ihre Familien zu ernähren, es hält bey ihnen schwer, sich zu gewöhnen, zu ihren neuen Mitunterthanen Vertrauen zu fassen und es von ihnen zu erwerben. Es ist sonderbar, daß Friedrich bey seiner großen Einsicht diese auffallenden Vorzüge der natürlichen und innern Zunahme der Bevölkerung nie recht erkannt, dagegen von der Anziehung Fremder sich zu viele Vortheile versprochen, und auf dieselbe sehr bedeutende Kosten

ge-

gewandt hat. Freilich konnte das Beispiel der glücklichen Folgen, welche die Aufnahme von Fremden unter seinen Vorfahren gehabt, dazu beitragen, ihm eine günstige Meinung von dieser Art der Volksvermehrung beizubringen. Aber offenbar waren diese glücklichen Folgen in eigenthümlichen Umständen gegründet, ohne deren Wiederkehr auf jene nicht gerechnet werden durfte. Die von dem grossen Churfürsten und dessen Nachfolger liebevoll aufgenommenen und unterstüzten französischen Protestanten hatten dem Brandenburgischen große Vortheile gebracht, indem sie den Kreis der Einsichten der alten Einwohner erweiterten, sie zu neuer Thätigkeit und zu bisher unbekannter Indüstrie ermunterten, ihnen überhaupt ein Muster von Sittlichkeit, Ordnung und Mäßigkeit gaben. Eben so vortheilhaft hatten sich die Pfälzer und Salzburger erwiesen, welche die edle Staatsklugheit der brandenburgischen Regenten aufgenommen, und durch sie besonders dem zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch böse Seuchen ganz verheerten Königreich Preußen neue fleißige Bewohner gegeben hatte. Alle diese Ankömmlinge waren dem größern Theile nach gebildete und vorzüglich sittliche Menschen, welche ihr Vaterland nur um des edelsten Grundes willen, nämlich weil es ihnen Gewissens-

freiheit versagte, verließen, und dem fremden Lande, das ihnen diese und zugleich alle zu ihrem Fortkommen nöthige Unterstützung nebst dem Besitz von Eigenthum zusicherte, sehr natürlich mit Dankbarkeit und treuer Anhänglichkeit ergeben seyn mußten. Diese Kolonisten waren wegen ihres Fortkommens gar nicht verlegen, sie bedurften nur Freiheit, die mannichfachen Künste und Gewerbe zu üben, zu denen sie die Geschicklichkeit und Fertigkeit mitbrachten. Auch waren sie meistens nicht von allem Vermögen entblößt, und so ersezten sie bald mit Wucher den Aufwand, den ihre Aufnahme dem Staat gemacht hatte. Ganz anders verhielt es sich mit den Kolonisten, die Friedrich mit großen Kosten aus allen Landen in die seinigen zu ziehen bemüht war. Bey diesen Leuten konnte auf ihren Charakter und ihr bisheriges Betragen gar keine Rücksicht genommen werden, da man sie gewöhnlich gar nicht, oder wenig vortheilhaft kannte. Die meisten von ihnen verließen ihr Vaterland, nicht weil sie in demselben ungerechten Druck oder unverschuldete Unannehmlichkeiten erfahren hätten, sondern blos deshalb, weil sie in dem neuen unbekannten Lande mit mehr Behaglichkeit und in Müßiggang zu leben hofften; einige, weil sie wegen schlechter Aufführung, oder gar wegen Verbrechen,

brechen, in der Heimath nicht bleiben konnten. Die solchen Kolonisten zugesicherten Vortheile bestanden gewöhnlich in ihnen angewiesenem Lande, in geschenkten Baumaterialien oder neu aufgebauten Häusern, in geschenktem Vieh und Getreide zur Saat, auch wol Bedarf bis zur nächsten Erndte, in geschenkten Werkzeugen zum Ackerbau oder zu andern Gewerben, in baaren Geldzuschüssen, und endlich auch in Befreiung von Abgaben und vom Militairdienst auf gewisse Jahre oder einige Generationen. Diese Vortheile schienen den meistens sehr dürftigen und eben so einfältigen [a]) Kolonisten so groß, daß sie gar nicht daran dachten, wie ihr Fortkommen bey aller Unterstützung doch vorzüglich auf ihrem eigenen Fleiße und ihren mit Einsicht geleiteten nüzlichen Unternehmungen beruhe. Die meisten dieser Leute ergaben sich der Trägheit und jeder Art von Liederlichkeit, machten sich den alten Landeseinwohnern gehäßig, und wurden ihnen durch Betteley und Diebstahl höchst lästig,

 bis

a) Man hat wirklich unter ihnen so Einfältige gefunden, welche sich erkundigten, wo denn die Leute seyen, die das ihnen geschenkte Land für sie bearbeiten würden, da es ihnen nicht einfiel, daß dies von ihnen selbst geschehen müsse, indem sie im Ernst nur zur Vermehrung der Bevölkerung berufen zu seyn glaubten.

bis sie endlich sich gezwungen sahen, ihre elenden, tief verschaldeten Hütten zu verlassen, und vielleicht in andern preußischen Provinzen sich noch einmal als Kolonisten annehmen ließen, dort abermals dieselben Vortheile erschlichen und die gleiche Laufbahn mit gleich unglücklichem Erfolge noch einmal endigten [3]). So haben die vielen unter Friedrich angezogenen Fremdlinge dem Lande wenig oder gar keine Vortheile gebracht, vielmehr durch das gegebne böse Beispiel wol gar die alten Einwohner verdorben, oder ihnen mannichfachen Nachtheil zugefügt [4]). Mit Gewißheit darf man annehmen, daß Friedrich nie erfahren habe, wie übel es mit vielen seiner Kolonisten-Anlagen gegangen sey; die Errichtung derselben wurde ihm angezeigt, aber natürlich eilte Niemand, um ihn von deren allmähligem Verfall und endlich gänzlichem Eingehen zu un-

3) Der Verfasser erinnert sich in solchen Kolonisten-Dörfern gewesen zu seyn, nachdem kaum zwanzig Jahre nach deren Errichtung verflossen waren, und doch fand er in manchen Häusern schon das vierte den vorher gegangnen ganz fremde Geschlecht.

4) Es versteht sich ohne unser Erinnern, daß in dieser Schilderung immer nur von der Mehrzahl die Rede ist. Auch unter Friedrich sind Fremdlinge ins Land gezogen, die brave, fleißige Leute waren, und die sich dem Lande nützlich bewiesen haben.

unterrichten. Die Kolonisten-Dörfer wurden in den Listen immer als bestehend aufgeführt, wenn gleich deren erste Bewohner sich verlaufen hatten, und schon mehr als Einmal durch neue ersezt waren. Dies ist begreiflich, und ein neuer Beweis, wie auch der aufmerksamste Regent nicht immer von dem wirklichen Zustande der Dinge in seinen weitläuftigen Landen Kenntnisse hat. Aber unbegreiflich ist es uns immer gewesen, daß dieser König gerade zwey Arten neuer Unterthanen, die sich von selbst darboten, und von deren Unterstüzung der sicherste Erfolg gehofft werden konnte, so wenig benuzt hat. Diese waren: erstlich, die jüngern Söhne sowol der Bauern als Handwerker, denen ihre Eltern nicht genug Land oder sonstiges Vermögen hinterließen, um ein nüzliches Gewerbe anfangen zu können. Diesen wäre oft mit einer mäßigen Unterstüzung geholfen gewesen, und sie würden dieselbe gewiß weit besser als Fremdlinge vergolten haben; aber leztere hatten in den Kolonisten-Dörfern immer den Vorzug vor den ersten, weil die Eingebornen zwar nicht gerade ganz ausgeschlossen, aber doch immer zurückgesezt waren. Zweitens würde es sehr wichtig gewesen seyn, die Kinder der im Auslande geworbenen Soldaten durch ihnen

gegebne Unterstützung dem Lande zu gewinnen, in dem sie geboren waren; die meisten würden gewiß die ihnen bewiesene Aufmerksamkeit mit dankbarer Ergebenheit gelohnt haben. Unstreitig hätten viele solcher erhaltenen Soldatenkinder freiwillig den Stand der Väter erwählt, und dadurch beigetragen, die Ergänzung des Heers auf eine dem Lande minder drückende Art zu bewirken. Statt von den Soldatenkindern diesen grossen Vortheil zu ziehen, ließ man sie in den meisten Garnisonstädten in Elend und Dürftigkeit umkommen, ein Anblick, der den Eltern ihre Lage noch trostloser machen mußte, und der Jeden, der ihn hatte, mit Wehmuth erfüllte. Wir wissen auch hier, um Friedrich zu entschuldigen, nichts anders zu sagen, als daß er auf diese Gegenstände nicht aufmerksam gemacht sey, und daß sie seiner eignen Beobachtung zu fern lagen. Es ist in großen Staaten schlechterdings unmöglich, daß auch von dem aufmerksamsten Herrscher Alles und Jedes bemerkt werde. Erwägt man den unermeßlichen Umfang der Thätigkeit Friedrichs, so kann man sich nicht wundern, daß Manches ihr entgangen sey. Doch müssen wir zur Ehre des preussischen Militairs noch bemerken, daß die Kommandeurs mancher Regimenter und Kompagnien die Erhal-

haltung und Erziehung verlassener Soldaten-Kinder sich mit Eifer und eignem Aufwande angelegen seyn liessen 5). Der König bezeugte hierüber, so oft es ihm angezeigt wurde, sein Wohlgefallen, aber selten, vielleicht nie, hat er, was die Menschenliebe des Privatmanns begonnen hatte, aus den öffentlichen Fonds bedeutend unterstüzt. Wir halten es für Pflicht, auf Unvollkommenheiten dieser Art aufmerksam zu machen, die unter einem Regenten von so hoher Einsicht, so edlen Absichten, und so rastloser Thätigkeit dennoch möglich gewesen sind, und die in grossen monarchischen Staaten immer vorkommen werden, deren Regent sich in seine Selbstherrschaft nicht einreden läßt, und in welchen keine angemessene Verfassung fest bestimmt hat, wie in gesetzlicher Art auch auf die in alt hergebrachten Einrichtungen liegenden Gebrechen auf-

5) Die Armee hat, wie wir gewiß wissen, dieser Edlen mehrere gehabt; wir können uns das Vergnügen nicht versagen, wenigstens den Namen Eines derselben, den wir persönlich gekannt, in unserm Geschichtbuche aufzubewahren. Dieser war der Generalmajor von Scholten zu Treuenbritzen in der Mark, der mit vielem Eifer und großer Einsicht für das Aufkommen der Kinder seines Regiments sorgte. Ihm verdankt das Vaterland manchen braven Mann, der ohne seine Fürsorge umgekommen wäre.

aufmerksam gemacht und ihre zeitgemäße Verbesserung befördert werden kann. Wir achten es um so mehr für Pflicht, solche Dinge zu bemerken, da es unsers Geschichtbuchs edle Bestimmung seyn soll, nicht nur das Große und Gute, das Friedrich gethan hat, sondern auch dasjenige anzudeuten, was zu thun er seinen Nachfolgern übrig gelassen hat.

Der immer bleibende feste Grund des Wohlstandes eines jeden Landes ist der Landbau. Seine Produkte allein sichern gegen ungünstige Zufälle der Natur, welche Mangel herbeiführen könnten, und machen ein Land von andern Staaten unabhängig. Dieses wußte Friedrich recht gut, und Alles, was zur Erweiterung und Vervollkommnung des Landbaues im weitesten Umfange des Worts gereicht, beförderte er mit nie nachlassendem Eifer. „Er hatte überhaupt sehr vielen Sinn für die Land„wirthschaft, er fühlte ihre Mängel, die er sehr ernst„lich nach richtigen, wenn gleich nicht völlig klaren „Ideen zu verbessern suchte. Aber seine Ideen und „Plane wurden von denen, die sie ausführen sollten, „oft misverstanden, manche davon aus Unwissen„heit für unausführbar gehalten und deshalb nur „als Launen des großen Monarchen betrachtet,

„über

„über deren Ausführung man sich wohl gar erlaubte, „ihm ein Blendwerk vorzumachen. Daher das „Fehlschlagen vieler Plane und der geringe Erfolg, „den Friedrich zuweilen von dem sah, was selbst „unter seinen Augen geschehn war; daher, daß „er in der lezten Zeit die Hoffnung zu einer blü„henden Landkultur aufzugeben schien und eine Vor„liebe für das Manufakturwesen bekam, und sol„ches nun sogar auf Kosten des Landbaues begün„stigte. Seine frühere Tendenz war dieses nicht.“ Dies ist das Urtheil eines der befugtesten Richters in diesem Fache [6]), das wir gern zu den unsern machen, weil wir es durchaus gegründet halten. Friedrich wandte sehr bedeutende Summen daran, um morastige bisher unbebaute Gegenden urbar zu machen, um in denselben auf seine Kosten neue Wohnungen und ganze Dörfer erbauen zu lassen. „Unter allen Meliorationen,“ sagt der eben genannte Schriftsteller, „glückte keine besser als diese, „und vielleicht fühlte sich der große König nie be„friedigter, als wie er, auf dem Damm des Oder„bruchs stehend, sagte: Ich habe eine Pro„vinz gewonnen.“ Die Bewohner des neuger-

wonn-

6) des Herrn Staatsraths Thaer, s. dessen Möglinsche Annalen der Landwirthschaft. Berlin. 1817. Erster B. 1stes St. S. 10.

aufmerksam gemacht und ihre zeitgemäße Verbesserung befördert werden kann. Wir achten es um so mehr für Pflicht, solche Dinge zu bemerken, da es unsers Geschichtbuchs edle Bestimmung seyn soll, nicht nur das Große und Gute, das Friedrich gethan hat, sondern auch dasjenige anzudeuten, was zu thun er seinen Nachfolgern übrig gelassen hat.

Der immer bleibende feste Grund des Wohlstandes eines jeden Landes ist der Landbau. Seine Produkte allein sichern gegen ungünstige Zufälle der Natur, welche Mangel herbeiführen könnten, und machen ein Land von andern Staaten unabhängig. Dieses wußte Friedrich recht gut, und Alles, was zur Erweiterung und Vervollkommnung des Landbaues im weitesten Umfange des Worts gereicht, beförderte er mit nie nachlassendem Eifer. „Er hatte überhaupt sehr vielen Sinn für die Land„wirthschaft, er fühlte ihre Mängel, die er sehr ernst„lich nach richtigen, wenn gleich nicht völlig klaren „Ideen zu verbessern suchte. Aber seine Ideen und „Plane wurden von denen, die sie ausführen sollten, „oft misverstanden, manche davon aus Unwissen„heit für unausführbar gehalten und deshalb nur „als Launen des großen Monarchen betrachtet,

„über

„über deren Ausführung man sich wohl gar erlaubte, „ihm ein Blendwerk vorzumachen. Daher das „Fehlschlagen vieler Plane und der geringe Erfolg, „den Friedrich zuweilen von dem sah, was selbst „unter seinen Augen geschehn war; daher, daß „er in der lezten Zeit die Hoffnung zu einer blü- „henden Landkultur aufzugeben schien und eine Vor- „liebe für das Manufakturwesen bekam, und sol- „ches nun sogar auf Kosten des Landbaues begün- „stigte. Seine frühere Tendenz war dieses nicht.“ Dies ist das Urtheil eines der befugtesten Richters in diesem Fache [6]), das wir gern zu den unsern ma- chen, weil wir es durchaus gegründet halten. Friedrich wandte sehr bedeutende Summen daran, um morastige bisher unbebaute Gegenden urbar zu machen, um in denselben auf seine Kosten neue Wohnungen und ganze Dörfer erbauen zu lassen. „Unter allen Meliorationen,“ sagt der eben genann- te Schriftsteller, „glückte keine besser als diese, „und vielleicht fühlte sich der große König nie be- „friedigter, als wie er, auf dem Damm des Oder- „bruchs stehend, sagte: Ich habe eine Pro- „vinz gewonnen.“ Die Bewohner des neuge- wonn-

6) des Herrn Staatsraths Thaer, s. dessen Möglinsche Annalen der Landwirthschaft. Berlin. 1817. Erster B. 1stes St. S. 10.

wonnenen Landes, einheimische oder fremde, sezte er durch Geld oder jede andere Unterstüzung in den Stand, den Anbau des ihnen zugetheilten Landes zu unternehmen. Er ermunterte zu Theilung der Gemeinheiten und belohnte Alle, welche den Bauer zu dieser bessern Benuzung des Eigenthums, die er für vorzüglich wichtig hielt, geneigt machten und seine Vorurtheile gegen dieselbe überwanden. Auf seinen Domainen beförderte er durch neu angelegte Vorwerke die Kultur derselben; dem Adel gab er sehr bedeutende Summen, entweder als Geschenk, oder als Darlehn auf lange Zeit ohne Zinsen, damit derselbe seine Güter verbessern könnte. Bisher noch nicht versuchte Fruchtarten oder Verbesserungen des Viehstandes suchte er in seinen Landen einzuführen. Friedrich ist unter allen deutschen Regenten der erste gewesen, der die Idee faßte, die einländische Schaafzucht durch die Einführung fremder edlerer Raçen zu verbessern. Schon 1748 ließ er zu diesem Zweck eine Parthie spanischer Böcke kommen, und wiederholte dieses in der Folge 7) mehrmals. Wenn gleich

7) Diese uns bisher unbekannte Thatsache haben wir erst ohnlängst aus Herrn Thaers Möglinschen Annalen der Landwirthschaft, Berlin 1817, (Th. 1. St. 1. S. 10.) gelernt, und erzählen sie auf die gewiß vollgültige Autorität des von diesen Sachen un-

gleich durch Fehler der Aufsicht die bezielte Veredlung der Schaafzucht damals mißlang, behielt doch Friedrich bis ins Alter diese wichtige Sache im Auge, und noch 1783 ließ er aus Spanien, England und Afrika Böcke und Mutterschaafe kommen, in der Absicht, eine Stammschäferey zu gründen, durch welche die Schaafzucht veredelt werden sollte. Der Landmann wurde unter Friedrich durch ausgesezte Prämien aufgefodert, Versuche aller Art zu machen und seinen eignen Wohlstand zu vermehren. Jede Bemühung im landwirthschaftlichen Fache, die der König erfuhr, wurde durch Belohnung ausgezeichnet, aber er machte gewöhnlich bey neuen Vorschlägen zur Bedingung, daß die Ausführbarkeit praktisch bewährt sey, und er wußte den gründlichen Mann vom leichtsinnigen Projekt-

unstreitig wohl unterrichteten Mannes. Man hat bisher die fast zwanzig Jahre später 1765 nach Sachsen gekommenen spanischen Schaafe für die ersten in Deutschland gehalten. Allerdings gebührt aber diesen später gekommenen sächsisch-spanischen Schaafen der Ruhm, zur Verbesserung der Schaafzucht in Sachsen und dem nördlichen Deutschland überhaupt, das Meiste beigetragen zu haben, weil für ihre Erhaltung und Fortpflanzung besser, als im Preußischen gesorgt wurde. Aber Friedrich bleibt die Ehre, der erste deutsche Regent zu seyn, der auf diese so höchst wichtige Verbesserung unsrer Viehzucht gedacht hat.

jektmacher meistens sehr gut zu unterscheiden. Kein wirklich nützlich scheinender Vorschlag wurde von Friedrich abgewiesen, und er hörte nicht auf die Stimme derer, welche nichts als das Herkommen und bisherigen Gebrauch gegen Neuerungen einwenden konnten. Doch hörte er bald auf Kosten anzuwenden, wenn sich zum guten Erfolg nicht wahrscheinliche Hoffnung zeigte.

Männer, die seine Absichten zur Vervollkommnung der Landwirthschaft mit Thätigkeit und Einsicht beförderten, wurden von ihm vorzüglich geachtet. Der wichtigste Staatsdiener dieser Art, welchen er je gehabt, ist vielleicht der Geheime Finanzrath von Brenkenhof gewesen, ein Mann von originellem Geist, der ohne alle wissenschaftliche Bildung bewiesen hat, was natürliches großes Talent und eine unablässig auf eine Gattung von Gegenständen gerichtete Aufmerksamkeit, verbunden mit rastloser und von allem Eigennutz entfernter Thätigkeit vermögen. Friedrich gebrauchte diesen Mann zu Wiederherstellung der durch den siebenjährigen Krieg ganz verödeten Provinzen Neumark und Pommern, und dann zum Anbau des ihm angefallenen sehr verödeten Theils von Polen, besonders des Netzdistrikts, wo Brenkenhof

durch Verwandlung morastiger wüster Gegenden in blühende Fluren ganz neue Schöpfungen hervorbrachte, und durch Einführung neuer Fruchtarten, und bisher unbekannter Gattungen von Vieh, mit Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten, große Verdienste erwarb. Friedrich selbst sagte, es gehöre unter die Vorzüge seiner Regierung, einen Diener wie Brenkenhof gehabt zu haben [8]. Friedrich wollte,

8) Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof war 1723 im Saalkreise geboren. Er kam früh an den Hof zu Dessau, und wurde vom Fürsten Leopold mit väterlicher Liebe, aber großer, ihn abhärtender Strenge erzogen; bald wurde er der Liebling dieses Fürsten, und dessen Lande sehr nützlich. Während des siebenjährigen Krieges erwarb er durch Lieferungen großes Vermögen, das er zu ökonomischen Anlagen verwandte; er erhielt auch Gelegenheit, dem König vortheilhaft bekannt zu werden. Nach dem Kriege trat er in dessen Dienste, zuerst im Militair-, dann im Finanzfach; in lezterm leistete er die bemerkten großen Dienste und ist 1780 gestorben. Ueber diesen äußerst merkwürdigen Mann verdient gelesen zu werden: „Leben von „Brenkenhof. Leipzig 1782." Der Verfasser ist Meißner, der nach Brenkenhofs eigenen hinterlassenen Papieren sehr interessante Nachrichten giebt, mit denen noch diejenigen verglichen zu werden verdienen, welche von Benkendorf in dem Pommerschen und Neumärkschen Wirth Band II. 2tes Stück gegeben hat, und welche wegen größern Details dem Oekonomen vielleicht noch lehrreicher seyn werden.

wollte, daß der Bauer bey seinem Eigenthum, bey den Rechten, die er von Alters her besaß, und in der freyen Aeußerung seiner Kräfte geschüzt werde. Wenn er für irgend eine Klasse seiner Unterthanen je partheiisch war, so war er es für den Bauer, und er glaubte sogar, daß er dieses seyn müsse, weil er dafür hielt, daß die höhern Stände ihr Ansehn und ihre bessern Kenntnisse oft benuzten, um den Bauer in seinen Rechten zu beeinträchtigen und ihm neue Lasten aufzubürden, wogegen dann bey den Gerichten und Obrigkeiten nicht immer Hülfe gefunden würde, weil diese entweder selbst zu der höhern Klasse gehörten, oder doch mit derselben in weit engerer Verbindung, als mit dem Bauer ständen. Aus diesen Gründen glaubte also Friedrich, daß er es der untersten Klasse seiner Unterthanen schuldig sey, den Angelegenheiten derselben eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, und dadurch die Vortheile etwas aufzuwiegen, welche den mehr Begünstigten zugefallen wären. Wenn er hierdurch zuweilen wirklich partheiisch wurde, und für die Klagen der Bauern noch eher entschied, ehe er ihre eigenen und der Gegner Gründe gehörig vernommen hatte; so ist er, wir ge-

---

Durch diese Schriften lernt man Friedrichs lebhafte Theilnahme an ökonomischen Verbesserungen, und seine eigenthümliche Art zu handeln in diesem Fach gut kennen.

gestehen es, uns in dieser Partheilichkeit doch wirklich ehrwürdig, da er als Landesvater sich vorzüglich zu den Unterthanen hinneigte, welche das Schicksal in die größte Entfernung von ihm gestellt hatte, und welche, jedes andern Vorzugs entbehrend, seines Schutzes am meisten bedurften. In der That wurde auch die wohlthätige Absicht des Königs im Ganzen erreicht; man hat nirgends so wenig, als in den preußischen Landen unter Friedrichs Regierung von auffallender besondrer Bedrückung und Zurücksetzung des Bauern, gegen die höhern Stände gehört. Doch beschränken wir dieses mit Bedacht auf besondere, auffallende Bedrückungen; die Lage des Bauern überhaupt gegen den Staat und gegen seine Guthsherren wurde unter diesem Könige im Wesentlichen nicht geändert; sie war bey Antritt seiner Regierung in den verschiedenen Provinzen sehr verschieden, und ist es unter ihm geblieben. In keiner dieser Provinzen war zwar der Bauer für seine Person leibeigen, er gehörte auch da, wo seine Lage die härteste war, zum Guthe, und konnte nur mit diesem an einen andern Besitzer übertragen werden [9]; aber in der

9) Die persönliche Leibeigenschaft des Bauern, welche in dem Herzogthum Preußen, nach polnischer Art, zu der Zeit noch bestand, als dieses Land an das brandenburgische

Mark Brandenburg, in Pommern, Preußen, Schlesien und den meisten westphälischen Provinzen war die persönliche Freiheit des Bauern, seine Fähigkeit, ein Eigenthum zu besitzen und dasselbe auf Andere überzutragen, mannichfach beschränkt. Er war zu Dienstarbeiten aller Art, oft harten und ungemessenen, nach willkührlicher Bestimmung des Guthsherrn, verpflichtet; der Ertrag seiner Arbeit wurde durch Abgaben jeder Art, die er bald in Produkten, bald in deren Geldwerth entrichtete, geschmälert, und jede ihn und die Seinigen betreffende Veränderung war mit Abgaben belastet. Dabey war er in Rechtsstreitigkeiten, selbst über seine Verbindlichkeiten gegen den Guthsherrn, dem Ausspruche der von diesem ernannten und von ihm ganz abhängigen Richter unterworfen. Ganz anders war in allen diesen Dingen der Zustand des Bauern in einigen andern Provinzen, in dem Magdeburgischen, in dem Halberstadt-Hohnsteinschen, in Ostfriesland und in den an den Rhein gränzenden Ländern. Hier war der Bauer freyer Besitzer seines Eigenthums, und hatte bey seinen Verfügungen über das-

denburgische Haus kam, war schon von König Friedrich Wilhelm I im J. 1717 völlig abgeschafft, und an ihre Stelle eine sogenannte Erbunterthänigkeit getreten, welche indeß immer noch ein sehr drückendes Verhältniß blieb.

dasselbe nicht fremde Einrede zu fürchten; wenn er einige Natural- oder Geld-Abgaben entrichten mußte, so waren diese mäßig und bestimmt, auch Frohndienste, wo sie noch bestanden, waren gemessen, und durften nicht über ihre gesetzlichen Schranken ausgedehnt werden. In diesen Provinzen genoß der Bauer der Früchte seines Fleißes, und man fand hier bey ihm wirklich hohen Wohlstand und auch verhältnißmäßige geistige Bildung. Dieser Zustand war eben so wenig ein Verdienst Friedrichs, als der härtere Zustand, worin sich der Bauer in andern Provinzen befand, seine Schuld; beides wurde von ihm gefunden, und er hat nichts Erhebliches gethan, weder das Gute zu verschlechtern, noch das Böse zu verbessern. Wir glauben dieses als einen Beweis anführen zu dürfen, daß diese Gattung von Regierungs-Geschäften ihn überhaupt nicht hinlänglich interessirt habe, um ihnen die Aufmerksamkeit zu widmen, der sie doch so sehr würdig waren, und daß dies so gewesen ist, müssen wir gar sehr bedauern, denn wie Vieles wäre nicht in dieser Hinsicht noch zu thun gewesen, um den Zustand dieser achtbaren Klasse von Menschen zu verbessern! Aber wie wenig Friedrich hieran gedacht habe, erhellet schon allein aus dem Umstande, daß die Verhältnisse der Domainen-Bauern, welche doch einen so großen Theil aller

wollte, daß der Bauer bey seinem Eigenthum, bey den Rechten, die er von Alters her besaß, und in der freyen Aeußerung seiner Kräfte geschüzt werde. Wenn er für irgend eine Klasse seiner Unterthanen je partheiisch war, so war er es für den Bauer, und er glaubte sogar, daß er dieses seyn müsse, weil er dafür hielt, daß die höhern Stände ihr Ansehn und ihre bessern Kenntnisse oft benuzten, um den Bauer in seinen Rechten zu beeinträchtigen und ihm neue Lasten aufzubürden, wogegen dann bey den Gerichten und Obrigkeiten nicht immer Hülfe gefunden würde, weil diese entweder selbst zu der höhern Klasse gehörten, oder doch mit derselben in weit engerer Verbindung, als mit dem Bauer ständen. Aus diesen Gründen glaubte also Friedrich, daß er es der untersten Klasse seiner Unterthanen schuldig sey, den Angelegenheiten derselben eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, und dadurch die Vortheile etwas aufzuwiegen, welche den mehr Begünstigten zugefallen wären. Wenn er hierdurch zuweilen wirklich partheiisch wurde, und für die Klagen der Bauern noch eher entschied, ehe er ihre eigenen und der Gegner Gründe gehörig vernommen hatte; so ist er, wir ge-

---

Durch diese Schriften lernt man Friedrichs lebhafte Theilnahme an ökonomischen Verbesserungen, und seine eigenthümliche Art zu handeln in diesem Fach gut kennen.

und diese bestens zu benutzen, doch hat er sich mit dem Bergbau erst vorzüglich in den spätern Zeiten beschäftiget. Früher zog ihn seine stets auf die politischen Verhältnisse gerichtete Aufmerksamkeit, und die Ausbildung der Armee, welche so viele Zeit und Thätigkeit foderte, auch die Kriege, die er führen mußte, von nützlichen Gegenständen dieser Art zu sehr ab. Erst nach dem siebenjährigen Kriege wurde ein eignes Bergwerks- und Hütten-Departement gestiftet, und 1768
mit dem General-Direktorium verbunden. Friedrich berief nach einander zwey Fremde in seinen Dienst, die in diesem Fache großen Ruhm erworben hatten, Waitz, Freiherr von Eschen, aus Hessen [10]), und

10) Waitz, Freiherr von Eschen, war 1698 zu Gotha geboren; 1723 trat er in Dienste des Landgrafen Carl von Hessen, und hat um dieses Land große Verdienste erworben, durch die er bis zu den höchsten Staatswürden emporstieg. Die einträglichen, hessischen Salzwerke sind seine Schöpfung. 1757 wurde er Staats-Minister, und milderte durch seine Klugheit merklich das harte Schicksal, welches Hessen während des siebenjährigen Krieges betraf. Schon früh war Waitz dem Könige vortheilhaft bekannt geworden, und von demselben einige Male berufen, um seinen Rath bey wichtigen neuen Unternehmungen zu benutzen. Schon bejahrt fand sich Waitz bewogen, die hessischen Dienste zu verlassen; Friedrich nahm ihn sehr erfreut in die seinigen auf, und ernannte ihn 1773 zum wirklichen Staatsminister und Oberberghauptmann. Er bewies ihm unbegränztes Ver-

und den Freiherrn von Heinitz aus Sachsen [11]), denen er die obere Leitung des Bergwerks- und Salzwesens mit großem Vertrauen übergab. Ersterem, der erst in hohem Alter in preußischen Dienst trat, blieb nicht die Zeit, das Gute zu bewirken, was er vor-

Vertrauen und schrieb ihm ausdrücklich: „Da er von „diesen Angelegenheiten keine sonderliche Kenntniß habe, „so überlasse er es ihm ganz, dieselben nach seiner besten „Beurtheilung zu reguliren.“ Waitz starb 1776.

11) Freiherr von Heinitz war 1725 in Sachsen geboren. Ein talentvoller, durch gründliches Studium aller Naturwissenschaften, auch durch Reisen in Schweden, Ungarn und andern Landen sehr ausgebildeter Mann, von edlem Charakter, der alles Gute eifrigst beförderte. Er war zuerst in sächsischen, dann in braunschweigischen Diensten Vice-Berghauptmann zu Clausthal, wo er während der schwierigen Zeit des siebenjährigen Krieges zur Erhaltung des Harzes wichtige Dienste leistete. 1776 kam er nach Berlin und wurde von Friedrich als Staatsminister und Chef des Berg- und Hütten-Departements angestellt. Das preußische Bergbauwesen verdankte Heinitz bald eine sehr verbesserte Einrichtung. Wir können hierfür das Zeugniß eines gewiß unpartheiischen Kenners anführen. Wie während der leztern Kriege der ganze Harz unter französische Gewalt gekommen war, urtheilte der sehr unterrichtete General-Direktor Villefosse, nachdem er alle Bergwerke des Harzes auf das Genaueste untersucht hatte, daß keine derselben nach bessern Grundsätzen verwaltet wären, als die preußischen. Dies war Heinitzens Werk, der seine ruhmwürdigen Bemühungen auch noch unter Friedrichs II Nachfolgern fortgesezt hat, und 1802 gestorben ist.

dasselbe nicht fremde Einrede zu fürchten; wenn er einige Natural- oder Geld-Abgaben entrichten mußte, so waren diese mäßig und bestimmt, auch Frohndienste, wo sie noch bestanden, waren gemessen, und durften nicht über ihre gesetzlichen Schranken ausgedehnt werden. In diesen Provinzen genoß der Bauer der Früchte seines Fleißes, und man fand hier bey ihm wirklich hohen Wohlstand und auch verhältnißmäßige geistige Bildung. Dieser Zustand war eben so wenig ein Verdienst Friedrichs, als der härtere Zustand, worin sich der Bauer in andern Provinzen befand, seine Schuld; beides wurde von ihm gefunden, und er hat nichts Erhebliches gethan, weder das Gute zu verschlechtern, noch das Böse zu verbessern. Wir glauben dieses als einen Beweis anführen zu dürfen, daß diese Gattung von Regierungs-Geschäften ihn überhaupt nicht hinlänglich interessirt habe, um ihnen die Aufmerksamkeit zu widmen, der sie doch so sehr würdig waren, und daß dies so gewesen ist, müssen wir gar sehr bedauern, denn wie Vieles wäre nicht in dieser Hinsicht noch zu thun gewesen, um den Zustand dieser achtbaren Klasse von Menschen zu verbessern! Aber wie wenig Friedrich hieran gedacht habe, erhellet schon allein aus dem Umstande, daß die Verhältnisse der Domainen-Bauern, welche doch einen so großen Theil aller

gewähren. Friedrich hielt mit Recht das Lezte für ein eben so großes Uebel, wie das Erste, und er hat bey sehr wohlfeilen Preisen auch wol die Einfuhr fremden Getreides verboten. Natürlich ist dieses nur in sehr seltnen Fällen und auf ganz kurze Zeit nöthig geworden, weil Niemand Getreide nach einem Lande führen wird, wo dasselbe im Ueberfluß und daher im niedrigen Preise ist. Oefterer wurde es nöthig, dem zu hohen Steigen der Preise und dessen verderblichen Folgen zu wehren. Die Mittel, welche Friedrich in dieser Absicht anwandte, waren Fruchtsperre und Magazine. Sobald die Preise über das Gewöhnliche hinauf zu steigen schienen, und die Meinung von bevorstehendem Mangel sich im Publikum verbreitete und festsezte, wurde die Ausfuhr des Getreides aus dem Lande bey strenger Strafe verboten, und alle Ausgänge an den Gränzen waren mit Zollbedienten, auch wol mit Militair besezt, um jedes heimliche Hinausbringen des Getreides zu verhindern. Die seit Friedrichs Zeit und zum Theil noch während derselben angestellten umständlichen Untersuchungen scharfsinniger Beobachter, noch mehr harte Erfahrungen, haben endlich zu der Ueberzeugung geführt, daß, ganz außerordentliche Umstände ausgenommen, dieses Mittel nicht das rechte sey, weil die Fruchtsperre nur in höchst seltenen Fällen, und immer nur

auf

auf sehr kurze Zeit, dem Uebel wehren und hohe Preise herunter bringen könne, dagegen sie dies in der Regel nicht bewirke, vielmehr in sehr vielen Fällen die Preise noch mehr in die Höhe bringe, weil durch die Sperre die Meinung von wirklich vorhandenem Mangel des Getreides oft erst hervorgebracht, allemal aber durch dieselbe befestiget wird, diese Meinung aber alles wirklich vorhandene Getreide zurückhält, da der einländische Eigenthümer zum Verkauf noch immer theurere Preise abwartet, aus dem Auslande aber gewiß nicht in ein Land Getreide gebracht wird, aus welchem dasselbe wieder auszuführen nicht erlaubt ist. Diesen Erfolg haben auch die von Friedrich verfügten Fruchtsperren gehabt; auch hat er dieselben nie in allen seinen Staaten zugleich und nie auf sehr lange Zeit verordnet. Aber daß es doch zuweilen geschahe, und man nie wußte, wann es geschehen werde, daß der Wechsel der Fruchtpreise von der Regierung mit einer ihre Besorgnisse andeutenden Aufmerksamkeit beobachtet, daß die vorhandenen Vorräthe öfters genau untersucht und aufgezeichnet, auch den Eigenthümern die Aufbewahrung eines Theils solchen Vorraths zur Pflicht gemacht wurde, — dies Alles hatte üble Folgen, und brachte oft in das Steigen und Fallen der Getreidepreise eine unnatürliche und sehr schädliche Verwirrung.

Ein

Ein weit angemeßneres und wirksames Mittel, um Mangel und Hungersnoth von seinen Landen abzuhalten, bestand in der Anlage großer Magazine, für welche Friedrich, so oft die Preise sehr geringe standen, sowohl im eigenen Lande, als in dem nahen und fernen Auslande ansehnliche Vorräthe ankaufte, die er, so lange die wohlfeile Zeit dauerte, aufbewahren, sobald aber die Preise merklich zu steigen anfingen, und die Meinung von bevorstehendem Mangel sich verbreitete, für einen billigen Preis verkaufen ließ. Hierdurch wehrte er in wohlfeiler Zeit dem zu tiefen Sinken, und in theurer Zeit dem zu hohen Steigen der Getreidepreise. Einige dieser Magazine waren allein für die Armee bestimmt, um theils bey entstehendem Kriege wegen der Lebensmittel nicht gleich anfangs in Verlegenheit zu kommen, theils in Friedenszeit den Soldaten immer das Brod für einen Preis zu liefern, der mit seinem Solde im Verhältniß stand.

Neben diesen Militair-Magazinen waren die Land-Magazine, welche nur dann geöffnet wurden, wenn die Getreidepreise zu einer beträchtlichen, die gewöhnliche überschreitenden Höhe gestiegen waren. Die bedürfenden Unterthanen erhielten dann für einen etwas geringern, als den Marktpreis, nicht nur das

Brod-

Brodkorn, sondern auch dasjenige Korn, was sie zur Saat nöthig hatten, damit sie ihre Wirthschaft möglichst im Gange erhalten konnten. Um aber zu erreichen, daß die gesammelten Vorräthe wirklich nur dem wahren Bedürfniß der Unterthanen zu Gute kämen, nicht aber von der Gewinnsucht genuzt werden möchten, um das Eingekaufte wieder theurer zu verkaufen, waren bey dem Magazinverkauf einige beschränkende Einrichtungen unumgänglich nöthig; so mußte z. B. das Bedürfniß eines Unterthan, der kaufen wollte, von der Obrigkeit bescheinigt, und die Größe und Dauer des Bedürfnisses nach vorgängiger Untersuchung nachgewiesen werden. Damit auch nicht die für des Landes Nothdurft gesammelten Vorräthe demselben entzogen und ins Ausland verführt werden könnten, war mit Eröffnung der Magazine Sperre aller Ausfuhr allemal verbunden, und man fand dieses unumgänglich nöthig, weil keine Vorsicht die Unterschleife bey dem Verkauf an nur angeblich, nicht wirklich bedürftige Unterthanen ganz verhindern konnte. Ueber Alles dieses bestanden zweckmäßige sehr bestimmte Einrichtungen, und durch alle diese Mittel wurde bewirkt, daß unter Friedrichs Regierung die preußischen Lande nie durch Hungersnoth, auch nur selten durch sehr hohe Preise gelitten haben. Dies ist gewiß ein großer Ruhm während eines so lan-

langen Zeitraums! Wir zweifeln sehr, daß derselbe, wie Einige geglaubt haben, durch eine ganz unbeschränkte Freiheit des Getreidehandels eben so sicher erreicht seyn würde, wenigstens so lange nicht in allen andern Landen eine gleiche bestanden hätte.

Friedrich hat einen Zeitpunkt erlebt, während dessen fast in ganz Deutschland, auch in einigen benachbarten Landen, der Mangel an den nothwendigsten Nahrungsmitteln zu einer Höhe gestiegen war, von welcher die neuere Geschichte wenig ähnliche Bei-
1771 1772 spiele kennt. Auch die fruchtbarsten Lande litten durch Hungersnoth auf eine wirklich furchtbare Art, und die Errichtung von Friedrichs Magazinen zeigte sich damals in ihrer ganzen Wohlthätigkeit. In den der Theurung zunächst vorhergehenden beiden Jah-
1769 1770 ren, da nach überaus ergiebigen Erndten die Preise ganz ungemein gefallen waren, und fast keine Regierung an das Aufhäufen und Verwahren des Ueberflusses dachte, ließ Friedrich, sowohl in seinen Landen, als in dem nahen und fernen Auslande, die vorhandenen großen Vorräthe aufkaufen, und sobald die Theurung eingetreten war, ließ er die Magazine öffnen und das Getreide zu billigen Preisen verkaufen, die dennoch den beim Einkauf gemachten Aufwand reichlich ersezten, und immer neues Anfüllen der Ma-

auf sehr kurze Zeit, dem Uebel wehren und hohe Preise herunter bringen könne, dagegen sie dies in der Regel nicht bewirke, vielmehr in sehr vielen Fällen die Preise noch mehr in die Höhe bringe, weil durch die Sperre die Meinung von wirklich vorhandenem Mangel des Getreides oft erst hervorgebracht, allemal aber durch dieselbe befestiget wird, diese Meinung aber alles wirklich vorhandene Getreide zurückhält, da der einländische Eigenthümer zum Verkauf noch immer theurere Preise abwartet, aus dem Auslande aber gewiß nicht in ein Land Getreide gebracht wird, aus welchem dasselbe wieder auszuführen nicht erlaubt ist. Diesen Erfolg haben auch die von Friedrich verfügten Fruchtsperren gehabt; auch hat er dieselben nie in allen seinen Staaten zugleich und nie auf sehr lange Zeit verordnet. Aber daß es doch zuweilen geschahe, und man nie wußte, wann es geschehen werde, daß der Wechsel der Fruchtpreise von der Regierung mit einer ihre Besorgnisse andeutenden Aufmerksamkeit beobachtet, daß die vorhandenen Vorräthe öfters genau untersucht und aufgezeichnet, auch den Eigenthümern die Aufbewahrung eines Theils solchen Vorraths zur Pflicht gemacht wurde, — dies Alles hatte üble Folgen, und brachte oft in das Steigen und Fallen der Getreidepreise eine unnatürliche und sehr schädliche Verwirrung.

Ein

Wenn gleich Friedrich, wie billig, zunächst und vorzüglich für die Bedürfnisse der eignen Unterthanen sorgte, und, wenn er den Zweck seiner mit Sorge und großem Aufwande gefüllten Magazine erreichen wollte, deshalb nothwendig die Ausfuhr sperren mußte; so dachte er doch zu menschlich, um nicht auch in fremden Landen das Elend, so viel er irgend vermogte, zu mindern. Er that dieses wirklich und wurde der Wohlthäter und Erhalter auch seiner Nachbaren. Vorzüglich erfuhr das durch die Theurung heftig

Hungersnoth ganz abzuwenden. Er ging dabey einen andern Weg, als der König. Die zeitige Anlage großer Magazine war ihm bey seinen Umständen nicht möglich gewesen, und dieselbe würde auch, ohne zugleich verfügte Fruchtsperre, seinen Unterthanen nicht einmal zu Gute gekommen seyn, und eine solche Maaßregel wollte er nicht. Dieser Fürst wagte es dagegen, im Widerspruch mit den damals überall befolgten Grundsätzen, eine ganz unbeschränkte Freiheit des Getreidehandels zu gestatten. Längs des ganzen Rheinstroms herrschte überall strengste Sperre, und überall war Theurung und Hungersnoth; nur in Neuwied konnte Jeder Getreide einführen und nach Gutdünken verkaufen, oder es niederlegen, und wenn und wohin er wollte, wieder wegführen. Dieses hatte die Folge, daß in Neuwied immer Getreide im Ueberfluß, und der Preis desselben, in Verhältniß mit andern Landen, mäßig war. Das Beispiel dieses weisen Fürsten erregte Aufmerksamkeit und Nachfolge, und hat sehr beigetragen, der Hungersnoth im westlichen Deutschland zu steuern.

heftig angegriffene Chursachsen 14) seine kräftige Hülfe; er überließ diesem Lande bedeutende Vorräthe für höchst billige Preise, und das in Stettin von Sachsen angekaufte Getreide ließ er auf der Elbe durch sein Land durchführen, ohne von demselben einigen Zoll zu erheben. Viele Sachsen und andere Fremde der Nachbarschaft retteten sich damals ins Preußische, um dem Hungertode zu entgehen. Der König befahl ausdrücklich, daß auch diese, wenn sie gleich nicht verhehlten, in seinem Lande nicht beständig bleiben zu wollen, aus den Magazinen zu gleichen Preisen, wie die Unterthanen, sollten kaufen können. Noch mehr, die ganz Dürftigen unter ihnen wurden von den Wohlthätigkeits-Anstalten, den einheimischen Armen völlig gleich, unterstüzt. Das Armendirektorium in Berlin sahe durch die gar zu große Noth, vorzüglich durch die Menge der Hülfe suchenden Fremden, sich gedrungen, ein Kapital von 63,000 Thaler aufzunehmen, und der König, obgleich es ihm nicht vor-

14) Man hat behauptet, daß in den Jahren 1771 und 1772 Sachsen durch Hungersnoth und deren Folgen, böse Seuchen, 150,000 Menschen verloren habe, und in eben diesem Lande war in den nächst vorhergegangenen Jahren die Erndte so ergiebig gewesen, daß man ihren Ertrag an manchen Orten nicht einmal eingebracht, sondern ihn auf dem Felde hatte verderben lassen.

vorher angezeigt war, übernahm, sobald er es erfuhr, diese Schuld, und bezahlte sie nach wenigen Jahren. Wir erzählen diese Thatsache nach einem glaubwürdigen Zeitgenossen [15]), und haben überhaupt gern Friedrichs Handlungsart bey diesem Anlaß bemerklich gemacht, die wenig bekannt geworden, aber vielleicht zu den edelsten seiner Regierung gehört.

So wie Friedrich bemüht war, die natürlichen Produktionen aller Art in seinen Landen zu vermehren, so war es ihm nicht minder angelegen, auch die künstlichen auf den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu bringen. Sein Wunsch war, daß Alles, was für Nahrung, Kleidung und für jede Art von Genuß und Bequemlichkeit seiner Unterthanen Bedürfniß seyn konnte, im Lande hervorgebracht werde, und durch dessen Erzielung Menschen beschäftiget und genährt würden. Er wollte noch mehr, nämlich daß in seinem Lande ein Ueberschuß über das einheimische Bedürfniß erzielt, dieser dem Auslande überlassen, und dafür theils Alles, was sein Land von fremden Erzeugnissen nicht entbehren konnte, theils die rohen Stoffe seiner künstlichen Industrie eingetauscht würden, überdem aber noch fremdes Geld in sein Land gezo-

15) S. Nicolai Beschreibung von Berlin II. p. 643.

gezogen werde. Er wünschte lezteres möglichst unabhängig in Absicht aller seiner Bedürfnisse von fremden Landen zu machen, dagegen diese in Abhängigkeit von dem seinen zu erhalten, und die Zahl und Wohlhabenheit seiner Unterthanen dadurch zu vermehren, daß er ihrem Fleiße einen erweiterten Kreis auch für fremde Bedürfnisse zu arbeiten verschaffte. Die Mittel, welche der König anwandte, um diese Zwecke zu erreichen, waren folgende.

Erstlich, er suchte seine Unterthanen auf alle Weise, besonders durch Belohnungen, Freiheiten und Vorschüsse zu ermuntern, um in jeder Art von Indüstrie den Ausländern völlig gleich zu kommen, und wo möglich sie noch zu übertreffen. Jeder Vorschlag, eine neue Art von Fabrik anzulegen, oder eine schon vorhandene zu vervollkommnen, war ihm höchst willkommen, und er war immer bereit, sie auf das Kräftigste, oft durch Aufwendung großer Summen, zu unterstützen. Auch Monopole, wodurch Einzelne das Recht erhielten, eine gewisse Art von Sachen allein zu verfertigen, oder ausschließlich mit denselben zu handeln, würden immer gern denen bewilliget, welche einigermaßen glaubhaft machten, daß nur bey einem solchen Vorrechte es möglich sey, mit einer gewissen Art von Indüstrie gegen fremde Concurrenz

fortzukommen, oder welche auch für die Bewilligung solcher Vorrechte sich zu gewissen Abgaben verstanden. Viele erhielten sehr ansehnliche Summen, oder bedeutende Geldvorschüsse ohne Zinsen zu neuen Anlagen, Andere die rohen Stoffe, welche sie verarbeiten wollten, ganz umsonst, oder für geringen Preis. Weitläuftige Manufaktur-Häuser wurden auf des Königs Kosten gebaut und den Unterthanen geschenkt; durch vielfache Prämien wurde der Fleiß jeder Art ermuntert, und kein Vorschub zur Erweckung nützlicher Arbeitsamkeit wurde gespart [16]. Einige Fabriken unternahm der König selbst für eigene Rechnung und wandte an dieselben beträchtliche Summen.

Zweitens, um den Produkten der Landesindüstrie einen unverkürzten Absatz zu sichern, verbot der König die Einfuhr fremder Fabrikate entweder ganz, oder belegte sie mit hohen Abgaben. Wo es irgend thunlich war, wurde auch sogar die Durchfuhr der Fabrikate fremder Lande entweder ganz untersagt, oder mittelst hoher Abgaben möglichst erschwert.

Auf

16) Der Sitz der wichtigsten Fabriken war die Hauptstadt. Um sich von dem, was Friedrich für dieselbe gethan, einigen Begriff zu machen, sehe man deshalb Nicolai Beschreibung von Berlin Th. II. S. 502 ff. nach.

Auf der Anwendung dieser beiden Grundsätze beruhen fast alle Verordnungen, die Friedrich zur Aufnahme der künstlichen Industrie seiner Unterthanen erlassen hat; diese Grundsätze sind aber, wenigstens wenn sie mit der Strenge und in der Ausdehnung, die Friedrich wollte, durchgeführt werden, wider die Natur, welche nicht will, daß Ein Land sich von allen andern unabhängig mache, sondern daß alle durch gegenseitige Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Austausch ihrer Produktionen in freundliche Verhältnisse mit einander gebracht werden. Dieser Absicht kann nicht ohne Nachtheil entgegen gehandelt werden, und Friedrich hat dadurch, daß er es versuchte, seinen Landen einen unermeßlichen Schaden zugefügt. Nur wenige Familien, durch Privilegien begünstigt, wurden unverhältnißmäßig bereichert, aber die bey weitem größere Zahl der Unterthanen wurde in der Freiheit ihrer Handlungen merklich eingeenget, ihr Genuß und ihre Zufriedenheit wurden sehr vermindert, und Fremde, an solche Beschränkungen nicht gewöhnt, faßten gegen die preußischen Lande einen Widerwillen, den alle anderweitigen guten Einrichtungen in denselben nicht überwiegen konnten.

Friedrich entsagte, um diesen Grundsätzen gemäß zu handeln, allen wichtigen Vortheilen, welche

 die

die Natur ihm durch die Lage seiner Lande anbot. Zwey Meere, welche dieselben bespülten, und zwar das eine, die Ostsee, längs einer weit ausgedehnten Küste, grosse und kleine Flüsse, welche diese Lande in allen Richtungen durchströmten, und welche durch mit Einsicht angelegte Kanäle noch mehr mit einander verbunden waren, machten die preussischen Lande fähig, der Sitz eines blühenden und die Unterthanen bereichernden Handels zu werden. Aber Friedrich wies diesen Handel geflissentlich zurück. Die hohen Abgaben, welche fremde Waaren, wenn sie in die preussischen Lande kamen, oder auch sogar, wenn sie nur durchgeführt wurden, zahlen mußten, noch mehr, die mannichfachen Plackereyen und Aufenthalte, denen sie bey der Untersuchung durch die Zollbedienten ausgesezt waren, hielten die Fuhrleute und Schiffer von den preussischen Gränzen zurück. Man schlug alle Wege ein, um den preussischen Boden nicht zu berühren, man zog einen weitern und kostbarern Weg zu Lande, der um das Preussische herumführte, der kürzern und wohlfeilern Wasserfahrt durch dasselbe vor, weil leztere durch die vielen Zölle vertheuert und lästig gemacht war.

So wurde der Zweck, der bezielt war, nicht erreicht, der preussische Staat beraubte sich selbst aller

Vor-

Vortheile, die er durch den Handel hätte haben können, und dieser Verlust wurde durch Nichts ersezt. Die Ausschliessung aller Produkte fremder Indüstrie zwang die Unterthanen, sich mit den einheimischen ungleich schlechtern zu befriedigen, und diese viel theurer zu bezahlen, oder die fremden bessern, durch einen Redlichkeit und gute Sitte verderbenden Schleichhandel, sich zu verschaffen.

Der Hauptgrund, den man für eine solche gewaltsame Begünstigung des Fabriken-Systems mit Aufopferung so vieler andern Vortheile anführen kann, und gewiss auch derjenige Grund, welcher den König zu dem festen Beharren bey diesen Grundsätzen bestimmte, war die Meinung, dass durch Fabriken am sichersten die Bevölkerung vermehrt werde. Dies, sagte man, ist wichtiger als alles Andere, denn Menschen bedarf der preussische Staat, um sich in der Stellung zu behaupten, die er nun einmal in Europa einnimmt. Aber eine unpartheiische Erwägung führt zu der Ueberzeugung, dass dieser Grund nicht auf Wahrheit beruhet. Allerdings bringen die Fabriken viele Menschen ins Land, unterhalten sie auch wol eine Zeitlang in demselben, aber was für Menschen? Dem grössern Theile nach keine andere, als höchst dürftige, welche sich mit den ärmlichsten Nah-

rungsmitteln aus Noth behelfen, durch welche sie keine Kräfte gewinnen, um tüchtige Vertheidiger des Vaterlandes zu werden, für welches ihre kümmerliche Lage ihnen auch nicht Zuneigung und Anhänglichkeit einflößen kann, wie dieses bey dem Landbau der Fall ist, der auch der untersten Klasse der Arbeiter eine zureichende und gesunde Nahrung verschafft, und daher einen Stamm gesunder und kräftiger Menschen liefert, auf welche zur Zeit der Noth gerechnet werden kann. Nicht so die Fabrikarbeiten, welche zum Theil von Weibern und Kindern besorgt werden, und auch den Männern nicht Kraft und Ausdauer geben [17].

Die Vermehrung der Bevölkerung durch Fabriken ist auch ihrer Natur nach höchst unsicher, denn das Bedürfniß, für welches die meisten Fabriken arbeiten, ist selten von einer sich lange Zeit gleich bleibenden Art; der kleinste Umstand kann hierin eine höchst unerwartete und nachtheilige Veränderung her-

vor-

---

17) Im Preußischen fiel der Vortheil, den die Vermehrung der Bevölkerung durch die Fabriken zum Besten des Heers haben konnte, auch schon um deshalb weg, weil die Distrikte, wo vorzüglich Fabriken waren, damit diese sich nicht wegzögen, meistens, wie bereits bemerkt ist, von der Militairverpflichtung hätten befreit werden müssen.

vorbringen. Eine Art von Waare, welche bisher vorzüglich aus Einem Lande bezogen würde, darf nur von irgend einem andern in etwas grösserer Vollkommenheit, oder für billigern Preis angeboten werden, und sofort ist der Absatz, den das andere Land bisher hatte, bedeutend vermindert, vielleicht ganz vernichtet. Auch politische Verhältnisse, Launen, Moden und Einbildungen der Menschen haben hierauf oft mannichfachen, von keiner Vorsicht voraus zusehenden, oder zu hindernden Einfluß. Doch auch hiervon unabhängig sehen wir, aus ganz natürlichen Ursachen, die Fabriken in einem immerwährenden Zuge aus einem Lande ins andere. Denn ist eine Art von Fabriken in einer gewissen Gegend seit geraumer Zeit betrieben, so ist die natürliche Folge, daß auch die gemeinen Arbeiter allmählig zu einiger grössern Wohlhabenheit, und dadurch zu einigen Veränderungen und zu grösserm Aufwande in ihrer Lebensart emporgehoben werden, hiedurch aber sich veranlaßt sehen, den Arbeitslohn um etwas zu erhöhen, oder, wenn sie dieses nicht erhalten können, zu andern Gewerben und zum Landbau, der grade durch die allgemein zugenommene Wohlhabenheit aller, die ihn betreiben, grössern Gewinn verspricht, überzugehen. Dies macht die Arbeiter seltner, die Waare theurer, und es wird dann nicht lange an Menschen fehlen, welche dieses be-

merken, und sofort ähnliche Fabriken in Gegenden anlegen, wo noch bestehende größere Armuth den Arbeitslohn niedriger hält, und also die Waare für wohlfeilern Preis geliefert werden kann. Diese Ursach allein hat oft in einer gewissen Gegend einen plötzlichen Verfall vorher blühender Fabriken hervorgebracht. Eine weise Regierung, welche auf solche Umstände, die aber oft übersehen werden, aufmerksam ist, kann zwar zuweilen etwas thun, um einen solchen Verfall wenigstens aufzuhalten, und den bösen Folgen zu wehren, welche unvermeidlich sind, wenn der Verfall gar zu plötzlich eintritt, es gelingt ihr vielleicht auch, den Abgang einer Art von Industrie durch eine andere zu ersetzen; aber solche Aufmerksamkeit der Regierungen ist selten, und ihr Erfolg ungewiß. Immer bleibt es eine durch die Erfahrung aller Lande und Zeiten bewährte Wahrheit, daß Wohlstand und Reichthum, und mit ihnen auch die Bevölkerung durch Fabriken nur unsicher begründet werden können, um so unsicherer, je mehr die Fabriken durch künstliche Mittel hervorgebracht sind, und durch sie erhalten werden müssen.

Friedrich hat diese Ansichten nie gehabt, wenigstens sie sich nicht deutlich gemacht, und er hat daher durch sie in seinem rastlosen Eifer sich nicht irren lassen,

sen, alle Arten von Fabriken, die zu verarbeitenden rohen Stoffe mochten nun in der Nähe zu finden seyn, oder aus weiter Ferne geholt werden müssen, neu zu schaffen, oder sie zu höherer Vollkommenheit zu bringen. Es hat ihn dieses bedeutende Summen gekostet, die, wenn sie auf den Landbau gewendet, oder noch besser, wenn sie in den Händen der Unterthanen, die sie durch Abgaben hergeben mußten, geblieben wären, sich für Wohlstand und Reichthum, also auch für die Bevölkerung des Landes, ungleich ergiebiger bewiesen haben würden. Bemerkenswerth ist es, daß ein Umstand, der seinem Beobachtungsgeiste zu nahe lag, um demselben ganz entgehen zu können, den König nie hierauf aufmerksam gemacht, und ihn nicht auf andere Grundsätze gebracht hat. Der Umstand, den wir meinen, ist, daß offenbar gerade diejenigen Fabriken, welche in den preußischen Landen von alten Zeiten her am besten fortkamen, die Volksmenge am meisten beförderten und fremdes Geld zuführten, durchaus keine Unterstützung vom Staate erhalten hatten, und dennoch, ohngeachtet mancher Beschränkungen, immer blühend geblieben waren. Dies waren die Leinwand-Fabriken in Schlesien und in Westphalen, die metallischen in leztern Provinzen, und die Wollen-Manufakturen in der Mark, in Magdeburg und Schlesien. Diese

erhiel-

erhielten keine Unterstützung, keine Prämien oder sonst irgend einen Vorzug, überall keine Aufmunterung, sie verlangten dieselbe auch nicht, sondern waren zufrieden, wenn die Regierung sich nur nicht um sie bekümmerte, und ihrer Thätigkeit nur nicht einengende Schranken sezte, wie dieses z. B. mit den westphälischen Fabriken wirklich der Fall war, welchen, gleich fremden, der Eingang in die Provinzen über der Weser entweder ganz untersagt, oder durch hohe Abgaben erschwert war. Die Fabriken dagegen, welche den Staat unermeßliche Summen kosteten, und den König nöthigten, seine Unterthanen drückendem Zwange zu unterwerfen, die Seidenfabriken nämlich, die Zuckersiedereyen, die Tabacksfabriken und andere, brachten bey weitem nicht einmal den eigenen Bedarf, und noch weniger Ueberschuß hervor, der ins Ausland hätte abgesezt werden können. Die Unternehmer, troz aller Unterstützung die sie erhielten, und aller Vorrechte durch die sie begünstiget wurden, konnten oft nicht bestehen, und der König mußte einige dieser Fabriken, um ihrem gänzlichen Verfalle vorzukommen, für eigne Rechnung unternehmen, andere erhielten sich blos durch den grossen Gebrauch, den der König selbst von ihren Produkten machte. Dies war der Fall mit den feinen Tuchfabriken, die schon König Friedrich Wilhelm I angelegt hatte.

hatte. Sie wurden nachher zwar an Privatunternehmer gegen eine bedeutende jährliche Recognition überlassen, behielten aber doch immer die Natur landesherrlicher Fabriken. Diese, welche den zu verarbeitenden Stoff so weit herholen mußten, hatten mit mannichfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, und würden die Concurrenz mit fremden ähnlichen Fabriken nie ausgehalten haben, hätten sie sich nicht dadurch erhalten, daß ihnen der Absatz aller Officier-Tücher für die ganze Armee ausschließlich gesichert war. Natürlich durften diese gezwungenen Abnehmer über Mangel an Güte, oder zu hohen Preis der gelieferten Waare nie klagen. Die Gold- und Silbermanufaktur war dem Potsdammer großen Waisenhause als Eigenthum übertragen, und ihre Produkte genossen aus diesem Grunde auch alle Vorrechte einer milden Stiftung, welche diese Fabrik selbst dann behielt, als sie einem Privatmanne gegen beträchtliche jährliche Abgabe überlassen war. Die Verfertigung aller Arten von Taback hatte der Staat sich gleichfalls vorbehalten, und diejenigen, welche diese nützliche Pflanze bauten, waren gezwungen, ihren ganzen Ertrag für einen festgesezten geringen Preis zu überlassen, welches den vorher blühenden Tabacksbau natürlich sehr herunterbrachte. Die Zuckersiedereyen waren, unter Bedingung eines gro-

ßen

ßen dafür zu entrichtenden Pachts, einer Privatfamilie ausschliesslich überlassen, welche aber nicht im Stande war, mit den auswärtigen Preis zu halten, noch den Bedarf des Landes zu liefern. Mit den Gewehrfabriken war der gleiche Fall; sie erhielten sich aber besser, weil das Bedürfniß der Armee den Absatz der Waare sicherte. Die Pulverfabrik wurde vom Staat selbst betrieben, und die Erzeugung des Salpeters wurde auf eine für die Unterthanen sehr drückende Art erzwungen. Die Porcellanfabrik war, nachdem mehrere Privatpersonen dabey nicht fortkommen können, vom Könige selbst übernommen. Sie war die einzige landesherrliche Fabrik, welche guten Fortgang hatte, und wirklich eine vorzügliche mit der besten fremden wetteifernde Waare lieferte, die auch im Auslande grossen Absatz fand, welches Alles der ganz besondern Aufmerksamkeit des Königs (der sich von ihrem fortschreitenden Zustande monatlich Bericht erstatten ließ, und selten auch nur auf kurze Zeit nach Berlin kam, ohne diese Fabrik, die ihm ein angenehmes Spielwerk war, zu sehen), und der vorzüglichen Geschicklichkeit ihrer Vorsteher beigemessen werden muß.

Die allerverderblichste Folge, welche die Absicht Friedrichs, sein Land mit Gewalt zu einem Fabriklande

Lande zu machen, hatte, war unstreitig der höchst nachtheilige Einfluß, den der deshalb nöthige Zwang auf den sittlichen Charakter des Volks äußerte. Wenn wir plötzlich gezwungen werden, eine Waare, die wir bisher ganz nach eigenem Gefallen aus der Fremde beziehen konnten, nunmehr von schlechterer Beschaffenheit, oder für theurern Preis im Einlande zu kaufen, so ist natürlich, daß dies höchst ungern geschehen werde. Der allem Verbotenen anklebende Reiz kommt hinzu; die fremde Waare scheint uns vielleicht besser, die einheimische schlechter, als beide verdienen. Jede Einschränkung der natürlichen Freiheit, unsern Genuß nach eignem Gefallen einzurichten, empört; der Unterthan kann sich nicht überzeugen, daß die Regierung dazu berechtiget sey, und er gewöhnt sich nicht leicht, Verbote dieser Art mit gleicher Ehrfurcht, wie andere Gesetze zu betrachten, er ist vielmehr eifrig bemüht, dem Zwange, wo es irgend thunlich ist, sich zu entziehen, und das Verbotne sich durch Schleichhandel zu verschaffen. Dies war auch der Fall unter Friedrich, der dagegen, wenn er auf der Beobachtung des Befohlnen halten und sein Ansehn behaupten wollte, die Uebertreter strenge bestrafen mußte. Jeder Auszang des Landes war mit Zollbedienten besezt, Jeder, der ins Land trat, oder dasselbe verließ, wurde als Schleichhändler betrachtet,

ter, und einer mistrauischen, oft unbarmherzigen Durchsuchung seiner Sachen unterworfen. Natürlich konnten die Beamten, welche zu diesen Geschäften gebraucht wurden, nicht aus den gebildetern Menschen von feinem Gefühl gewählt werden. Bey der Menge dieser Leute war der ihnen bestimmte Gehalt nur geringe, und zur Erhaltung einer Familie unzureichend. Aber, um sie zu grösserer Aufmerksamkeit zu reizen, war ihnen an den Strafgeldern, die von jedem entdeckten Schleichhandel erlegt werden mußten, ein Antheil bewilligt. Dies hatte die Folge, daß sie der Contrebande überall nachspürten, und dabey oft Grobheit und Härte, sogar Ungerechtigkeit bewiesen. Sie hatten das Recht, die Wohnung jedes Unterthans zu jeder Stunde zu durchsuchen; sie legten dem Schuldlosen Fallstricke, und dieser litt gewöhnlich weit mehr, als der geübte Schleichhändler. Man hat auch behauptet, daß zuweilen Zollbediente sich mit leztern verstanden, und mit ihnen den Vortheil von eingebrachter verbotner Waare getheilt haben. Gewöhnlich aber bestand, besonders an den Gränzen, zwischen den Zollbedienten und den Schleichhändlern ein beständiger Krieg, da leztere den erstern, welche ihnen aufpaßten, oft in starken Haufen bewaffnet entgegenzogen. Alles dieses wirkte sehr übel, und gewiß ist, daß durch nichts so sehr, als durch diese Einrichtungen

der

hatte. Sie wurden nachher zwar an Privatunternehmer gegen eine bedeutende jährliche Recognition überlassen, behielten aber doch immer die Natur landesherrlicher Fabriken. Diese, welche den zu verarbeitenden Stoff so weit herholen mußten, hatten mit mannichfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, und würden die Concurrenz mit fremden ähnlichen Fabriken nie ausgehalten haben, hätten sie sich nicht dadurch erhalten, daß ihnen der Absatz aller Officiers-Tücher für die ganze Armee ausschließlich gesichert war. Natürlich durften diese gezwungenen Abnehmer über Mangel an Güte, oder zu hohen Preis der gelieferten Waare nie klagen. Die Gold- und Silbermanufaktur war dem Potsdammer großen Waisenhause als Eigenthum übertragen, und ihre Produkte genossen aus diesem Grunde auch alle Vorrechte einer milden Stiftung, welche diese Fabrik selbst dann behielt, als sie einem Privatmanne gegen beträchtliche jährliche Abgabe überlassen war. Die Verfertigung aller Arten von Taback hatte der Staat sich gleichfalls vorbehalten, und diejenigen, welche diese nützliche Pflanze bauten, waren gezwungen, ihren ganzen Ertrag für einen festgesezten geringen Preis zu überlassen, welches den vorher blühenden Tabacksbau natürlich sehr herunterbrachte. Die Zuckersiedereyen waren, unter Bedingung eines gro-

ßen

ßen dafür zu entrichtenden Pachts, einer Privatfamilie ausschliesslich überlassen, welche aber nicht im Stande war, mit den auswärtigen Preis zu halten, noch den Bedarf des Landes zu liefern. Mit den Gewehrfabriken war der gleiche Fall; sie erhielten sich aber besser, weil das Bedürfniß der Armee den Absatz der Waare sicherte. Die Pulverfabrik wurde vom Staat selbst betrieben, und die Erzeugung des Salpeters wurde auf eine für die Unterthanen sehr drückende Art erzwungen. Die Porcellanfabrik war, nachdem mehrere Privatpersonen dabey nicht fortkommen können, vom Könige selbst übernommen. Sie war die einzige landesherrliche Fabrik, welche guten Fortgang hatte, und wirklich eine vorzügliche mit der besten fremden wetteifernde Waare lieferte, die auch im Auslande grossen Absatz fand, welches Alles der ganz besondern Aufmerksamkeit des Königs (der sich von ihrem fortschreitenden Zustande monatlich Bericht erstatten ließ, und selten auch nur auf kurze Zeit nach Berlin kam, ohne diese Fabrik, die ihm ein angenehmes Spielwerk war, zu sehen), und der vorzüglichen Geschicklichkeit ihrer Vorsteher beigemessen werden muß.

Die allerverderblichste Folge, welche die Absicht Friedrichs, sein Land mit Gewalt zu einem Fabrik-

lande

lande zu machen, hatte, war unstreitig der höchst nachtheilige Einfluß, den der deshalb nöthige Zwang auf den sittlichen Charakter des Volks äußerte. Wenn wir plötzlich gezwungen werden, eine Waare, die wir bisher ganz nach eigenem Gefallen aus der Fremde beziehen konnten, nunmehr von schlechterer Beschaffenheit, oder für theurern Preis im Einlande zu kaufen, so ist natürlich, daß dies höchst ungern geschehen werde. Der allem Verbotenen anklebende Reiz kommt hinzu; die fremde Waare scheint uns vielleicht besser, die einheimische schlechter, als beide verdienen. Jede Einschränkung der natürlichen Freiheit, unsern Genuß nach eignem Gefallen einzurichten, empört; der Unterthan kann sich nicht überzeugen, daß die Regierung dazu berechtiget sey, und er gewöhnt sich nicht leicht, Verbote dieser Art mit gleicher Ehrfurcht, wie andere Gesetze zu betrachten, er ist vielmehr eifrig bemüht, dem Zwange, wo es irgend thunlich ist, sich zu entziehen, und das Verbotne sich durch Schleichhandel zu verschaffen. Dies war auch der Fall unter Friedrich, der dagegen, wenn er auf der Beobachtung des Befohlnen halten und sein Ansehn behaupten wollte, die Uebertreter strenge bestrafen mußte. Jeder Ausgang des Landes war mit Zollbedienten besezt, Jeder, der ins Land trat, oder dasselbe verließ, wurde als Schleichhändler betrachtet,

dung mit den Unterthanen, mehr Strenge in Beobachtung der ertheilten Vorschriften erwartete. Wir werden hierauf, wenn von den Finanzeinrichtungen zu reden ist, noch einmal zurückkommen.

Ueberhaupt hat Friedrich nicht genug Aufmerksamkeit bewiesen, um den sittlichen Charakter seiner Unterthanen zu erhalten und auszubilden. Es scheint nicht, daß ihm die Wichtigkeit hiervon je ganz einleuchtend geworden ist, und er recht eingesehen habe, wie Sittlichkeit eines Volks ungleich mehr werth sey, als dessen äußerer Wohlstand und Reichthum. Zwar hat Friedrich in der besten Art, wie von der Regierung auf den Charakter der Unterthanen gewirkt werden kann, nämlich durch das Beispiel der eignen Handlungen, gewiß weit mehr gethan, als viele andre Regenten. Die große Thätigkeit und Ordnung, die er in Erfüllung seiner eignen Regentenpflichten bewies, die Aufopferung, mit der er dieser Erfüllung ganz, und unter allen Umständen lebte, dies war den Unterthanen allerdings ein großes Beispiel, und die vorzügliche Achtung, die der König bey jeder Gelegenheit wohldenkenden und fleißigen Menschen in jedem Stande bewies, und durch welche er besonders redliche und thätige Staatsdiener auszeichnete, trug sehr viel bey, einen guten Geist unter seinem Volke zu er-

der Charakter der Unterthanen unter Friedrich sittlich verdorben ist. Wortbrüchigkeit, Verrath seiner Bekannten, Lüge und falsche Eidschwüre wurden ganz gemeine Verbrechen, und vor Allem gewöhnte sich das Volk an Uebertretung der Gesetze und offnen Widerstand gegen die Obrigkeit. Dies waren Folgen, welche durch die blühendsten Fabriken, wären sie auch durch solche Zwangseinrichtungen hervorgebracht worden, nicht wieder gut gemacht werden konnten. Was das Uebel in Preußen noch vermehrte, war die langgestreckte Lage der Lande dieses Staats, bey geringer Breite. Ueberall war die Gränze nicht fern [18]), wo die Schleichhändler immer eine sichere Zuflucht fanden, und ihre Niederlagen hatten, denen kein Zollbedienter nahen durfte. Noch übler wurde die Sache, wie Friedrich den unglücklichen Gedanken faßte, die Erhebung der Zölle den zu diesem Ende ins Land berufenen französischen Bedienten zu übertragen, denen er theils mehr Gewandtheit, um den Schleichhändlern auf die Spur zu kommen, zutraute, theils auch von ihnen, wegen ihrer geringern Verbindung

18) Man hat behauptet, daß vor der Erwerbung von Westpreußen in allen preußischen Landen keine Stadt von irgend einer Gränze des Auslandes über vier Meilen entfernt gewesen sey.

verbergen wissen. Vorzüglich aber glaubte er, daß bey weitem die meisten Menschen diejenigen Vergehungen und Laster, zu welchen sie durch ihre äußere Lage am meisten versucht werden, auch wirklich an sich haben; erfuhr er also den Stand und das Gewerbe eines Menschen, so war sein Urtheil über denselben, ohne irgend weitere Beweise zu haben, schon fertig, und er war sehr geneigt, besonders wenn er, mit großen Angelegenheiten beschäftiget, zu nähern Untersuchungen nicht Zeit hatte, die Menschen Klassenweise zu beurtheilen und sie nach solchem Urtheil zu behandeln. So waren ihm alle Hofleute eitle, nur mit elenden Kleinigkeiten beschäftigte Menschen, die Gelehrten Pedanten, Guthsbesitzer harte Unterdrücker ihrer Unterthanen, die Geistlichen entweder Dummköpfe, oder Heuchler, die Juristen gewinnsüchtige Rechtsverdreher, die Kammeralisten eigennützige, ihren eignen Vortheil suchende Plusmacher, die Aerzte unwissende Prahler, die Kaufleute Wucherer und Betrüger. Durch solche übereilte Urtheile hat Friedrich manchem würdigen Manne großes Unrecht gethan, auch haben dieselben auf seine Handlungen oft üblen Einfluß gehabt. Die Folgen würden noch nachtheiliger gewesen seyn, wenn der König nicht bey Besetzung der meisten Stellen, wo er sich wohl beschied, die Menschen nicht selbst beurtheilen

zu

zu können, die Vorschläge seiner Ministerien genehmigt hätte. Auch verlangte er wohl, wenn es auf Bestimmung des Schicksals solcher Menschen, die ihm aus irgend einem Grunde wichtig waren, ankam, dieselben, ehe er entschied, vorher zu sehen, da er sich dann oft von dem Ungrunde vorher gefaßter Meinungen überzeugte. Aber dies konnte natürlich nicht in allen Fällen geschehen. Merkwürdig ist, daß Friedrich gegen einen einzigen Stand die Ungerechtigkeit, von der wir reden, nicht begangen hat; dieser war der Militairstand. Es konnte natürlich seiner Beobachtung nicht entgangen seyn, daß auch diesem Stande, so gut wie jedem andern, gewisse Fehler eigenthümlich sind, weil in den äußern Verhältnissen die Veranlassung zur Bildung dieser Fehler am häufigsten vorkommen. Aber der König war nicht geneigt, diese Fehler bey den Einzelnen des Standes, von denen er noch gar nichts wußte, als wirklich vorhanden anzunehmen, sondern er dachte vielmehr von Jedem, der sich freiwillig dem Militair widmete, oder von jedem Officier, der einige Jahre gedient hatte, immer das Beste, und sezte, ohne irgend etwas von ihnen zu wissen, Ehrliebe, Muth und Tapferkeit voraus. Die Ursach hiervon war ohne Zweifel, weil Friedrich den Militairstand und alle dessen Verhältnisse genauer und anschaulicher kannte,

 als

als dies bey irgend einem andern Stande der Fall war; er wußte also, daß die Manchem seiner Glieder eigenen Fehler doch bey weitem nicht bey allen sich finden, oft auch durch Tugenden andrer Art wieder ausgeglichen werden. Gewiß würde er gegen andre Stände die gleiche Gerechtigkeit bewiesen haben, hätte er mit ihnen in so nahe und häufige Berührung kommen können, wie mit dem Militair; je besser er aber von diesem im Ganzen dachte, desto tiefer verachtete er auch diejenigen Einzelnen, bey welchen er Mangel an Ehrgefühl, Feigheit, rohes Betragen gegen die Untergebenen, oder gegen Andere bemerkte. Bey andern Ständen beobachtete er grade das Gegentheil; Vergehungen der Einzelnen fielen ihm hier weniger auf, weil er sie nach seinen allgemeinen Begriffen von dem Stande schon vorausgesezt hatte. Erfuhr er dagegen, daß Jemand den Versuchungen seines Standes oder Gewerbes nicht untergelegen, vielmehr strenge Redlichkeit, Edelmuth und Uneigennützigkeit auch da bewiesen hatte, wo deren Verletzung sein Vortheil gewesen wäre, und diese leicht im Verborgenen hätte geschehen können; so bezeugte er deshalb oft Verwunderung, und schien an die Wahrheit solcher bewiesenen Tugend kaum glauben zu können. Dies wirkte übel; der Rechtschaffene fand sich hierdurch beleidigt und niedergeschlagen, und der Schlechte

beharrete um so mehr bey seinen Lastern, da er wußte, daß sie ihm zugetrauet wurden.

Der größte Vorwurf, der Friedrich in Absicht der sittlichen Bildung seines Volks gemacht werden kann, ist unstreitig der, daß er für die Erziehung der Jugend so wenig gethan hat. Daß diese, und gute Unterrichts-Anstalten von höchster Wichtigkeit sind, und die aufmerksamste Beförderung der Regierung verdienen, darüber hat Friedrich, sowohl in seinen Verordnungen, als in Schriften und Briefen sich mit solcher Stärke und solchem Nachdruck erklärt, daß man an seiner Ueberzeugung von dieser Wahrheit nicht zweifeln kann, aber er hat dieser Ueberzeugung nicht gemäß gehandelt. Die Schulen, besonders die für den Landmann bestimmten, waren von der schlechtesten Beschaffenheit, und der König hat äußerst wenig, eigentlich gar nichts, für sie gethan. Dieser Widerspruch läßt sich wiederum nur daraus erklären, daß die geführten Kriege, die stete fast alle seine Zeit wegnehmende Beschäftigung mit äußerer Politik, und mit der Ausbildung der Armee, ihm für diesen wichtigen Gegenstand gar keine Zeit übrig ließen, auch nahmen andre Dinge von den Einkünften des Staats so viel weg, daß bey aller Sparsamkeit nicht so viel übrig zu bleiben schien, als nöthig war, um die Schulen gründlich zu verbessern.

Die Hauptursache des schlechten Zustandes der Landschulen, wie auch der niedern Schulen in den Städten, war unstreitig, weil die Lehrerstellen meistens mit zu diesem Beruf gar nicht gebildeten, höchst unwissenden, sogar unmoralischen Menschen besezt waren, und dieses konnte nicht anders seyn, weil solche Stellen kaum das nothdürftigste Auskommen, eben deshalb auch keine äussere Achtung gaben. Viele Landschullehrer mussten von irgend einem andern Gewerbe leben; sie waren Hirten, Leinweber, Schneider oder dergleichen, und das Schulhalten war *ihnen* dabey nur ein kleiner Nebenverdienst, dem sie die wenige Zeit und erschöpften Kräfte widmeten, welche vom Hauptgewerbe übrig blieben. Viele Schullehrer erhielten von der Gemeinde entweder einen sehr geringen fixen Gehalt, nebst einigen Naturalien, und einer äusserst schlechten Wohnung, oder sie waren auf das Schulgeld angewiesen, das die meisten Eltern unwillig und unordentlich zahlten. An einigen Orten war dem Schulmeister abwechselnd bey den wohlhabendsten Bauern der Tisch und die Wohnung angewiesen. Die Art, wie sie ihren Unterricht ertheilten, war meistens ihnen selbst überlassen, und sie standen hierbey nur unter einiger Aufsicht der Prediger, welche meistens selbst nicht die nöthigen Kenntnisse hatten, oder doch diesen ihnen lästigsten Theil

ihrer

ihrer Geschäfte sehr nachläßig besorgten. An vielen Orten wurde während des Sommers, weil die Eltern ihre Kinder bey der Feldarbeit gebrauchten, gar keine Schule gehalten, und für den Winter wurde derjenige Mann miethweise angenommen, der zur Nothdurft lesen und schreiben konnte, und das Schulhalten für den wohlfeilsten Preis, meistens für einige Thaler, übernahm [19]). In so dürftiger Lage konnten solche Schullehrer weder bey den Eltern, noch bey der Jugend Achtung gewinnen, und ohne diese natürlich nichts wirken. Friedrich kannte diesen elenden Zustand, aber natürlich war ihm derselbe nie so deutlich und lebhaft geworden, um auf dessen Verbesse-

19) Daß diese höchst elende Einrichtung noch jezt in einigen Gegenden bestehe, sehen wir wahrlich mit Erstaunen so eben aus der Schrift eines edeln, von Eifer für das Gute durchdrungenen Geschäftmanns: Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland, besonders in Beziehung auf den preußischen Staat, von dem Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, Freiherrn von Bülow. Magdeburg 1818. S. 118. Wir führen diese treffliche Schrift, welche dem wirklich vorhandenen Guten unsrer Zeit volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, nöthige Reformen mit Ruhe und Mäßigung empfiehlt, hier um so lieber an, da wir gern das Unsrige beitragen möchten, um derselben die hohe Aufmerksamkeit zu verschaffen, welche ihr sehr beherzigungswerther Inhalt in aller Absicht verdient.

Die Hauptursache des schlechten Zustandes der Landschulen, wie auch der niedern Schulen in den Städten, war unstreitig, weil die Lehrerstellen meistens mit zu diesem Beruf gar nicht gebildeten, höchst unwissenden, sogar unmoralischen Menschen besezt waren, und dieses konnte nicht anders seyn, weil solche Stellen kaum das nothdürftigste Auskommen, eben deshalb auch keine äussere Achtung gaben. Viele Landschullehrer mußten von irgend einem andern Gewerbe leben; sie waren Hirten, Leinweber, Schneider oder dergleichen, und das Schulhalten war ihnen dabey nur ein kleiner Nebenverdienst, dem sie die wenige Zeit und erschöpften Kräfte widmeten, welche vom Hauptgewerbe übrig blieben. Viele Schullehrer erhielten von der Gemeinde entweder einen sehr geringen fixen Gehalt, nebst einigen Naturalien, und einer äusserst schlechten Wohnung, oder sie waren auf das Schulgeld angewiesen, das die meisten Eltern unwillig und unordentlich zahlten. An einigen Orten war dem Schulmeister abwechselnd bey den wohlhabendsten Bauern der Tisch und die Wohnung angewiesen. Die Art, wie sie ihren Unterricht ertheilten, war meistens ihnen selbst überlassen, und sie standen hierbey nur unter einiger Aufsicht der Prediger, welche meistens selbst nicht die nöthigen Kenntnisse hatten, oder doch diesen ihnen lästigsten Theil

„derheit durch die Unerfahrenheit der mehrsten Kü„ster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dör„fern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen; „so ist Unser so wohlbedachter, als ernster Wille, „daß das Schulwesen auf dem Lande in allen unsern „Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt „und verfasset werden soll. Denn so angelegentlich „Wir nach wiederhergestellter Ruhe und allgemeinem „Frieden das wahre Wohlseyn Unserer Länder in al„len Ständen Uns zum Augenmerk machen; so nö„thig und heilsam erachten Wir es auch zu seyn, den „guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl, „als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren „Gottesfurcht, und andern nützlichen Dingen in den „Schulen legen zu lassen, und Alles inskünftige „darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen, „und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit „vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die fol„gende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bil„den und erziehen zu können.“ — Hierauf folgen sehr ins Einzelne gehende Vorschriften, wie die Kinder bis ins vierzehnte Jahr ordentlich zur Schule gehalten werden, und in welcher Art der Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthum ertheilt werden solle; den Inspektoren und Consistorien wird es besonders zur Pflicht gemacht, darauf

zu

tung ernstlichen Bedacht zu nehmen; Alles, was er für das Schulwesen gethan hat, geschah stückweise, wenn irgend ein zufälliger Umstand ihn an die Mängel der Schulen einer gewissen Gegend lebhaft erinnerte. Auch während des siebenjährigen Krieges war dieses der Fall gewesen. Die sächsischen Bauern schienen ihm nämlich meistens gebildeter und gewandter, als die brandenburgischen, und er schrieb dieses dem bessern Unterricht zu, den jene genossen hatten. Oeftere Gespräche mit den sächsischen Landpfarrern und Schullehrern bestätigten diese Meinung. Dies hatte die Folge, daß er sofort nach hergestelltem Frieden ernstlich an Verbesserung der Landschulen dachte. Auf seinen Befehl wurden sogar einige sächsische Landschullehrer berufen und mit ziemlich gutem Gehalt angestellt. Um eine gründliche allgemeine Verbesse-
1763 d. 12ten Aug. rung zu bewirken, erschien ein General-Land-Schulreglement, wie solches in allen Landen Sr. Königlichen Majestät von Preußen durchgehends zu beobachten. Diese sehr merkwürdige Verordnung, welche der König selbst unterzeichnet hat, fängt mit folgenden Worten an: „Demnach Wir zu unserm höchsten „Misfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schul„wesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lan„de bisher in äußersten Verfall ge[illegible], und in[illegible]

„derheit durch die Unerfahrenheit der mehrsten Kü„ster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dör„fern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen;
„so ist Unser so wohlbedachter, als ernster Wille;
„daß das Schulwesen auf dem Lande in allen unsern
„Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt
„und verfasset werden soll. Denn so angelegentlich
„Wir nach wiederhergestellter Ruhe und allgemeinem
„Frieden das wahre Wohlseyn Unsrer Länder in al„len Ständen Uns zum Augenmerk machen; so nö„thig und heilsam erachten Wir es auch zu seyn, den
„guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl,
„als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren
„Gottesfurcht, und andern nützlichen Dingen in den
„Schulen legen zu lassen, und Alles inskünftige
„darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen,
„und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit
„vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die fol„gende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bil„den und erziehen zu können." — Hierauf folgen sehr ins Einzelne gehende Vorschriften, wie die Kinder bis ins vierzehnte Jahr ordentlich zur Schule gehalten werden, und in welcher Art der Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthum ertheilt werden solle; den Inspektoren und Consistorien wird es besonders zur Pflicht gemacht, darauf

zu halten, daß die Stellen der Schullehrer mit tüchtigen Männern besezt und von diesen die ertheilten Vorschriften auf das genaueste beobachtet werden. Der Verfasser dieser Verordnung ist sehr wahrscheinlich der Oberkonsistorialrath Hecker, ein durch Einrichtung der Berliner Realschule bekannter, erfahrner Schulmann; aber der König hat, wie uns versichert worden, die Verordnung selbst durchgesehen, und mit eigenhändigen Zusäzen vermehrt. Von einer Verbesserung der äußern Lage der Schullehrer ist in derselben gar nicht die Rede; vermuthlich ist aus diesem Grunde der Erfolg aller heilsamen Vorschriften nicht bedeutend gewesen, und diese scheinen schon bald wieder in Vergessenheit gekommen zu seyn[20]. Zu andern Zeiten, wenn Friedrich auf die großen Bedürfnisse

20) Diese Vergessenheit ist so groß gewesen, daß Büsching in seinem Charakter Friedrichs II, wo er so Vieles von dem, was der König für das Schulwesen gethan und nicht gethan hat, erzählt, dieser merkwürdigen Verordnung gar nicht einmal erwähnt. Wir haben dieselbe auch in keiner der zahlreichen pädagogischen Sammlungen neuerer Zeit aufbewahrt gefunden, und es hat uns Mühe gekostet, noch einen einzelnen Abdruck derselben uns zu verschaffen. Wir können daher diejenigen, welche sie ganz zu lesen wünschen, nur auf das Nov. Corp. Constitut. Prussico-Brandenburgens. verweisen, wo sie Tom. III. p. 265-280. sich findet.

nisse der Landschulen aufmerksam gemacht worden, hat er für dieselben zuweilen bedeutende Summen angewiesen, deren Vertheilung unter die würdigsten Schullehrer er dann dem geistlichen Departement überließ. Sehr oft mußten genaue Listen über die Gehalte und Nebeneinkünfte aller Landschullehrer angefertiget werden; diese wurden vorgelegt und aus ihnen ging klar hervor, daß die meisten Schullehrer kaum den nothdürftigsten Unterhalt, und auch diesen nur durch Betreibung eines Nebengewerbes hatten. Aber alles dieses konnte den König nicht bewegen, eine gründliche Verbesserung des Schulwesens wirklich dadurch vorzunehmen, daß er angemessene Gehalte aller Schullehrer als eine bleibende Staatsausgabe angesehen, die erforderlichen Fonds für immer angewiesen, und dann auch für Anstalten gesorgt hätte, in denen wirklich tüchtige und brauchbare Lehrer gebildet wären. Alles, was er in diesem Fache that, war fragmentarisch, und konnte im Ganzen keinen merklichen Erfolg hervorbringen. So pflegte er oft, wenn er dem Adel einer Provinz, oder einzelnen Gemeinden ein Darlehn zur Verbesserung ihres Landbaues bewilligte, festzusetzen, daß die davon eingehenden Zinsen zur Verbesserung der Landschullehrer-Stellen in einem gewissen Bezirk angewandt werden sollten. Zu gleichem Zweck bestimmte er die Ueberschüsse, welche von den zu irgend

einer

immer anzuweisen. Die Unpartheilichkeit erfodert auch hiebey zu bemerken, daß dieses wahrscheinlich nicht der Fall gewesen wäre, wenn die Minister und Behörden sich bemühet hätten, ihn gründlich von dem zu unterrichten, worauf es bey einer bessern Einrichtung des öffentlichen Unterrichts und dem Zusammenpassen aller Theile desselben eigentlich ankomme, auch den König zu überzeugen, daß bey den wirklich vorhandenen Fonds, wenn dieselben gut angewandt würden, es keiner übermäßig großen neuen Zuschüsse bedürfen werde, um den Zweck zu erreichen. Wir halten uns überzeugt, daß solche Vorstellungen von Männern, zu denen der König Vertrauen hatte, ihre Wirkung nicht verfehlt, und, wenn die Sache einmal mit gewohnter Consequenz angegriffen, und mit Beharrlichkeit durchgesezt wäre, in diesem Fache etwas weit Vollkommneres, als geschehen ist, bewürkt haben würden. Aber an dieser rechten Mitwirkung der Behörden fehlte es fast ganz; Friedrich bekam nie deutliche Ideen über die Einrichtung der öffentlichen Lehranstalten, und seine eigne Erfahrung konnte ihn auch hierüber nicht belehren; er selbst verdankte dem Unterrichte durch Lehrer sehr wenig, und hatte seine Ausbildung fast ganz durch eignes Studium erlangt. Er glaubte daher, wer Fähigkeit zu Wissenschaften habe, werde sich schon selbst helfen, und es sey ganz gut,

wenn

wenn er dabey Schwierigkeiten überwinden müsse. Er hielt es genug, wenn mit jungen Leuten gute wissenschaftliche Werke gelesen, und, wo es nöthig, erläutert würden, und er empfahl hierbey gewöhnlich solche Werke, deren Lesung er selbst am meisten verdankte [21]), z. B. die Schriften von Bayle, Leibnitz, Locke u. s. w. Aber er bedachte nicht, daß die meisten jungen Leute zuvor eines gewissen Grades von Bildung bedürfen, um große wissenschaftliche Werke, die eigentlich nicht für Anfänger geschrieben sind, mit Nutzen zu lesen, auch daß nicht alle Lehrer im Stande seyn können, ein solches Lesen mit Nutzen zu leiten.

Friedrich hatte von den Einrichtungen unsrer Universitäten und von den Verhältnissen, in welchen Lehrer und Studirende sich auf denselben befinden, durch-

---

21) So empfahl er einst dem Philosophen Meyer in Halle, einem sehr beliebten Lehrer, alle Compendien wegzulegen, und mit seinen Schülern Lockes Buch vom menschlichen Verstande zu lesen. Es geschahe, und der Erfolg war, daß von mehrern hundert Zuhörern zulezt nur fünfe übrig blieben. Es wurde dem Könige angezeigt, und dieser fand hierdurch nur den frivolen Geschmack der Jugend, und den Mangel an Geschicklichkeit des Lehrers bewiesen.

durchaus keine richtigen Begriffe, und konnte sich aus den unzusammenhängenden Vorträgen, die ihm in einzelnen Fällen gemacht wurden, dieselben nicht erwerben, und so ist es begreiflich, daß die Entscheidungen, welche er hierauf, mitten unter ganz andern Geschäften und Zerstreuungen, gab, oft mit einander in Widerspruch, unpassend und in übler Laune abgefaßt waren. Büsching hat [22]) uns viele dieser Entscheidungen aufbehalten, welche von des Königs Liebe und Kenntniß der Wissenschaften, die er doch gewiß hatte, und sogar von seiner Urtheilskraft keinen vortheilhaften Begriff geben, die ein billiger Leser aber sehr entschuldigen und richtiger würdigen würde, wenn er die unzusammenhängenden Berichte über einzelne Vorfälle lesen könnte, auf welche diese Entscheidungen ertheilt wurden. Ueberhaupt hat Friedrich für die Beförderung der Wissenschaften in seinen Landen nicht das gethan, was man von einem Regenten hätte erwarten können, der selbst in wissenschaftlichen Beschäftigungen sein wichtigstes Vergnügen fand; aber er glaubte nicht, daß dieses Sache der Regierung sey, er hielt vielmehr dafür, diese thue genug, wenn sie jedem Einzelnen Freiheit lasse, seine Studien

ganz

22) In seinem Buche, Charakter Friedrichs II. S. über dasselbe Beilage M. Nr. 17.

ganz nach eigner Einsicht einzurichten, und seine Gedanken über alle wissenschaftlichen Gegenstände öffentlich zu äußern. Durch diese Freiheit, glaubte er, werde Aufklärung und Bildung genug befördert, und die Gelehrten würden besser und würdiger durch das Angenehme, welches mit der Erweiterung von Kenntnissen verbunden ist, und durch den Ruhm, den Auszeichnung immer erhält, belohnt, als durch äußere Vorzüge und Geldvortheile, welche oft auch von Unwürdigen erschlichen werden können. Noch hielt er dafür, das Studieren müsse nicht durch äußere Belohnungen und Vortheile vorzüglich begünstiget und unterstüzt werden, weil fähige Köpfe dessen nicht bedürfen, und unfähige dessen nicht werth sind. Friedrich hatte hierin, vielleicht mit wenigen Einschränkungen, ohne Zweifel Recht, allein er scheint übersehen zu haben, daß öffentliche Unterrichts-Anstalten eigentlich nicht außerordentliche Genies ermuntern und belohnen sollen, sondern ihre Hauptbestimmung sey, die Elemente nüzlicher Kenntnisse so weit im Volke zu verbreiten, daß die Fähigern es dereinst weiter bringen können, Alle aber so viele Kenntnisse erwerben, um in der Thätigkeit ihres Berufs davon Anwendung zu machen und gegen Vorurtheile, welche ihre Zufriedenheit stören, gesichert zu seyn. Auch sollen die öffentlichen Unterrichts-Anstalten keineswegs

weges ausgezeichnete Gelehrte bilden, welche den Kreis menschlicher Wissenschaften erweitern, sondern gebildete Menschen, welche ihre Geschäfte mit Einsicht und gutem Urtheil betreiben, und insofern sie sich dem Staatsdienst widmen, diesem wirklich förderlich und nicht durch Unwissenheit und Vorurtheile hinderlich seyn mögen. Hätte man Friedrich diese Ansicht gegeben, so zweifeln wir nicht, er würde immer geneigt gewesen seyn, die zu solchem Zwecke erfoderlichen Fonds willig herzugeben.

Die einzige wissenschaftliche Anstalt von Bedeutung, welche Preußen Friedrich verdankt, ist die Akademie der Wissenschaften, deren Wiederhersteller er wurde [23]. Schon König Friedrich I hatte dieselbe kurz vor Annahme der königlichen Würde im Jahr 1700 gestiftet, weil er glaubte, es gezieme einem neuen Könige, auch eine gelehrte Akademie zu haben. Auf Empfehlung seiner Gemahlin wurde Leibniß Präsident, nach allgemeiner Anerkennung damals unstreitig der erste

23) Ihre frühere Geschichte bis 1750 ist von ihrem vieljährigen Sekretair Formey beschrieben in Histoire de l'Academie royale des sciences et de belles lettres depuis son origine jusqu'à présent, à Berlin 1750.

„derheit durch die Unerfahrenheit der mehrsten Kü„ster, und Schulmeister die jungen Leute auf den Dör„fern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen; „so ist Unser so wohlbedachter, als ernster Wille, „daß das Schulwesen auf dem Lande in allen unsern „Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt „und verfasset werden soll. Denn so angelegentlich „Wir nach wiederhergestellter Ruhe und allgemeinem „Frieden das wahre Wohlseyn Unsrer Länder in al„len Ständen Uns zum Augenmerk machen; so nö„thig und heilsam erachten Wir es auch zu seyn, den „guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl, „als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren „Gottesfurcht, und andern nützlichen Dingen in den „Schulen legen zu lassen, und Alles inskünftige „darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen, „und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit „vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die fol„gende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bil„den und erziehen zu können." — Hierauf folgen sehr ins Einzelne gehende Vorschriften, wie die Kinder bis ins vierzehnte Jahr ordentlich zur Schule gehalten werden, und in welcher Art der Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthum ertheilt werden solle; den Inspektoren und Consistorien wird es besonders zur Pflicht gemacht, darauf

zu halten, daß die Stellen der Schullehrer mit tüchtigen Männern besezt und von diesen die ertheilten Vorschriften auf das genaueste beobachtet werden. Der Verfasser dieser Verordnung ist sehr wahrscheinlich der Oberkonsistorialrath Hecker, ein durch Einrichtung der Berliner Realschule bekannter, erfahrner Schulmann; aber der König hat, wie uns versichert worden, die Verordnung selbst durchgesehen, und mit eigenhändigen Zusätzen vermehrt. Von einer Verbesserung der äußern Lage der Schullehrer ist in derselben gar nicht die Rede; vermuthlich ist aus diesem Grunde der Erfolg aller heilsamen Vorschriften nicht bedeutend gewesen, und diese scheinen schon bald wieder in Vergessenheit gekommen zu seyn[20]. Zu andern Zeiten, wenn Friedrich auf die großen Bedürfnisse

20) Diese Vergessenheit ist so groß gewesen, daß Büsching in seinem Charakter Friedrichs II, wo er so Vieles von dem, was der König für das Schulwesen gethan und nicht gethan hat, erzählt, dieser merkwürdigen Verordnung gar nicht einmal erwähnt. Wir haben dieselbe auch in keiner der zahlreichen pädagogischen Sammlungen neuerer Zeit aufbewahrt gefunden, und es hat uns Mühe gekostet, noch einen einzelnen Abdruck derselben uns zu verschaffen. Wir können daher diejenigen, welche sie ganz zu lesen wünschen, nur auf das Nov. Corp. Constitut. Prussico-Brandenburgens. verweisen, wo sie Tom. III. p. 265-280. sich findet.

nisse der Landschulen aufmerksam gemacht worden, hat er für dieselben zuweilen bedeutende Summen angewiesen, deren Vertheilung unter die würdigsten Schullehrer er dann dem geistlichen Departement überließ. Sehr oft mußten genaue Listen über die Gehalte und Nebeneinkünfte aller Landschullehrer angefertiget werden; diese wurden vorgelegt und aus ihnen ging klar hervor, daß die meisten Schullehrer kaum den nothdürftigsten Unterhalt, und auch diesen nur durch Betreibung eines Nebengewerbes hatten. Aber alles dieses konnte den König nicht bewegen, eine gründliche Verbesserung des Schulwesens wirklich dadurch vorzunehmen, daß er angemessene Gehalte aller Schullehrer als eine bleibende Staatsausgabe angesehen, die erforderlichen Fonds für immer angewiesen, und dann auch für Anstalten gesorgt hätte, in denen wirklich tüchtige und brauchbare Lehrer gebildet wären. Alles, was er in diesem Fache that, war fragmentarisch, und konnte im Ganzen keinen merklichen Erfolg hervorbringen. So pflegte er oft, wenn er dem Adel einer Provinz, oder einzelnen Gemeinden ein Darlehn zur Verbesserung ihres Landbaues bewilligte, festzusetzen, daß die davon eingehenden Zinsen zur Verbesserung der Landschullehrer-Stellen in einem gewissen Bezirk angewandt werden sollten. Zu gleichem Zweck bestimmte er die Ueberschüsse, welche von den zu irgend einer

immer anzuweisen. Die Unpartheilichkeit erfodert auch hiebey zu bemerken, daß dieses wahrscheinlich nicht der Fall gewesen wäre, wenn die Minister und Behörden sich bemühet hätten, ihn gründlich von dem zu unterrichten, worauf es bey einer bessern Einrichtung des öffentlichen Unterrichts und dem Zusammenpassen aller Theile desselben eigentlich ankomme, auch den König zu überzeugen, daß bey den wirklich vorhandenen Fonds, wenn dieselben gut angewandt würden, es keiner übermäßig großen neuen Zuschüsse bedürfen werde, um den Zweck zu erreichen. Wir halten uns überzeugt, daß solche Vorstellungen von Männern, zu denen der König Vertrauen hatte, ihre Wirkung nicht verfehlt, und, wenn die Sache einmal mit gewohnter Consequenz angegriffen, und mit Beharrlichkeit durchgesezt wäre, in diesem Fache etwas weit Vollkommneres, als geschehen ist, bewürkt haben würden. Aber an dieser rechten Mitwirkung der Behörden fehlte es fast ganz; Friedrich bekam nie deutliche Ideen über die Einrichtung der öffentlichen Lehranstalten, und seine eigne Erfahrung konnte ihn auch hierüber nicht belehren; er selbst verdankte dem Unterrichte durch Lehrer sehr wenig, und hatte seine Ausbildung fast ganz durch eignes Studium erlangt. Er glaubte daher, wer Fähigkeit zu Wissenschaften habe, werde sich schon selbst helfen, und es sey ganz gut,

wenn

wenn er dabey Schwierigkeiten überwinden müsse. Er hielt es genug, wenn mit jungen Leuten gute wissenschaftliche Werke gelesen, und, wo es nöthig, erläutert würden, und er empfahl hierbey gewöhnlich solche Werke, deren Lesung er selbst am meisten verdankte [21]), z. B. die Schriften von Bayle, Leibnitz, Locke u. s. w. Aber er bedachte nicht, daß die meisten jungen Leute zuvor eines gewissen Grades von Bildung bedürfen, um große wissenschaftliche Werke, die eigentlich nicht für Anfänger geschrieben sind, mit Nutzen zu lesen, auch daß nicht alle Lehrer im Stande seyn können, ein solches Lesen mit Nutzen zu leiten.

Friedrich hatte von den Einrichtungen unsrer Universitäten und von den Verhältnissen, in welchen Lehrer und Studirende sich auf denselben befinden, durch-

21) So empfahl er einst dem Philosophen Meyer in Halle, einem sehr beliebten Lehrer, alle Compendien wegzulegen, und mit seinen Schülern Lockes Buch vom menschlichen Verstande zu lesen. Es geschahe, und der Erfolg war, daß von mehrern hundert Zuhörern zulezt nur fünfe übrig blieben. Es wurde dem Könige angezeigt, und dieser fand hierdurch nur den frivolen Geschmack der Jugend, und den Mangel an Geschicklichkeit des Lehrers bewiesen.

kete die Abnahme des Absatzes ihrer Kalender, und daher Verminderung ihrer Einkünfte so sehr, daß sie aus diesem kleinlichen Grunde auch nicht die kleinste Anfechtung der herrschenden Vorurtheile wagte [25]). Nur durch die kleinen Taschen-Kalender hat die Akademie zur Verbreitung mancher nützlichen Kenntnisse in den gebildeten Klassen beigetragen, und ein Beispiel gegeben, das in andern deutschen Landen, z. B. durch die Taschen-Kalender von Gotha, nachgeahmt und übertroffen wurde. Der König wohnte den Sitzungen der Akademie nicht persönlich bey, aber er bekümmerte sich sehr um Alles, was in denselben vorging, und ließ seine eigenen Aufsätze, ehe sie bekannt gemacht wurden, in denselben vorlesen, in den frühern Zeiten durch Darget, in den spätern durch Thiebault. Die Akademie hielt jährlich zwey öffentliche Versammlungen, am 24sten Januar und 31sten May, den Tagen der Geburt und der Thronbesteigung des Königs; es war Ton, daß die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, auch die Ersten des

Hofes

25) So hatte sie einmal angefangen, die rothen Buchstaben, wodurch die Festtage in den Kalendern unterschieden wurden, abzuschaffen, weil das Buntscheckige den guten Geschmack beleidige; aber die Mehrheit erklärte sich für die gewohnten rothen Buchstaben, und sogleich im nächsten Jahre ließ sie die Akademie wieder herstellen.

Hofes denselben beiwohnten. Wenn fremde Fürsten nach Berlin kamen, besuchten sie gewöhnlich auch die Akademie, weil man wußte, daß es der König gern sahe. Einige derselben nahmen die Stelle eines Ehrenmitgliedes an; auch Katharina II war unter denselben. Dies trug bey, den Glanz der Akademie zu vermehren, und die Achtung und Zuneigung, welche der König und die Prinzen seines Hauses den akademischen Gelehrten bewiesen, deren Manche keine andere Stelle bekleideten, ist nicht ohne Nutzen gewesen; es brachte die Gelehrten in nähere Berührung mit den Großen, gab ihnen mehr Gefühl ihres Werths, und ihrem Umgange mehr Ungezwungenheit, als vorher bey deutschen Gelehrten gefunden wurde. Mit Recht kann gesagt werden, daß die Akademie nicht ohne nützlichen Einfluß geblieben ist, wenn sie gleich zur Beförderung der Wissenschaften im Lande nicht sehr viel gethan hat. Es ist eine ungereimte Sage, in den Statuten der Akademie sey auf Befehl des Königs gesagt: „es solle durch den „Eintritt in die Akademie Niemand an seinem Adel „verlieren.“ So etwas konnte Friedrich nicht einfallen, aber wirklich soll ein Edelmann dem Präsident Maupertuis, welcher mit Anfertigung der Statuten beauftragt war, ein solches vorzuschlagen gewagt haben, aber Maupertuis war ein zu guter Edelmann und gro-

ßer

ßer Gelehrter, um nicht eine solche für den Adel und die Wissenschaften gleich beleidigende Zumüthung mit verdienter Verachtung abzuweisen. Auch hat man mit Unrecht gesagt, daß auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Theologen von der Akademie wären ausgeschlossen gewesen, und hierin einen Beweis der irreligiösen Gesinnungen des Königs finden wollen. Freilich, da Theologie und Rechtsgelahrtheit nicht zu den Wissenschaften gehörten, welche die preußische, so wie andere Akademien *bearbeiteten*, so konnten Theologen, so wie Rechtsgelehrte, welche nicht auch in andern Fächern Verdienste hatten, nicht in die Akademie aufgenommen werden, aber doch sind meist immer Theologen unter ihren Mitgliedern gewesen. Wir führen nur Sack (der doch nur über theologische Gegenstände geschrieben hat), Süßmilch und Silberschlag als Beispiele an, und es ist in einem Augenblick übler Laune gewesen, wenn es wahr seyn sollte, daß Friedrich die Aufnahme von Spalding und Moses Mendelssohn, die zugleich vorgeschlagen wurden, mit dem Ausdruck: „ich will weder Pfaffen noch Juden in „meiner Akademie haben," abgewiesen habe.

Die Moral, worauf Friedrich seine eigne heitere Zufriedenheit, deren er ununterbrochen genossen

hat,

hat, gründete, beruhte auf der Selbstbilligung mit seinem Bestreben, seine Stelle in der Welt würdig auszufüllen, und alle seine Pflichten, mit Aufopferung jedes andern Genusses, möglichst gut zu erfüllen. Eine gleiche Gesinnung wollte er auch bey Andern befördern, und er glaubte, die stete Ausübung der Tugend auf keinen festern Grund bauen zu können, als auf die wohlverstandene Selbstliebe. Er wünschte deshalb die Ueberzeugung gemein zu machen, daß Ausübung der Gerechtigkeit und des Wohlwollens zugleich das beste und einzige Mittel sey, unter allen Umständen den eignen Vortheil zu befördern; er wünschte, daß dieses auch dem Volke im öffentlichen Unterricht, und besonders der Jugend in den Schulen, wohl eingeprägt und recht dargethan werde, wie der beste und rechtschaffenste Mensch auch nothwendig der glücklichste unter allen Zufällen des Lebens seyn müsse [26]). Er wünschte so sehr von dieser Wahrheit zu überzeugen, und hielt dieses für die Sittlichkeit und das Glück der Menschen so wichtig, daß

26) Friedrich hat diese Grundsätze in allen seinen Schriften zu erkennen gegeben, sie aber besonders ausgeführt in der kleinen Schrift: „Essay sur l'amour propre envisagé comme principe de morale," die 1770 zuerst erschien. Wir wünschen, daß hier nachgelesen werde, was über diesen Gegenstand in Beil. M. IV. 3. 4. gesagt ist.

daß er sich selbst kaum zugestehen wollte, wie dieser Satz nur für gebildete, völlig gesunde, in glücklicher äußerer Lage lebende Menschen, die gemäßigte Leidenschaften haben, und die von den gewöhnlichen Widrigkeiten menschlicher Schicksale nur wenig berührt werden, völlig wahr seyn könne, daß aber der bey weitem größte Haufe der Menschen nicht zu dieser Klasse gehöre, daher die Tugend desselben auch noch andrer Stützen bedürfe, diese aber nirgend anders, als in der Ueberzeugung gefunden werden *können*, daß unsre Schicksale unter der Leitung und *Obhut eines* höchsten wohlwollenden Wesens stehen, eines Wesens, das wirklich Theil an uns nimmt, und, nachdem wir die oft harten Schicksale dieses Lebens bestanden haben, uns noch ein besseres Daseyn aufbewahrt, in welchem wir, bey höherer sittlicher Vollkommenheit, einer reinern Glückseligkeit genießen werden. Friedrich fühlte dieses, und verkannte die Lücken seines eigenen Moralsystems nicht, und wenn er gleich selbst sich zu der Ueberzeugung von einer höhern Bestimmung des Menschen, und großen Erwartungen von dessen Zukunft nicht hatte erheben können, so wünschte er doch sehr, daß Andere diese Ueberzeugungen haben möchten, und daß sie im ersten Unterricht der Jugend beigebracht würden. Er achtete deshalb das Christenthum, und in demselben die

pro=

protestantische Confession am meisten, weil er glaubte, daß darin der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, mit den mindesten Schlacken von Aberglauben gemischt, gegeben werde. Wir haben bereits die Zartheit des Gefühls bemerkt, welche Friedrich gegen Umgangs-Genossen bewies, denen er eigne Zweifel sorgfältig verbarg, wenigstens sie nicht laut vor ihnen äußerte, um sie in ihren beglückenden Ueberzeugungen nicht zu stören; aber, im Widerspruch hiermit, bewies er nicht ein Gleiches in seinen öffentlichen Aeußerungen über Religion und in allen seinen darauf Bezug habenden Handlungen. Hievon scheint ihm der wichtige Einfluß auf das Volk wirklich nie recht bemerkbar geworden zu seyn. Er verhehlte nicht, daß er durch keine Art religiöser Ueberzeugungen in seinen Handlungen geleitet werde, daß er auf die Billigung der Gottheit und künftiges Leben nie Rücksicht nehme; er zeigte sich oft nicht nur als Zweifler, der er doch nur war, und bis ans Ende geblieben ist, sondern als entschiedner Verächter aller religiösen Ueberzeugungen, die er als Tand und Menschenerfindung verachtete. Er nahm deshalb nie an irgend einer Gottesverehrung Antheil [27]), und beobachtete durchaus keine religiösen Ge-

27) Zu Anfang seiner Regierung soll Friedrich zuweilen dem Got-

Gebräuche irgend einer Art. Dies hat offenbar einen sehr üblen Eindruck auf den sittlichen Charakter des Volks gehabt. Einige hatten zwar einen großen Aerger an diesem Unglauben, Andere ahmten dagegen denselben nach, und da ihre Tugend ohne Religion nicht bestehen konnte, wurden sie, wenn jene Stütze wegfiel, in die gröbste Sittenlosigkeit gestürzt. Doch ist diese oft noch ärger geschildert, als sie wirklich war. Ruchlosigkeit und frecher Unglaube zeigten sich im Preußischen nur deshalb unverholner, als anderswo, weil sie vor Niemand Scheu haben durften; aber wir sind überzeugt, sie sind in manchen, besonders auch katholischen, Ländern während Friedrichs Zeit wirklich ärger gewesen, und haben, vielleicht grade weil sie sich mehr im Verborgenen halten mußten, daselbst weit schädlicher gewirkt, als in Preußen. Der Umstand, daß man wußte,

Gottesdienste beigewohnt haben, in der Folge aber ist dies nie geschehen. Bey Gelegenheit seiner Huldigung in Breslau hat er den Consistorial-Rath Burg gehört, und ihm seinen Beifall bezeigt. Nach der Schlacht bey Leuthen wohnte er der Siegespredigt eben dieses Mannes bey, und so hat er auch in Dresden einige Male den Superintendent Am Ende gehört. Diese seltnen Fälle, bey denen die Absicht auf das Volk zu wirken offenbar war, können gegen die Regel, die Friedrich beobachtete, dem Gottesdienste nicht beizuwohnen, nicht angeführt werden.

wußte, Friedrich sehe gar nicht auf religiöse Meinungen, und man könne dadurch, daß man diese oder jene äußere, bey ihm durchaus nichts gewinnen noch verlieren; dieser Umstand gab auch den Verehrern der Religion den Muth, sich mit dem Bekenntniß derselben ganz offen darzustellen, ja wir möchten fast sagen, daß grade des Königs Irreligiosität Manche gleichsam herausgefordert und ihren Widersprechungsgeist geweckt habe, um ganz entgegengesezte Ueberzeugungen recht kund werden zu lassen. In Berlin wurden die Kirchen vielleicht fleißiger besucht, als es in andern Hauptstädten damals der Fall war. Nicht nur strömte das gemeine Volk häufig den Predigern zu, deren Vortrag nach seinem Sinn und für seine Fassung war, auch die gebildeteren Klassen, auch die ersten Männer und Frauen des Hofes wohnten dem Gottesdienst fleißig bey. Ein Sack, Spalding, Dietrich und Zöllner predigten immer vor zahlreichen Versammlungen. Die vorzügliche Achtung und das große Vertrauen, welche Friedrich Einigen seiner Umgangsgenossen bewies, die eifrige Verehrer des Christenthums waren, die Ungezwungenheit, mit welcher Manche, die zunächst um den König waren, unter seinen Augen alle kirchlichen Gebräuche mit Strenge beobachteten, ohne daß es der König je

misbilligte, trugen bey, den Eindruck seines eignen Unglaubens zu mildern. Manche zufällige Aeusserungen des Königs, die man mit Begierde weiter erzählte, die vielleicht zuweilen übertrieben würden, wirkten hierzu mit, und es hat unter denen, welche lange in des Königs Nähe gelebt haben, immer Einige gegeben, welche an seine gänzliche Irreligiosität nie recht glauben wollten; doch bleibt es gewiß, daß deren öffentliche Aeußerung übel gewirkt, und Friedrich hierin offenbar gefehlt hat, wenn gleich die bemerkten Umstände die üble Wirkung etwas gemindert haben mögen. Gewiß aber hat Friedrichs Unglaube nicht gehindert, daß während seiner Regierung wirklich viel Gutes zu Beförderung ächter Religion von den preußischen Landen ausgegangen ist. Manche preußische Theologen in Berlin, Halle und andern Orten, ein Sack, Spalding, Teller, Dietrich, Damm, Semler, Eberhard und viele andere, waren eifrig bemüht, den Kirchenglauben von entstellendem Irrwahn zu reinigen, und ihn zu der ursprünglichen Lehre des Stifters des Christenthums, der nur sittliche Veredlung des Menschen bezielte, zurückzuführen. Ein von Nicolai dirigirtes kritisches Journal, die Berliner allgemeine deutsche Bibliothek, hat vorzüglich beigetragen, in der theologischen Welt des protestantischen,

und zum Theil auch des katholischen Deutschlands, ungleich freimüthigere Ansichten zu begründen, und, ohne die Uebertreibungen des Pietismus, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fast auf denselben Zweck gearbeitet hat, das Christenthum mehr auf das Praktische, als die Hauptsache aller Religion, zurückzuführen. Friedrich sahe diesen Bemühungen mit Wohlgefallen zu, und wünschte ihnen besten Erfolg, wenn gleich deshalb öffentlich Beifall zu erkennen zu geben, oder in dem Hergebrachten durch seine Befehle irgend eine Aenderung vorzuschreiben seinem Grundsatze, daß ein Regent die Gewissensfreiheit der Unterthanen in keiner Art kränken müsse, durchaus zuwider war. Er ging in der Zartheit, womit er die Meinungen Andrer schonte, wirklich zuweilen weiter, als man, bey seiner eignen Gleichgültigkeit gegen alle diese Meinungen, ihm hätte zutrauen sollen. So war es eine der ersten Handlungen seiner Regierung, daß er den lutherischen Predigern und Gemeinden volle Freiheit gab, gewisse Cerimonien, die König Friedrich Wilhelm I als Ueberbleibsel päbstlichen Aberglaubens abgeschafft, und einige widersprechende Prediger sogar mit der Absetzung bedrohet hatte, wieder einzuführen, oder auch sie wegzulassen, wie sich Jeder in seinem Gewissen dazu verpflichtet glaubte,

und die Gemeinden es wünschten. Einen gleichen Duldungsgeist bewies er noch in seinen lezten Jahren bey dem Widerspruche, der gegen die versuchte Einführung eines verbesserten Gesangbuchs sich erhob. Wenn gleich er das Bessere billigte, wollte er dasselbe doch durchaus durch Zwang nicht aufgedrungen haben, wie dieses oben bereits bemerkt ist [28].

Die ganz vollkommne Toleranz, oder, um es richtiger auszudrücken, die völlige Gleichheit aller Unterthanen in Bezug auf alle Rechte der bürgerlichen Gesellschaft, ohne daß dabey auf ihre Religionsmeinungen einige Rücksicht genommen wäre, und die den verschiedenen christlichen Kirchen gelassene Freiheit, ihre Einrichtung nach eigner Einsicht, ohne Einmischung des Staats zu machen, welche Friedrich in so hohem Grade gestattet hat, war keine von ihm zuerst eingeführte Regierungs-Maxime; sie ist vielmehr von den ältesten Zeiten dem brandenburgischen Hause eigenthümlich gewesen. In keinem deutschen Lande vielleicht ist die Religionsveränderung des sechszehnten Jahrhunderts mit so vieler Ruhe und Mäßigung, mit so weniger gegenseitiger Erbitterung der Partheien, fast ohne Zuthun der

Re-

28) S. Band 1. S. 260.

Regierung, vorgenommen, als im Brandenburgischen. Churfürst Joachim I, der zu jener Zeit lebte, war ein eifriger Verehrer der Religion, zugleich ein gelehrter Herr, der die in das Christenthum eingerissenen Misbräuche sehr gut erkannte, und deren Besserung eifrigst wünschte, aber er wollte, daß diese Besserung durch Männer von vorzüglicher Einsicht auf einem allgemeinen Concilium angeordnet und dann durch die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten jedes Landes, nach Maaßgabe der besondern Verhältnisse, zur Ausführung gebracht würde. Die von unten aus dem Volke aufbrechende Reformation war ihm dagegen, wegen der bösen Folgen, welche er davon besorgte, höchst misfällig, und er war Luthern, den er auf den Reichstägen persönlich hatte kennen lernen, abgeneigt. Dennoch sahe er ruhig zu, wie die neue Lehre bey seinen Unterthanen Eingang fand, und endlich deren größter Theil, und selbst die churfürstliche Familie derselben beistimmte. Sein Nachfolger, Churfürst Joachim II, bekannte sich öffentlich zu der neuen Lehre, und führte sie in seinen Landen ein, aber mit großer Sanftmuth, und 1539 ohne diejenigen im Mindesten zu drücken, welche bey dem alten Glauben zu beharren vorzogen. Seine nächsten Nachfolger waren dem ungeänderten Lutherthum eifrigst zugethan, und der auch in ihr Land

eingedrungenen reformirten Lehre nicht geneigt, ohne jedoch deren Anhänger auf irgend eine Weise zu kränken, obgleich die theologischen Eiferer Verfolgung aller reformirt Gesinnten, und selbst derer, die solcher Gesinnung nur verdächtig waren, anzufachen sich eifrigst bemühten [29]. Doch die brandenburgische Regierung widerstand dem wilden Eifer und hat nie den Vorwurf auf sich geladen, Menschen wegen Verschiedenheit der Meinungen gedrückt zu haben; aber Churfürst Johann Sigismund ging öffentlich mit mehrern seiner Staatsdiener zur refor-
1613 mirten Confession über. Zwey seiner Brüder und sein Churprinz Georg Wilhelm hatten diesen Schritt schon einige Zeit vorher gethan. Johann Sigismund fand sich hierzu durch Ueberzeugung in seinem Gewissen gedrungen, und hatte durchaus keine politischen Beweggründe bey dieser Handlung, obgleich dies

29) Einer der berühmtesten dieser Eiferer, Andreas Musculus, General-Superintendent der Mark Brandenburg, hat öffentlich darauf angetragen, die Gebeine des weisen Melanchthons, dessen weise Mäßigung den Zeloten ein großer Aerger war, auszugraben und nebst seinen Schriften öffentlich zu verbrennen! Wahrlich, wenn man erfährt, daß ein protestantischer Theolog eines so abscheulichen Gedankens fähig gewesen; so hört man auf, die unchristliche Verfolgungssucht für einen nur der katholischen Kirche eigenthümlichen Flecken zu halten.

dies, oft fälschlich behauptet ist 30). Er erklärte ausdrücklich, daß, so sehr er von der Wahrheit des von ihm bekannten Lehrbegriffs überzeugt sey, und auch Andern gleiche Ueberzeugung wünsche, so wolle er

30) Diese ganz unrichtige Behauptung ist von einem Schriftsteller dem andern ohne alle Prüfung und Beweis nachgeschrieben, und auch Friedrich II selbst hat sie, ohne vorher untersucht zu haben, in den Mémoires de la Maison de Brandebourg als wahr angenommen. Wenn man sich in die Umstände versetzt, in welchen Johann Sigismund lebte, so überzeugt man sich, daß durchaus keine politischen Gründe denkbar waren, welche diesem Churfürsten den Uebergang hätten rathsam machen können, daß er vielmehr, nach allen Gründen der Staatsklugheit, nicht öffentlich einer Parthey beitreten mußte, welche dem bey weitem größten Theile seiner Unterthanen äußerst verhaßt war, gegen deren Abneigung die Absicht, den wenigen neuen Clevischen reformirten Unterthanen zu gefallen, durchaus kein Grund seyn konnte. Eine zuverläßige Auskunft über diese Begebenheit und alle dabey vorgekommenen Umstände nach den besten zum Theil nur handschriftlich vorhandenen Berichten der Zeitgenossen findet man in Herings: „historischer Nachricht vom ersten Anfang der evangelisch-reformirten Kirche in Brandenburg und Preußen. Halle 1778;“ und in den „Zusätzen und Verbesserungen zu dieser Nachricht. Halle 1784.“ Ruhige Mäßigung und Unpartheilichkeit sind in diesen Schriften unverkennbar, und dieselben müssen Jeden von der edlen Mäßigung Churfürsts Johann Sigismund überzeugen.

er dieselbe doch Niemand aufdringen, noch weniger wegen Abweichung von derselben irgend Jemand verfolgen oder drücken; er umfasse vielmehr alle seine Unterthanen, welche religiöse Meinungen sie haben möchten, mit gleicher Liebe. Alle Handlungen des frommen Churfürsten waren diesen Versicherungen ganz gemäß. Nur in seiner Hofkirche wurde der reformirte Cultus eingeführt, in allen andern Kirchen aber der bisher bestandene beibehalten, so lange die Gemeinden es wünschten. Den bey dem Lutherthum Beharrenden wurde keine einzige Kirche im ganzen Lande genommen. Johann Sigismund foderte für sich, seine Familie und die ihm gleich Denkenden nichts weiter, als dieselbe Gewissensfreiheit, die er allen Andern zugestand. Nur das unvernünftige Eifern, Lästern und Verdammen auf den Kanzeln und in Schriften, wurde allen Partheyen strenge verboten; doch nicht ohne harten Kampf wurde dem billigen Verlangen des Regenten genügt. Man ging anfangs so weit, ihm zu Königsberg nicht einmal in seinen eigenen Zimmern den Privatgottesdienst nach reformirten Gebräuchen gestatten zu wollen, und sogar in Berlin entstanden aufrührerische Bewegungen. Durch die hitzigen Theologen wurde auch ein Theil der Landstände aufgehezt, dem Churfürsten, wenn er bey der Religionsveränderung beharrte, die Bewilligung

der

der Abgaben zu verweigern, und sich Eingriffe in seine ausgemachtesten Regentenrechte zu erlauben. Doch endlich siegte Johann Sigismunds wirklich die höchste Prüfung aushaltende sanfte Mäßigung über allen Widerstand, und brachte die Unterthanen dahin, ihm selbst und seiner Familie und den mit ihm Gleichdenkenden eben die Rechte in Absicht der Gottesverehrung zuzugestehen, die sie für sich selbst verlangten.

Die Nachfolger Johann Sigismunds haben nach gleichen Grundsätzen gehandelt, und allen ihren Unterthanen, welcher christlichen Parthey sie auch zugethan waren, nicht nur die vollkommenste Gewissensfreiheit, sondern auch, ohne Rücksicht auf religiöse Meinungen, völlig gleiche bürgerliche Rechte zugestanden. Hierdurch ist bewirkt, daß grade die Verschiedenheit von Confession zwischen Regenten und Unterthanen, welche in manchen Landen bleibende Trennung, gegenseitiges Mistrauen und ärgerliche Streitigkeiten hervorbrachte, in den Preußisch-Brandenburgischen Landen dagegen die glücklichsten Folgen gehabt hat. Beide Partheien näherten sich in Duldung und Liebe, die Einsichten wurden bey Allen erweitert, die Rechte der Regierung wurden aufrecht erhalten, und den kirchlichen Partheien die Freiheit gelassen, ihre Einrichtungen

nach ihrer besten Einsicht zu machen. Aber den Anmaaßungen ehrsüchtiger Geistlichen, welche in den zunächst auf die Reformation folgenden Zeiten schon auf gutem Wege waren, an die Stelle päbstlicher Gewissensherrschaft im protestantischen Deutschland die Herrschaft ihrer Symbole zu setzen, geschah Einhalt. Die deshalb unter Johann Sigismund so kühn gewagten Versuche sind im Brandenburgischen die lezten ihrer Art gewesen. Seit jener Zeit ist nicht nur von der Regierung die Gewissensfreiheit geschüzt, sondern auch die Unterthanen, und unter ihnen auch die Geistlichen beider Partheien, haben, ohngeachtet des festen Beharrens bey ihren verschiedenen religiösen Ansichten, in Eintracht neben einander gelebt, und dadurch bewährt, daß sie sich zu einer Religion der Liebe bekennen, welche durchaus nicht einer genauen Uebereinstimmung in den Meinungen bedarf. König Friedrich Wilhelm I hätte, seinem Charakter gemäß, die Sache gern etwas rascher betrieben. Er wünschte angelegentlich beide protestantischen Kirchen zu vereinigen, sowohl in Absicht des äußern Gottesdienstes, als auch über den Lehrbegriff selbst; die Trennung war ihm höchlich zuwider, und sein Eifer für die Vereinigung hätte ihn beinahe hingerissen, Zwang zu gebrauchen, aber sein gesunder Menschenverstand hielt ihn zurück, und

und der Versuch, den er in dem lezten Jahre seiner Regierung gemacht, bey dem lutherischen Gottesdienst einige kleine Aenderungen mit Androhung von Zwang einzuführen, wurde von Friedrich II, wie wir bereits erwähnt, gleich in den ersten Tagen seiner Regierung zurückgenommen. Dieses von den brandenburgischen Regenten während eines so langen Zeitraums mit steter Consequenz beobachtete wohlthätige und weise System ist endlich in der Zeit, während welcher diese Geschichte geschrieben worden, zur glücklichsten Vollendung gediehen, und es war König Friedrich Wilhelm III vorbehalten, beide protestantischen Religionspartheien zu einer gemeinsamen Gottesverehrung zu vereinen, wobey 1817 d. 31ten Oktbr. aber jede Parthey ihre unterscheidenden Meinungen behalten hat, und kein Versuch gemacht ist, sich über diese in beide Theile einigermaßen befriedigenden Worte scheinbar zu vergleichen; eine Weisheit, die von Jedem gepriesen werden muß, den die Geschichte der Vorzeit belehrt hat, daß jeder solcher Versuch nicht nur unnütz, sondern auch Anlaß gewesen ist, die Erbitterung beider Theile von neuem anzufachen.

Die völlig gleiche Behandlung, welche Friedrich gegen beide protestantische Partheien bewies, war

bey

bey ihm nicht blos auf diese eingeschränkt, sie umfaßte alle auch von beiden abweichenden christlichen Meinungen. Immer war es sein Grundsatz, wie er es einmal in einem seiner Befehle ausdrückte, daß es Jedem in seinem Lande erlaubt seyn müsse, nach eigner façon selig zu werden; Jeder sollte glauben und öffentlich bekennen dürfen, was er wollte, und Keiner sollte deshalb irgend worin je zurückgesezt oder vorgezogen werden. Diese vollkommen gleiche Behandlung christlicher Religionspartheien war bey Friedrich nicht nur Grundsatz der Staatskunst, sondern natürliche Folge der Ueberzeugung, zu der ihn, wie wir bereits bemerkten, sein philosophisches Nachdenken schon in früher Jugend gebracht hatte, daß es unmöglich sey, in Absicht übersinnlicher Dinge zu irgend einer Gewißheit zu gelangen. Innig überzeugt von der großen Wahrheit: „Wir irren insgesammt, nur Jeder irret anders,“ mußte er es für die albernste aller Albernheiten halten, wenn Menschen über die Verschiedenheit ihrer Vorstellungen von Dingen, über welche Alle gleich unwissend sind, sich zanken, hassen und verfolgen. So wahr dieser Grundsatz, und so musterhaft die von Friedrich hiernach befolgte Regierungs-Maxime ist; so ist doch nicht zu läugnen, daß er es zuweilen gar zu sehr

kund

kund gab, seine Duldung beruhe auf völliger Gleichgültigkeit, oder vielmehr Geringschätzung aller und jeder Religionsmeinungen, die er insgesammt für Irrthum und Täuschung hielt. Er ist in dieser an Verachtung gränzenden Gleichgültigkeit unstreitig weiter gegangen, als der gute Mensch, welcher die Ueberzeugungen Anderer, wenn er sie auch nicht theilen kann, doch achtet, und besonders als der weise Regent, er mag selbst denken wie er will, gehen sollte. Friedrich vergaß zu sehr, daß die Sittlichkeit und die Zufriedenheit des bey weitem größten Theils der Menschen mit ihren religiösen Ueberzeugungen enge zusammenhängt, daß sie ohne dieselben nicht bestehen kann, und daß der Regent jene offenbar in den Gemüthern schwächt, wenn er diesen ohne alle Ausnahme eine verächtliche Gleichgültigkeit beweist. Es ist freilich äußerst schwer, vielleicht unmöglich, diese Gleichgültigkeit nicht kund zu geben, wenn wir sie wirklich haben, und wenn wir zu einer Ueberzeugung von höherer Bestimmung des Menschen, und zu frohen Hoffnungen über dessen Zukunft uns nicht haben erheben können. Friedrich hat dies, so redlich er auch darnach gestrebt hat, nicht vermogt; eine andre Ueberzeugung, als er hatte, wollte er nicht heucheln, und so hat er also durch zu offenes Kundgeben seiner eignen Ansichten

auf

auf seine Unterthanen zuweilen übel gewirkt, und sie in den Ueberzeugungen, bey welchen er sie so gern zufrieden sahe, wider seinen Willen gestört. Zuweilen beruhte das Aergerniß, welches er gab, vielleicht nur in der etwas derben Art, seine Gesinnung auszudrücken, und es hätten, um dasselbe weniger kränkend für die Gefühle Andrer zu äußern, nur schonendere Worte gebraucht werden müssen. Wenn z. B. der König bey dem Versuch der Einführung eines bessern Gesangbuchs durchaus Niemand wider sein Gewissen gezwungen wissen wollte, so war dies lobenswerth, wenn er aber in seinen deshalb erlassenen Befehlen hinzusetzte: „Jeder kann bey mir „singen, Nun ruhen alle Wälder und „dergleichen dummes und thörigtes „Zeug mehr," — so war dieses Manchem seiner Unterthanen, und wol nicht den schlechtesten, wirklich schmerzhafter, als vielleicht einiger Zwang gewesen wäre, den sie bey mehrerm Antheil des Königs an der Sache hätten leiden müssen.

Bey aller Freiheit, welche den verschiedenen Religionspartheien gelassen war, ihre kirchlichen Einrichtungen so zu machen, wie sie sich selbst in ihrem Gewissen dazu verpflichtet hielten, verstattete Friedrichs wachsame Regierung nicht, daß Eine

Par-

Parthey da, wo sie die zahlreichere war, sich über die andern irgend Vorrechte anmaaßte, oder ihren Gliedern gehäßige Gesinnungen gegen anders Denkende einflößte. Auch die römisch-katholische Kirche, so wenig es ihren eigenthümlichen Grundsätzen gemäß war, mußte sich hierin fügen; alle in derselben sonst üblichen Controverspredigten waren streng verboten, und den Geistlichen war ernstlich vorgeschrieben, sich damit zu begnügen, ihren Lehrbegriff in seinem ganzen Umfange zu erklären und zu behaupten, aber sich dabey alles Schimpfens und Verdammens Anderer zu enthalten. Auch waren ihnen alle Versuche, Andere zu ihrem Glaubensbekenntniß hinüberzuziehen, untersagt, und dieselben sind unter Friedrichs Regierung wirklich selten gewesen. Eben so war auch der Geistlichkeit nicht erlaubt, sich über die Gewissen der eignen Glaubensgenossen irgend eine Herrschaft anzumaaßen, und wenn dieselbe zuweilen im Dunkel der Klöster versucht seyn mag, so wurde, sobald die Regierung davon Kunde erhielt, jedem Zwange ernstlich gesteuert. So hat auch die katholische Kirchenparthey unter Friedrichs Regierung wenig nachtheilige Wirkungen hervorgebracht, und dieser König konnte ohne Bedenken den Jesuitenorden in seinen Landen noch einige Jahre nach dessen Aufhebung ganz in alter Verfassung bestehen lassen, da er dieses

wer-

dung der verschiedenen Religionspartheyen nie irgend ein Nachtheil verspürt ist. Zuweilen findet man in seinen Entscheidungen über Angelegenheiten dieser Art wol eine üble Laune und einigen Unwillen, welche bey einem Regenten sehr natürlich waren, der durch Dinge, die er selbst gering achtete, sich ungern in wichtigern Geschäften gar zu oft unterbrechen ließ.

Nur in Absicht Einer Religionspartheyhat der König die Grundsätze, welche er gegen alle andere übte, und welche so gute Folgen hervorbrachten, nicht befolgt, nämlich in Absicht der Juden. Er hielt dieses Volk durch seine Religionsmeinungen so sehr verderbt, und besonders derjenigen Tugenden, welche für die bürgerliche Gesellschaft vorzüglich wichtig sind, nämlich strenger Ehrlichkeit, Vaterlandsliebe, kriegerischen Muths und Tapferkeit, so ganz unfähig, daß er es für unmöglich erachtete, dasselbe durch irgend getroffene Einrichtungen zu bessern. Eine natürliche Folge dieser Ansicht war, daß er der weitern Vermehrung der Juden Gränzen zu setzen wünschte, und dieses durch drückende Einrichtungen aller Art, welche ihr Fortkommen erschwerten, zu erreichen suchte. Zwar hatte es der Einsicht Friedrichs unmöglich entgehen können, daß die unläugbar vorhandene sittliche Ver-

derb-

derbniß des jetzigen jüdischen Volks nur dadurch hervorgebracht sey, weil es seit so vielen Jahrhunderten in allen Staaten unter einem harten Drucke gehalten, ihm alle Rechte und Vortheile des bürgerlichen Vereins versagt, ihm fast alle Wege zu einem ehrlichen Fortkommen verschlossen, jeder edle Ehrtrieb in ihm erstickt und ihm zum nothdürftigen kümmerlichen Unterhalt nur der einzige Weg des kleinen Handels übrig gelassen war. Dieser ist ein Gewerbe, das, wenn es viele Generationen hindurch von einem abgesondert lebenden Volke allein getrieben wird, nothwendig den verderblichsten Einfluß auf dessen Sittlichkeit haben muß, einen Einfluß, dem schlechterdings nicht gewehrt werden kann, als wenn dessen Ursache gehoben, und den Juden, gleich allen andern Gliedern der Gesellschaft, gestattet wird, durch jede Art von Fleiß und Arbeit ihren Unterhalt auf ehrliche Art zu gewinnen. Dieser Weg der bürgerlichen Verbesserung der Juden ist der einzige, aber sicher und unfehlbar, denn die Verderbtheit dieses Volks ist allein Folge des langen, politischen Drucks, nicht der Religionsgrundsätze. Ist gleich das mosaische Gesetz in seiner ursprünglichen Reinheit nicht erhalten, sondern in der Folge der Zeiten durch manche Zusätze entstellt, welche nachtheiligen Einfluß auf die Moralität des Volks gehabt

dung der verschiedenen Religionspartheyen nie irgend ein Nachtheil verspürt ist. Zuweilen findet man in seinen Entscheidungen über Angelegenheiten dieser Art wol eine üble Laune und einigen Unwillen, welche bey einem Regenten sehr natürlich waren, der durch Dinge, die er selbst gering achtete, sich ungern in wichtigern Geschäften gar zu oft unterbrechen ließ.

Nur in Absicht Einer Religionspartheyhat der König die Grundsätze, welche er gegen *alle* andere übte, und welche so gute Folgen hervorbrachten, nicht befolgt, nämlich in Absicht der Juden. Er hielt dieses Volk durch seine Religionsmeinungen so sehr verderbt, und besonders derjenigen Tugenden, welche für die bürgerliche Gesellschaft vorzüglich wichtig sind, nämlich strenger Ehrlichkeit, Vaterlandsliebe, kriegerischen Muths und Tapferkeit, so ganz unfähig, daß er es für unmöglich erachtete, dasselbe durch irgend getroffene Einrichtungen zu bessern. Eine natürliche Folge dieser Ansicht war, daß er der weitern Vermehrung der Juden Gränzen zu setzen wünschte, und dieses durch drückende Einrichtungen aller Art, welche ihr Fortkommen erschwerten, zu erreichen suchte. Zwar hatte es der Einsicht Friedrichs unmöglich entgehen können, daß die unläugbar vorhandene sittliche Ver-

derbniß des jetzigen jüdischen Volks nur dadurch hervorgebracht sey, weil es seit so vielen Jahrhunderten in allen Staaten unter einem harten Drucke gehalten, ihm alle Rechte und Vortheile des bürgerlichen Vereins versagt, ihm fast alle Wege zu einem ehrlichen Fortkommen verschlossen, jeder edle Ehrtrieb in ihm erstickt und ihm zum nothdürftigen kümmerlichen Unterhalt nur der einzige Weg des kleinen Handels übrig gelassen war. Dieser ist ein Gewerbe, das, wenn es viele Generationen hindurch von einem abgesondert lebenden Volke allein getrieben wird, nothwendig den verderblichsten Einfluß auf dessen Sittlichkeit haben muß, einen Einfluß, dem schlechterdings nicht gewehrt werden kann, als wenn dessen Ursache gehoben, und den Juden, gleich allen andern Gliedern der Gesellschaft, gestattet wird, durch jede Art von Fleiß und Arbeit ihren Unterhalt auf ehrliche Art zu gewinnen. Dieser Weg der bürgerlichen Verbesserung der Juden ist der einzige, aber sicher und unfehlbar, denn die Verderbtheit dieses Volks ist allein Folge des langen, politischen Drucks, nicht der Religionsgrundsätze. Ist gleich das mosaische Gesetz in seiner ursprünglichen Reinheit nicht erhalten, sondern in der Folge der Zeiten durch manche Zusätze entstellt, welche nachtheiligen Einfluß auf die Moralität des Volks gehabt

haben; so liegt doch selbst in dem Glauben der neuern Juden nichts, was sie zu durchaus schlechten Menschen machen müßte, und was nicht bey guter bürgerlicher Behandlung seine Einwirkung binnen einer gewissen Zeit verlieren müßte, wie die Erfahrung es bey andern Religionspartheyen bewiesen hat [31]). Aber wenn, wie wir glauben, dieses auch Frie-

31) Schreiber dieses hat eben diese Grundsätze bereits vor vielen Jahren in einem Werke über die *bürgerliche Verbesserung der Juden*, 2 Theile, 1781 und 1783, umständlich entwickelt, und in Deutschland zuerst auf dieselben aufmerksam gemacht, zu eben derselben Zeit, wie, ihm unbewußt, Kaiser Joseph II unter allen Monarchen zuerst nach eben diesen Grundsätzen zu handeln anfing. Freudig bekennt der Verf. hier seine Ueberzeugung, daß noch jezt, nachdem so Vieles über diesen Gegenstand, zum Theil in einem ganz andern Sinne wie der seinige, geschrieben ist, eben diese Grundsätze ihm doch noch immer die einzigen zu seyn scheinen, die eine Regierung befolgen muß, der es Ernst ist, die Juden zu brauchbaren Unterthanen zu machen. Sein Buch ist zugleich ein Beweis, wie freimüthig man unter Friedrich die von ihm befolgten Regierungs-Maximen öffentlich beurtheilen durfte; der Verf. übersandte seine Schrift dem Könige, und entwickelte in dem Begleitungsschreiben kurz die Tendenz derselben; er erhielt eine seine Absicht lobende, gütige Antwort. Ein Mehreres war nicht zu erwarten, denn Friedrich war in seinen Regierungs-Maximen zu fest, als daß er durch eine deutsche Schrift eines noch jungen Schriftstellers zum nochmaligen Durchdenken derselben hätte bewogen werden können.

Friedrichs Einsicht nicht hatte entgehen können, so entging ihm auch gewiß nicht, daß dieser Weg der bürgerlichen Verbesserung der Juden, wenn gleich der sicherste und gewisseste, doch ungemein langsam sey, und daß, wenn er ihn hätte betreten wollen, er doch bey dem längsten Leben keine Hoffnung haben würde, die guten Folgen desselben zu sehen. Friedrich wählte also den Weg, durch noch härtern Druck der Zunahme der Juden zu wehren. Die Lasten, welche dieselben tragen mußten, waren wirklich sehr schwer, und von der Art, um die Juden in jedem Augenblick fühlen zu lassen, man traue ihnen nichts Gutes zu, und sie seyen Gegenstände allgemeiner Verachtung. Dies mußte die sittliche Verderbtheit dieses Volks noch vermehren, und allen Ehrtrieb und jedes bessere Gefühl ganz ersticken. Es schien, die Regierung habe recht darauf gesonnen, um den Druck empfindlich zu machen; wir führen nur ein dies beweisendes Beispiel an. Die Zahl der Juden an jedem Orte war genau bestimmt, und es wurde sorgfältig gewacht, daß dieselbe sich unter keinem Vorwande vermehre. Jeder Familienväter bedurfte, um im Lande zu leben, eines Schutzbriefes; dieser ging bey seinem Tode immer nur auf eins seiner Kinder über, die übrigen Kinder mußten auswandern, oder eigne Schutzbriefe lösen. Aber außer dem Gelde, welches diese Schutz-

briefe kosteten, waren an dieselben noch Nebenbedingungen geknüpft, die sie noch drückender machten. Eine dieser Bedingungen war folgende: ein Jude, dem das Recht, sich im Lande niederzulassen und zu verheirathen, zugestanden würde, mußte eine gewisse Quantität von Porcellän der Königl. Fabrik abkaufen, aber es war ihm nicht erlaubt, dieses Porcellan selbst auszuwählen, sondern die Fabrik-Direktion theilte ihm das Bestimmte zu, und ließ ihn dafür den Preis, den man gut fand, bezahlen. Noch mehr, dies aufgedrungene Porcellan durfte der Jude nicht zum eignen Gebrauch behalten, oder es im Lande verkaufen; sondern er mußte es binnen einer gewissen Zeit außer Landes schaffen, und damit man sich überzeuge, daß dieses geschehe, mußte er einen Ort im Auslande benennen, wohin es die Direktion versandte. Dieses Porcellan, welches besonders bezeichnet wurde, durfte auch bey Strafe, als Contrebande behandelt zu werden, nie wieder eingeführt werden. Diese harte wirklich grausame Maaßregel war auch zugleich noch in andrer Rücksicht unpolitisch, denn da natürlich die Fabrik-Direktion sich dieses Mittels bediente, um ihres schlechtesten Ausschusses sich zu entledigen; so wurde hierdurch der Credit des Berliner Porcellans im Auslande vermindert. In der That man erstaunt, daß

Frie-

Friedrich solche kleinliche Mittel eines ungerechten Drucks hat genehmigen können, und man wird geneigt zu glauben, daß die Ueberzeugung von der schädlichen Wirksamkeit der Juden nicht der einzige Beweggrund gewesen sey, sondern die Halsstarrigkeit, mit welcher dies Volk bey dem seit Jahrtausenden bewährten Glauben und den Sitten seiner Väter beharrete, ihm eine solche Abneigung und Verachtung gegen diese Unglücklichen eingeflößt hatte, daß er in Rücksicht derselben alle Gesinnungen des Landesvaters verläugnete. Alles dies hinderte jedoch nicht, daß Juden, welche einmal Vermögen erworben hatten, und eine besondere Gewandtheit des Geistes bewiesen, von Friedrich gern zu Unternehmungen gebraucht wurden, wo es darauf ankam, mit den wenigsten Ausgaben und auf die sicherste Weise Vortheile zu erwerben. Diejenigen, welche hierzu gebraucht werden konnten, erhielten jede Art von Begünstigung und Unterstützung, oft auf Kosten und mit Zurücksetzung thätiger und rechtlicher Unterthanen. Da diese Vortheile grade solchen Juden am reichlichsten zu Theil wurden, welche durch Niederträchtigkeit dieselben zu erschleichen wußten, so war diese Begünstigung der schlechten Juden ein eben so kräftiges Mittel, als der Druck der übrigen, um die sittliche Ver-

derbtheit Aller, und die Erbitterung gegen sie bey andern Unterthanen zu vermehren.

Alle bisher gemachten Bemerkungen werden hinreichend beweisen, daß Friedrich, bey allem guten Willen, durch die innere Regierung bey weitem nicht so wohlthätig gewirkt habe, als gewiß geschehen wäre, hätte er den wichtigen Gegenständen derselben die Aufmerksamkeit widmen können, die sie so sehr verdienten; da er aber dies nicht vermogte, so gerieth er auf unrichtige Ansichten und wurde zu falschen Schritten geleitet. Hiezu kam bey diesem Könige, besonders in den leztern Jahren, daß seine einmal gewohnte Regierungsart ihm nicht erlaubte, ehe er seine Entschlüsse faßte, die Sachen allemal und zureichend mit Männern von Einsicht zu berathen, welche die Folgen von allen Seiten gezeigt hätten, und daß er deshalb in einmal gefaßten Meinungen immer mehr befestiget und immer weniger geneigt wurde, Widerspruch anzuhören. Auch mußte die gar zu große Ueberladung mit Geschäften oft kleinlicher Art zuweilen Unlust und üble Laune hervorbringen, welche dann zu Entschlüssen führten, die nicht immer auf die Umstände paßten, noch mit den in mehr heitern Augenblicken geäußerten Maximen übereinstimmten. Dies sind die Schranken der

Mensch-

Menschheit, über welche auch der umfassendste Geist nicht hinaus kann! Möge diese Erinnerung an solche Schwächen Friedrichs Beispiel künftigen Regenten auch in denjenigen Fällen lehrreich machen, wo dessen Nachahmung nicht empfohlen werden kann!

Friedrichs Verwaltung der Finanzen bietet fast eben die Betrachtungen dar, zu welchen uns seine innere Regierung so eben Anlaß gegeben hat. Niemand, und besonders kein Regent, ist in allen Rücksichten gleich groß und nachahmungswerth; auch Friedrich ist dies nicht gewesen. Die Leitung der politischen Verhältnisse mit andern Staaten, die Behauptung der wichtigen Stellung, welche er unter ihnen allein durch die Kraft seines Geistes, weit über das Verhältniß der physischen Kräfte seines Staats, errang, die Bildung seines Heers, der kräftige Gebrauch, den er von demselben in Kriegen, die er um die Existenz seines Staats führen mußte, machte, endlich sein Bestreben, in der Gesetzgebung etwas Vollkommneres zu erreichen; — dies sind die Fächer, in welchen Friedrich eigne Bahnen gebrochen, in welchen er sich groß, einzig und bewundernswerth bewiesen hat. Diese Fächer hatte er von früher Jugend an zu Gegenständen seines reifsten Nachdenkens gemacht, sie hatte er in allen ihren

ren Beziehungen durchdrungen, in ihnen folgte er den Grundsätzen, die er sich durch sein Nachdenken ganz zu eigen gemacht hatte. Nur, wo dieses der Fall ist, leistet auch der geistvolle Mann etwas wirklich Großes, und hinterläßt unsterbliche Denkmale seines eigenthümlichen höhern Genius. Nicht so war es in Absicht der innern Regierung und der Verwaltung der Finanzen; diese hatte Friedrich nie zu Gegenständen seines eifrigen Studiums gemacht. Er fand in denselben schon Vieles durch seinen Vater gut geordnet, und er beharrte bey der Nachahmung des von demselben gegebnen Beispiels, und hierin hat er sehr wohl gethan, denn die Erhaltung des schon vorhandenen Guten ist besser, als wenn eine Regierung ein unruhiges Streben beweiset, Alles vollkommner, als es war, zu machen. Auch durch Friedrichs Beispiel wird dieses bewiesen. Nicht durch die Beibehaltung der Grundsätze seines Vaters, sondern durch deren Uebertreibung in manchen Punkten hat er Unheil über sein Volk gebracht. Friedrich hat zuweilen Maasregeln befolgt, die für seine Unterthanen höchst drückend geworden sind, die sein Land zum Schrecken der Ausländer, und sein Andenken hin und wieder verhaßt gemacht haben. Eine umständliche Entwickelung der von diesem Könige befolgten Finanz-Grundsätze in ihrem

ganzen Zusammenhange, eine unpartheiische Darstellung aller Gründe und aller Folgen der in diesem Fache gemachten Einrichtungen würde höchst lehrreich seyn; aber, wenn wir sie auch zu unsrer eignen Befriedigung zu geben vermögten, welches doch nicht der Fall ist, so würde eine solche Darstellung uns hier zu weit führen. Wir begnügen uns, einige der wichtigsten Punkte anzudeuten, und überlassen es dem kundigen Leser, sich aus denselben ein richtiges Bild vom Ganzen zusammenzusetzen.

In der Benutzung der Domainen hat Friedrich keine erheblichen Veränderungen gemacht, und dieses mit Recht, weil er die Einrichtungen seines Vaters hierin sehr gut fand. Unter den frühern brandenburgischen Regenten hatte man oft zwischen Erbpacht der Domainen, oder deren Verpachtung auf gewisse Jahre geschwankt. König Friedrich I war anfangs der Erbpacht geneigt, schaffte aber gegen Ende seiner Regierung dieselbe ganz ab, und führte die Zeitpacht auf sechs oder zwölf Jahre überall ein. Die Bestimmung dieser Zeit ist vorzüglich wichtig. Billig sollte sie nie unter zwölf Jahren seyn, damit der Pächter Zeit habe, solche Einrichtungen zu treffen, welche ihm selbst einen dauernden Gewinn versprechen, und zugleich die immer

mer fortgehende Verbesserung des Bodens begünstigen, also dem Staat einen bleibenden Vortheil verschaffen. Wird die Pachtzeit kürzer bestimmt, so ist die Versuchung für den Pächter zu groß, seinen Vortheil durch solche Benutzung zu suchen, welche den Boden aussaugt und also einen lange Zeit dauernden Schaden bringt. Sind die Pachtzeiten zu lang, so entstehen dagegen andere Nachtheile. Friedrich Wilhelm I behielt diese Zeitpacht unter manchen sie verbessernden Bestimmungen bey, und Friedrich II fand keinen Grund, hierin eine Aenderung zu machen. Zu verschiedenen Zeiten war die Zertheilung der großen Domainen in mehrere kleine Güter vorgeschlagen, welche an die Unterthanen eigenthümlich überlassen, oder auch in Erbpacht ausgethan werden könnten. Dieser Vorschlag empfahl sich durch die Betrachtung, daß die Bevölkerung dabey gewinnen werde, wenn statt einer oft verhältnißmäßig zu reichen Familie, weit mehrere in mäßigem Wohlstande von demselben Gute leben könnten. Auch schien es, der Ackerbau werde unstreitig dabey gewinnen, wenn der Boden als Eigenthum von freyen Menschen nach eigner Einsicht bebauet würde, da diesen, ihres eignen Vortheils wegen, daran liegen müsse, der Erde Alles, was sie liefern kann, abzugewinnen, und deren Fleiß

keine Benutzung unversucht lassen werde, welche dagegen von großen Eigenthümern oder Pächtern oft zu klein geachtet, oder bey der Menge sie beschäftigender Gegenstände übersehen werden. Es ist deshalb mehrmals in Ueberlegung genommen, ob nicht diese Benutzungsart den Vorzug verdiene, und der König selbst schien zuweilen den dafür sprechenden Gründen geneigt. Es sind jedoch nur in einigen Provinzen, wo lokale Gründe es empfahlen, mit Zertrennung einiger großen Domainen, oder wenigstens Abbauung eines Theils derselben, als besonderer Vorwerke, Versuche gemacht. Im Ganzen aber ist man immer auf die Zeitpacht zurückgekommen, und dieselbe ist während der Regierung Friedrichs die gemeinüblichste Benutzungsart der Domainen geblieben. Natürlich sind bey derselben fortgehend alle Modifikationen angebracht, welche den erweiterten ökonomischen Kenntnissen angemessen waren, und die Erfahrung hat bewährt, daß diese Benutzung des Staateigenthums die zuträglichste sey, sowohl um aus demselben einen bedeutenden, immer zunehmenden Ertrag zu gewinnen, als auch, um in den Pächtern und deren Familien eine Klasse von höchst schätzbaren Landwirthen anzuziehen, welche durch ihre Einsicht und ihren Fleiß allen andern Landbauern ein nachahmungswerthes Beispiel geben,

und

hältniß zu dem wirklichen Ertrage bey weitem nicht so viel, als es nach jener Angabe schien, und dieses Verhältniß wurde in der Folge der Zeit für die Contribuenten immer günstiger, da durch die raschen Fortschritte des Landbaues der Ertrag immer ergiebiger wurde, die Steuer aber dieselbe blieb. So war auch für Schlesien die Grundsteuer ungemein mäßig, und da in Erhebung derselben die größte Ordnung und Unpartheilichkeit herrschte, auch bey allen ungünstigen Naturzufällen mit höchster Billigkeit Erlasse bewilliget wurden; so ist über direkte Steuern in den preußischen Landen nie eine Beschwerde gehört.

Anders war es freilich mit den indirekten Abgaben, d. i. denjenigen Steuern, welche von Gegenständen der Verzehrung, oder von solchen, die zu irgend eines Bedürfnisses Befriedigung, und zur Bequemlichkeit dienen, entrichtet werden mußten. Sie waren von mannichfacher Art, unter dem allgemeinen Namen Accise befaßt, und meistens mit den Zöllen, die von allen ins Land gebrachten, aus demselben gehenden oder nur durch dasselbe geführten Waaren entrichtet wurden, durch eine gemeinsame Direktion verbunden, die bis zu der Veränderung, von der wir sogleich reden werden, den Kriegs- und Domainen-Kammern beigelegt war. Von den auf

die Verzehrung gelegten Abgaben findet man im Brandenburgischen schon seit alter Zeit Spuren[33]. Merkwürdig ist, daß gerade zwey Regenten, welche zu den treflichsten gehören, die Brandenburg gehabt hat, nämlich Churfürst Johann Georg, und, 1592 fast ein Jahrhundert später, der große Churfürst 1680 Friedrich Wilhelm, bemüht gewesen sind, der Accise eine feste Einrichtung zu geben. Ohne Zweifel empfahl sich diese Art von Abgaben staatsklugen und wohlwollenden Regenten, welche die Vermehrung der Einkünfte, die durch die Bedürfnisse des Staats nothwendig wurden, mit dem mindesten Druck der Unterthanen zu bewirken wünschten, durch die Betrachtung, daß diese Abgaben, besonders wenn sie mehr auf Gegenstände des Luxus als der Nothdurft gelegt sind, nur vorzüglich die Wohlhabenden treffen, und auch diese gerade in dem Zeitpunkte treffen, wenn sie zum Zahlen am meisten fähig und ge-

33) Eine in der Kürze bündige Auskunft über die von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, besonders auch unter Friedrichs Regierung in diesem Fache getroffenen Einrichtungen, giebt folgende von einem würdigen, unlängst, im Oktober 1818, verstorbenen, Geschäftsmanne herrührende lesenswerthe Schrift: „Historisch-kritische Darstellung der Accise- und Zollverfassung in den Preußischen Staaten, von Heinr. v. Beguelin. Berlin 1797."

neigt sind, und daß es auch dann noch von den Contribuenten selbst abhängt, durch Beschränkung ihrer Verzehrung die Abgabe nach eignem Gefallen zu vermindern.

Es ist unverkennbar, daß die Accise wirklich diese Vorzüge vor allen andern Abgaben habe, so lange sie in den so eben angedeuteten Schranken *bleibt*, nicht nach zu hohen Sätzen, und nicht mit zu vielen und lästigen Formalitäten gefodert wird. Auch die Zölle werden unter dieser Bedingung von *den ihre* Waaren durchführenden Fremden als eine billige Erkenntlichkeit für die bewirkte Sicherheit und Erhaltung der Straßen nicht unwillig entrichtet. Unter den ältern brandenburgischen Regenten müssen diese Bedingungen wohl beobachtet seyn, denn man hat unter ihnen über diese Abgaben keine Beschwerden, noch über den verderblichen Schleichhandel Klagen vernommen; auch noch unter König Friedrich Wilhelm I, und während der ersten Hälfte der Regierung Königs Friedrich II war dieses der Fall.

Doch sogleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges fühlte Friedrich, wie er dessen glücklichen Ausgang vorzüglich dem Umstande verdanke, daß er während desselben besser mit Gelde als seine Gegner

ver-

versehen gewesen sey; er dachte also ernstlich darauf, sich dieses Vorzuges auch für die Zukunft zu versichern. Er wollte einen immer wohl angefüllten Schatz und in demselben den Aufwand zu zwey Feldzügen zu jeder Zeit bereit haben; daneben wollte er seine Einkünfte so verbessern, um stets im Stande zu seyn, jeden Angriff kräftig zurücktreiben zu können. Nur hierdurch werde er, nach seiner Ueberzeugung, seinen eifersüchtigen Nachbaren die Lust, einen solchen Angriff zu versuchen, benehmen, und seinen eigenen auf Erhaltung des Friedens gerichteten Gesinnungen Gewicht geben können. Wir glauben mit Recht, Friedrichs grade in dieser Epoche seines Lebens kund gegebnes lebhaftes Verlangen nach größern Einkünften dieser Ueberlegung und Ansicht seiner politischen Lage beimessen zu müssen, und suchen den Grund desselben nicht in der bey den Menschen in zunehmenden Jahren gewöhnlich bemerkten Habsucht, oder in Geiz, von denen sie in der Jugend oft keinen Beweis gegeben hatten. Dieses Laster war gar nicht in Friedrichs Charakter, und stimmte nicht zu den durch alle übrigen Handlungen seines Lebens geäußerten Gesinnungen. Er wollte nicht die bloße Anhäufung des Geldes und Vermehrung seines Schatzes, ohne irgend einen Gedanken zu haben, wozu diese Reichthümer angewandt werden sollten, wie dieses der Fall bey ge-

wöhnlichen Geizigen ist, welche, wenn sie auch noch so viele Schätze zusammengebracht haben, nie daran denken, dieselben anzuwenden. Der bloße Anblick oder vielmehr nur der Gedanke des Besitzes dieser Schätze macht das ganze Glück solcher Geizigen aus, und jede Art von Ausgabe ist ihnen zuwider. Nicht so war es bey Friedrich. Er wußte sehr gut, warum er mehr Einkünfte wünschte, nämlich um in einem bessern Vertheidigungsstande und stets bereit zu seyn, jeden Kampf zurückweisen zu können. Er hat diesen Zweck auch keinen Augenblick aus den Augen verloren, und in dem Gebrauch der gesammelten Schätze zur Erreichung dieses Zwecks durchaus keine Kargheit bewiesen. Als Oesterreich im Jahr 1778 einen Theil von Bayern unrechtmäßig an sich reißen wollte, konnte der zu machende sehr bedeutende Geldaufwand und die Unterbrechung aller seiner Finanzplane Friedrich keinen Augenblick aufhalten, das zu thun, was er für Pflicht hielt, und als einige Jahre später abermals vom Tausche Bayerns die Rede war, waren die großen Kosten kein Grund, daß der drey und siebenzigjährige Greis sich nicht zum Kriege bereit gezeigt hätte, wenn das für seinen Staat und für Deutschland verderbliche Vorhaben nicht anders abgewandt werden konnte. Bey allen andern sowohl großen als kleinen Gelegenheiten hat man auch im Alter nie

Karg=

Kargheit bey Friedrich bemerkt, vielmehr findet man auch in diesem Punkt die beständige Gleichheit des Charakters, welche beweiset, daß er in wichtigen Dingen nie nach Laune und Leidenschaft, sondern immer nach Ueberlegung und nach wohl überdachten Grundsätzen handelte. In den frühern wie in den spätern Jahren war er ein guter Wirth und vermied alle unnützen Ausgaben. Aber so oft es auf ein wirkliches Bedürfniß des Staats, auf irgend eine nützliche Verbesserung ankam, fehlte es dem Könige nie an Gelde; er war auch immer bereit, jeden Aufwand zu machen, den die Würde seines Ranges, und der Glanz seines Hofes erfoderte; übertriebene Pracht und äußerer Prunk waren ihm schon von der Jugend her zuwider, nicht wegen des Geldes, was sie kosteten, sondern wegen ihrer innern Nichtswürdigkeit. Sogar kann man sagen, daß er bey zwey großen Ausgaben, die er bald nach dem siebenjährigen Kriege machte, nämlich bey dem Baue des neuen Palais bey Sanssouci und dessen etwas geschmackloser Ueberladung mit Marmor und Gold, auch bey der Anschaffung eines neuen goldnen Tafel-Services seiner Abneigung gegen unnütze Pracht treu geblieben sey, und daß diese auf blos zur Schau dienende Gegenstände verwandten bedeutenden Summen besser hätten können gebraucht werden. Genug, Friedrichs nach

dem siebenjährigen Kriege geäußerter Wunsch, seine Einkünfte vermehrt zu sehen, beruhte gewiß nicht auf Geiz und Habsucht, sondern auf der Ueberzeugung, daß das Bedürfniß des Staats, und die Nothwendigkeit, ihn gegen jeden Angriff in Sicherheit zu setzen, diese Erhöhung der Einkünfte erfodere. Eine andre Frage ist es freilich: ob Friedrich sich in dieser Ansicht nicht getäuscht und seinen Staat *größern und nähern Gefahren eines Angriffs ausgesezt geglaubt habe, als er es wirklich war? Freilich* scheint dieses uns so, wenn wir die hiernach *gefolgten* Begebenheiten von funfzig Jahren weiter übersehen, wenn wir, durch diese Erfahrungen belehrt, die nach dem siebenjährigen Kriege eingetretene gänzliche Erschöpfung der Finanzen in den Staaten, von denen Friedrich am meisten einen Angriff besorgen konnte, und ihr Bedürfniß eines langen Friedens bedenken; wenn wir überzeugt sind, daß Maria Theresia Erhaltung der Ruhe für den Rest ihres Lebens eifrigst wünschte, daß der Oesterreichs Politik leitende Fürst Kaunitz diesem Wunsche beistimmte, und sein besorgter Blick endlich auf das dem Gleichgewicht von Europa weit gefährlicher als Preußen drohende Rußland sich gewandt hatte, daß auch Joseph II, bey aller unruhigen Begierde nach Erweiterung von Herrschaft, doch, wie es die Folge be-

wie-

wiesen hat, den Krieg und besonders den mit Friedrich scheute, daß endlich Katharina II, deren ehrgeizige Plane auf ganz andere Gegenden gerichtet waren, den Ruhestand in Deutschland wünschte, und, weit entfernt Friedrich angreifen zu wollen, vielmehr, wenn es nöthig geworden wäre, ihm zu Hülfe zu eilen, dies ihrer richtigen Politik eben so gemäß finden mußte, als sie durch die mit ihm geschlossene Allianz dazu verpflichtet war; — wenn wir Alles dieses erwägen, so können wir uns unmöglich überzeugen, daß der König irgend einen Angriff zu besorgen gehabt, und deshalb noch einer bedeutenden Vermehrung seiner Kriegsmacht und einer dazu erforderlichen Erhöhung seiner Einkünfte bedurft habe. Aber würde es nicht vermessen seyn, wenn wir, die in ganz andrer Zeit leben, uns anmaaßen wollten, dieses Königs politische Lage richtiger beurtheilen zu können, als er es selbst damals vermogte? Wenn wir auch die Dinge jezt anders sehen, so können wir doch die Gründe von Friedrichs Besorgnissen wol ungefähr errathen. Unverkennbar ist, daß sein Heer durch den langen blutigen Krieg nicht nur in der Zahl vermindert war, sondern daß auch dasselbe ganz neu umgebildet werden mußte, um wieder in den Stand zu kommen, worin es vor dem Kriege gesehen war, daß es mit den mannichfachen zum Kriege erfoderlichen Bedürf-

nissen ganz neu ausgestattet werden mußte. Dieses foderte große Ausgaben und reichhaltige nie versiegende Einkünfte. Die damaligen politischen Verhältnisse, über welche wir Friedrich gewiß weit besser unterrichtet halten müssen, als wir es jezt seyn können, konnten sich jeden Augenblick verändern, und plötzlich sehr großen Aufwand nöthig machen; der Gefahr, von solcher Nothwendigkeit überrascht zu werden, wollte sich Friedrich nicht aussetzen, und deshalb fand er Erhöhung der Einnahme nöthig. Die Frage war nur: auf welchem Wege solche Erhöhung mit dem mindesten Drucke der Unterthanen möglich seyn werde? Seine Finanz-Minister, denen er diese Frage vorlegte, erklärten, daß sie in diesem Augenblicke, wo das Land von der gänzlichen Erschöpfung durch den Krieg sich kaum langsam zu erholen anfange, durchaus keinen Weg möglich hielten, um die Einkünfte zu vermehren. Ein erhöhter Ertrag der Domainen war freilich unmöglich, ohne die bey deren Benutzung angenommenen weisen Grundsätze zu verletzen. Die direkten Abgaben konnten ohne gar zu harten Druck der Unterthanen nicht erhöht werden, auch würde, hätte man dieses versuchen wollen, hierdurch kein bedeutender Ertrag gewonnen seyn; es blieben also nur die indirekten Abgaben übrig, durch welche ein vermehrtes Staats-Einkommen gesucht werden konnte.

Schon

Schon lange hatte es Friedrichs Aufmerksamkeit nicht entgehen können, daß diese Abgaben einen gar nicht verhältnißmäßigen Ertrag geben, und er hatte mit Recht geschlossen, daß die Nachläßigkeit der Aufsicht, welche dem Schleichhandel erlaube, hoch impostirte oder verbotene Waaren ins Land zu bringen, hiervon die alleinige Ursach sey. Er wußte, daß in andern Landen diesem besser entgegen gearbeitet werde, daher auch in denselben die indirekten Abgaben einen ungleich reichern Ertrag als in den seinigen gäben. Die Einrichtungen in Frankreich und die dort eingeführte wachsame Aufsicht zur Verhütung der Einfuhr fremder Waaren waren besonders berühmt.

Die Kenntnisse, welche sich hierüber Friedrich bereits verschafft hatte, wurden noch sehr bestätiget durch einen competenten Richter in diesem Fache, den Philosophen Helvetius, der selbst französischer Generalpächter gewesen war 34). Dieser Mann besuchte

34) Helvetius war 1715 zu Paris geboren. Er stammte aus einer deutschen protestantischen Familie, welche die Pfalz wegen Religionsdruck verlassen und sich nach Holland verpflanzt hatte, von da sie in der Folge nach Frankreich kam, wo der Großvater und Vater des Philosophen sehr berühmte Aerzte waren. Lezterer erhielt eine

1765 suchte den König, hielt sich einige Monate bey ihm in Sanssouci auf und gewann sein Vertrauen in so hohem

---

eine sorgfältige Erziehung, die seine vorzüglichen Talente früh entwickelte. Durch die Verbindungen des Vaters erhielt er eine Stelle unter den Generalpächtern eines Theils der öffentlichen Einkünfte, welche ihm schon im fünf und zwanzigsten Jahre eine jährliche Einnahme von 100,000 Thaler verschaffte. Aber so angenehm Helvetius die Unabhängigkeit fand, deren er bey so reicher Einnahme genoß, so ganz widersprechend waren die Beschäftigungen, welche die Stelle eines Generalpächters auflegte, allen seinen Neigungen. Es war ihm höchlich zuwider, ein Werkzeug zur Unterdrückung des Volks zu seyn; er milderte zwar den Druck so oft er konnte; manche Geldstrafen, zu denen er hatte verurtheilen müssen, zahlte er aus eignem Vermögen; manchem Unglücklichen, dem noch härtere Strafen drohten, half er fort. Bey jeder Gelegenheit wurde er der muthige Vertreter der Unterdrückten, und er kam hierdurch in beständigen Zwist mit seinen Collegen. Dies bewog ihn, die Stelle des Generalpächters niederzulegen, und, nachdem er sich nach
1750 seiner Wahl verheirathet, auf seinen Gütern ganz dem häuslichen Glück, dem Wohl aller, die von ihm abhingen, und den Wissenschaften zu leben, die seine Hauptbeschäftigung ausmachten. Er unterbrach diese
1764 glückliche Muße zweimal durch Reisen, nach England
1765 und nach Deutschland. Die Bekanntschaft des Königs von Preußen zu erwerben scheint das Hauptziel der letztern Reise gewesen zu seyn. Er wurde von Friedrich mit großer Achtung aufgenommen, und blieb einige Monate bey ihm in Sanssouci. Durch den liebenswürdigen Cha-

hohem Grade, daß ihm Friedrich die Verlegenheit mittheilte, worin er sich dadurch befinde, vermittelst der indirekten Abgaben durchaus nicht die Einkünfte zu erhalten, die er von denselben billig erwarten müsse. Der philosophische Generalpächter, nachdem er die ihm vorgelegten Rechnungen untersucht hatte, bekräftigte den König in der Ueberzeugung, daß

Charakter des Helvetius und die Aehnlichkeit ihrer philosophischen Ansichten entstand zwischen beiden große Vertraulichkeit, welche durch einen bis zu Helvetius Tode fortgesezten Briefwechsel unterhalten wurde. Helvetius gehörte zu den Häuptern der philosophischen Schule, welche alle Möglichkeit von übersinnlichen Dingen irgend etwas zu wissen, läugnete. In der Theorie war Helvetius Lehre auf Materialismus, in der Moral auf wohlverstandene Selbstliebe gegründet. Er hat diese Lehre besonders in zwey durch ganz Europa mit großem Beifall gelesenen Schriften vorgetragen; die erste: de l'esprit, erschien 1758, die zweite: de l'homme, ist erst nach seinem Tode 1774 herausgekommen. Helvetius starb im Jahre 1771. Allgemein ist anerkannt, daß wenn seine Lehre nicht von der Art war, zu edlen Gefühlen und Handlungen zu begeistern, er selbst doch durch sein Leben bewiesen habe, daß der wohlgeartete Mensch, wenn keine widrigen Umstände ihn ableiten, keine wilde Leidenschaft ihn hinreißt, sein höchstes Glück in Ausübung der Tugend finden könne; denn Alle, welche Helvetius gekannt haben, stimmen überein, daß er der edelste, rechtschaffenste Mann gewesen sey, der im Wohlthun sein höchstes Vergnügen gefunden habe.

nissen ganz neu ausgestattet werden mußte. Dieses foderte große Ausgaben und reichhaltige nie versiegende Einkünfte. Die damaligen politischen Verhältnisse, über welche wir Friedrich gewiß weit besser unterrichtet halten müssen, als wir es jezt seyn können, konnten sich jeden Augenblick verändern, und plötzlich sehr großen Aufwand nöthig machen; der Gefahr, von solcher Nothwendigkeit überrascht zu werden, wollte sich Friedrich nicht aussetzen, und deshalb fand er Erhöhung der Einnahme nöthig. Die Frage war nur: auf welchem Wege solche Erhöhung mit dem mindesten Drucke der Unterthanen möglich seyn werde? Seine Finanz-Minister, denen er diese Frage vorlegte, erklärten, daß sie in diesem Augenblicke, wo das Land von der gänzlichen Erschöpfung durch den Krieg sich kaum langsam zu erholen anfange, durchaus keinen Weg möglich hielten, um die Einkünfte zu vermehren. Ein erhöhter Ertrag der Domainen war freilich unmöglich, ohne die bey deren Benutzung angenommenen weisen Grundsätze zu verletzen. Die direkten Abgaben konnten ohne gar zu harten Druck der Unterthanen nicht erhöht werden, auch würde, hätte man dieses versuchen wollen, hierdurch kein bedeutender Ertrag gewonnen seyn; es blieben also nur die indirekten Abgaben übrig, durch welche ein vermehrtes Staats-Einkommen gesucht werden konnte.

Schon

Schon lange hatte es Friedrichs Aufmerksamkeit nicht entgehen können, daß diese Abgaben einen gar nicht verhältnißmäßigen Ertrag geben, und er hatte mit Recht geschlossen, daß die Nachläßigkeit der Aufsicht, welche dem Schleichhandel erlaube, hoch impostirte oder verbotene Waaren ins Land zu bringen, hiervon die alleinige Ursach sey. Er wußte, daß in andern Landen diesem besser entgegen gearbeitet werde, daher auch in denselben die indirekten Abgaben einen ungleich reichern Ertrag als in den seinigen gäben. Die Einrichtungen in Frankreich und die dort eingeführte wachsame Aufsicht zur Verhütung der Einfuhr fremder Waaren waren besonders berühmt.

Die Kenntnisse, welche sich hierüber Friedrich bereits verschafft hatte, wurden noch sehr bestätiget durch einen competenten Richter in diesem Fache, den Philosophen Helvetius, der selbst französischer Generalpächter gewesen war 34). Dieser Mann besuchte

34) Helvetius war 1715 zu Paris geboren. Er stammte aus einer deutschen protestantischen Familie, welche die Pfalz wegen Religionsdruck verlassen und sich nach Holland verpflanzt hatte, von da sie in der Folge nach Frankreich kam, wo der Großvater und Vater des Philosophen sehr berühmte Aerzte waren. Lezterer erhielt eine

daß nachlässige Aufsicht die alleinige Ursach sey, und versicherte, daß wenn dem Schleichhandel kräftiger gewehrt werde, die indirekten Abgaben in Preußen nothwendig einen ungleich reichern Ertrag geben müßten; er erbot sich, in diesem Fache erfahrne Beamte zu verschaffen, die durch zweckmäßige Einrichtungen dieses binnen kurzer Zeit bewirken würden. Friedrich nahm dieses Erbieten an, und so sandte der nach Frankreich zurückgekehrte Helvetius fünf Männer 35), denen der König die Verwaltung dieses Theils

35) Ihre Namen waren: Legrand de Cressy, de Candy, la Haye Delaunay, Brière und de Pernetty. Da die beiden ersten bald starben, wurde ein andrer Franzose, Delattre, unter die General-Regisseurs aufgenommen. Wir folgen der allgemeinen Meinung, daß Helvetius diese Männer empfohlen habe, obgleich Beguelin (S. 112) sagt, die Empfehlung sey vom Marquis d'Argens hergekommen. Wir müssen dies nothwendig für einen Irrthum halten, dessen Entstehung wir nicht zu erklären wissen. D'Argens war allein mit seinen Studien beschäftiget, und nach Allem, was wir von denen, die ihn genau gekannt, vernommen, hat er sich nie in Staatsgeschäfte gemischt, ist auch vom Könige, so sehr dieser d'Argens schätzte und liebte, schwerlich über dieselben je zu Rathe gezogen; auch gab sich letzterer mit Empfehlungen nicht gern ab, außer wenn es Gelehrte oder Schauspieler betraf. Noch kommt hinzu, daß der aus seinem Vaterlande lange abwesende d'Argens unter den französischen Financiers schwerlich einige Bekanntschaft hatte.

Theils der öffentlichen Einkünfte und alle bey deren Erhebung zu treffenden Einrichtungen übertrug. Er verwarf den Vorschlag, diesen und andern französischen Financiers die indirekten Abgaben zu verpachten, und sich dadurch eine feste Revenüe zu sichern; derselbe Vorschlag war schon einmal in Preußen unter König Friedrich I geschehen, aber weil die allgemeine Stimme sich zu laut gegen ihn erhob, auch damals nicht zur Ausführung gebracht [36]. Auch Friedrich II konnte sich nicht entschließen, seine Unterthanen dem Eigennutz einiger Wenigen zu überliefern, und selbst dem Rechte des Landesherrn zu entsagen, den harten Druck wenigstens nach Umständen lindern zu dürfen. Bisher waren die Zölle und Accisen durch die Kriegs- und Domainen-Kammern in den Provinzen unter der Oberaufsicht des General-Direktoriums verwaltet; eine das Ganze in allen Provinzen umfassende Leitung nach gleichen Grundsätzen hatte also gefehlt; jezt wurden diese Geschäfte den genannten Behörden ganz entzogen und der aus den fünf General-Regisseurs zusammengesezten General-Zoll- und Accise-Administration (gewöhnlich Régie genannt) die alleinige Verwaltung dieser Abgaben

36) S. Beguelin a. a. O. S. 103.

gaben mit großer Gewalt übertragen. Vielleicht ist kein Gedanke Friedrichs je für sein Land verderblicher gewesen, und wir glauben, die Periode, wo die Ausführung desselben begann, als die traurigste der Regierung des Königs ansehen zu können. Zuverlässige Männer, die dies erlebten, haben uns den furchtbaren Eindruck nicht stark genug schildern können, als die anfangs kaum geglaubte, aber bald als wahr sich bewährende Nachricht erscholl, es sollten ganz ungewohnte, harte Abgaben eingeführt und dieselben durch eine solche Beschränkung aller *natürlichen* Freiheit und durch einen solchen Zwang bey den unschuldigsten Handlungen beigetrieben werden, daß der König sich nicht getraue, hiebey eigne Unterthanen, bey denen er zu viel menschliches Gefühl voraussetze, zu gebrauchen, sondern unbarmherzige Fremde kommen lasse, denen er sein Volk zur grausamsten Mishandlung überliefern und ihnen zum Lohn dagegen erlauben wolle, sich mit dessen Schweiß zu bereichern. Dieser erklärte königliche Wille empörte alle Gemüther, und raubte dem König selbst einen guten Theil der Liebe und Achtung seiner Unterthanen, deren er bisher in so hohem Grade genossen hatte, und die durch die Wunderthaten des siebenjährigen Krieges bis zur höchsten Bewunderung und zärtlichsten Anhänglichkeit erhoben waren. Viele Unterthanen sa-

hen

hen in ihm von nun an nicht mehr den gütigen Landesvater, sondern einen durch den langen blutigen Krieg abgehärteten Tyrannen, der immer auf neue Entwürfe der Vergrößerung sinne, und nun das zu deren Ausführung nöthige Geld von seinem Volk durch Fremde erpressen lassen wolle.

In der Ausführung war nun zwar wirklich die Sache nicht ganz so arg, als die durch Gerüchte und übertriebene Erzählungen von dem Finanzzustande in Frankreich, der in Preußen nachgeahmt werden sollte, geschreckte Einbildungskraft sie sich in voraus gemacht hatte. Die neue Generaladministration sollte in ihrem Wirkungskreise unabhängig seyn, doch sollte sie mit dem Generaldirektorium, als der obersten Landes-Behörde in allen Finanzsachen, in Verbindung stehen, und als ein neues Departement desselben angesehen werden. Ein Eingeborner, der bisherige Churmärkische Kammerpräsident von der Horst [37], wurde

37) von der Horst stammte aus einem adlichen Geschlecht im Fürstenthum Minden, widmete sich dem Finanzfach, wurde zuerst Rath bey der Kammer in Halberstadt, dann Präsident der Churmärkschen Kammer in Berlin. In dieser Stelle hatte er Gelegenheit, dem Könige sehr vortheilhaft bekannt zu werden, und dessen Vertrauen zu erwerben. 1766 wurde er Staats- und Fi-

wurde zum Finanzminister und Chef des neuen Departements ernannt. Er war ein Mann von großen Talenten, Rechtlichkeit, ungemeiner Thätigkeit und Geschäftsgewandheit, höchst empfänglich für neue Ideen, bey Schwierigkeiten nie verlegen, um eine wenigstens für den Augenblick helfende Auskunft aufzufinden. Ein solcher Mann, hoffte der König, sollte den neuen Geschäftsgang in die bestehenden Einrichtungen einfugen, und den Stockungen abhelfen, welche, wie er voraussahe, die Landesunkunde der Regisseurs und ihr Zusammenstoßen mit den deutschen an die französischen Formen nicht gewöhnten Geschäftsmännern veranlassen möchten. Aber so groß auch das Vertrauen des Königs zu diesem achtungswürdigen Staatsmanne war, und so viele Geschicklichkeit dieser in der neuen schwierigen Lage bewies; so hatte er doch in die Verwaltung nicht den Einfluß, der nöthig gewesen wäre, um den Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Der König arbeitete selbst

Finanzminister, Chef des Accise- und Zoll-, auch Commerz- und Fabrikenwesens; 1774 nahm er seinen Abschied und ging auf seine Güter im Mindenschen. Der König behielt für ihn immer viele Achtung, auch nachdem er den Dienst verlassen hatte, unterhielt mit ihm eine beständige Correspondenz und berief ihn oft zu sich, um seines geistvollen Umgangs zu genießen. Horst ist 1793 gestorben.

selbst mit den Regisseurs und bewies ihnen ein völliges Vertrauen; hatte aber der König ihre Vorschläge genehmigt, so war ihnen die Ausführung ohne alle Einmischung irgend eines andern Departements allein überlassen. Alle Unterbedienten waren von den Generalregisseurs angestellt, wurden von denselben mit Instruktionen versehen, und standen allein unter derselben Befehlen. Da die Regisseurs gleich anfangs vorstellten, sie würden mit deutschen Officianten nicht, was sie versprochen, leisten können; so wurde eine Menge Franzosen, die in ihrem Vaterlande in diesem Geschäft praktische Kenntnisse und Uebung erworben hatten, berufen, und mit ihnen alle oberen Stellen in den Provinzen besezt, in deren jeder Accise- und Zoll-Direktionen errichtet wurden. Außer den Berufenen kamen auch viele aus eigner Bewegung und boten ihre Dienste an, die aber bey weitem nicht alle angenommen wurden [38].

38) Die Zahl der wirklich angestellten Fremdlinge ist groß genug gewesen, um den Nationalunwillen zu erregen, doch ist sie in manchen Schriften ganz übertrieben angegeben, z. B. im Mirabeau-Mauvillonschen Werke auf 1500, von Zimmermann auf 3000, und von Thiebaut gar auf 5000. Die lezten beiden Zahlen sind gewiß sehr übertrieben, auch wenn man die Familien der sich

Die ganze Einrichtung wurde anfangs nur als ein Versuch angekündigt, und deshalb ein Contrakt auf sechs Jahre abgeschlossen, nach deren Ablauf vom Könige, wie von den Regisseurs die Auflösung des eingegangenen Verhältnisses vorbehalten worden. Die Regisseurs hatten für sich und für alle Unterbedienten grosse Vortheile ausbedungen. Es war unter Andern verabredet, daß von allen während des Dienstes nach Frankreich gesandten, oder dereinst von ihnen mitzunehmenden Geldern nicht der mindeste Abzug Statt finden sollte; den vier General-Regisseurs zusammen war ein jährlicher fixer Gehalt von 60,000 Thaler ausgesezt. Neben diesem fixen Gehalt hatten die General-Regisseurs auch einen Antheil an dem Ueberschuß, welchen die Einnahme über den Ertrag des lezten Jahrs vor dem Anfang der Regie

sich Anbietenden mitzählen wollte. Da bey weitem nicht Alle angenommen wurden, so ist die Zahl der wirklich angestellten Franzosen nicht so groß gewesen, und wir glauben Beguelin's Versicherung trauen zu können, daß gleich anfangs etwa nur 500 nach Preußen gekommen und dort wirklich angestellt sind; wenn auch nachher noch einige gefolgt seyn mögen, so sind doch mehrere bald zurückgegangen oder abgewiesen. 500 reichten gewiß hin, um alle obern Stellen in Berlin und in den Provinzen zu besetzen. Zu den untern Stellen wurden auch Deutsche genommen.

selbst mit den Regisseurs und bewies ihnen ein völliges Vertrauen; hatte aber der König ihre Vorschläge genehmigt, so war ihnen die Ausführung ohne alle Einmischung irgend eines andern Departements allein überlassen. Alle Unterbedienten waren von den Generalregisseurs angestellt, wurden von denselben mit Instruktionen versehen, und standen allein unter derselben Befehlen. Da die Regisseurs gleich anfangs vorstellten, sie würden mit deutschen Officianten nicht, was sie versprochen, leisten können; so wurde eine Menge Franzosen, die in ihrem Vaterlande in diesem Geschäft praktische Kenntnisse und Uebung erworben hatten, berufen, und mit ihnen alle oberen Stellen in den Provinzen besezt, in deren jeder Accise- und Zoll-Direktionen errichtet wurden. Außer den Berufenen kamen auch viele aus eigner Bewegung und boten ihre Dienste an, die aber bey weitem nicht alle angenommen wurden 38).

38) Die Zahl der wirklich angestellten Fremdlinge ist groß genug gewesen, um den Nationalunwillen zu erregen, doch ist sie in manchen Schriften ganz übertrieben angegeben, z. B. im Mirabeau-Mauvillonschen Werke auf 1500, von Zimmermann auf 3000, und von Thiebaut gar auf 5000. Die lezten beiden Zahlen sind gewiß sehr übertrieben, auch wenn man die Familien der sich

Die ganze Einrichtung wurde anfangs nur als ein Versuch angekündigt, und deshalb ein Contrakt auf sechs Jahre abgeschlossen, nach deren Ablauf vom Könige, wie von den Regisseurs die Auflösung des eingegangenen Verhältnisses vorbehalten worden. Die Regisseurs hatten für sich und für alle Unterbedienten große Vortheile ausbedungen. Es war unter Andern verabredet, daß von allen während des Dienstes nach Frankreich gesandten, oder dereinst von ihnen mitzunehmenden Geldern nicht der *mindeste* Abzug Statt finden sollte; den vier General-Regisseurs zusammen war ein jährlicher fixer Gehalt von 60,000 Thaler ausgesezt. Neben diesem fixen Gehalt hatten die General-Regisseurs auch einen Antheil an dem Ueberschuß, welchen die Einnahme über den Ertrag des lezten Jahrs vor dem Anfang der Regie

sich Anbietenden mitzählen wollte. Da bey weitem nicht Alle angenommen wurden, so ist die Zahl der wirklich angestellten Franzosen nicht so groß gewesen, und wir glauben Beguelin's Versicherung trauen zu können, daß gleich anfangs etwa nur 500 nach Preußen gekommen und dort wirklich angestellt sind; wenn auch nachher noch einige gefolgt seyn mögen, so sind doch mehrere bald zurückgegangen oder abgewiesen. 500 reichten gewiß hin, um alle obern Stellen in Berlin und in den Provinzen zu besetzen. Zu den untern Stellen wurden auch Deutsche genommen.

Regie bringen würde, eben so einen Antheil an den Strafen, die von entdeckter Contrebande bezahlt werden mußten. Man hat behauptet, daß diese Antheile eben so viel, oder gar noch mehr als der fixe Gehalt betragen habe. Also wurden diese Fremdlinge für ihre allgemein verhaßten Dienste weit reichlicher bezahlt, als es je die ersten Staatsdiener in Preußen waren [39]); auch die untern Officianten waren mit verhältnißmäßigen Vortheilen angestellt, und bis zur untersten Stufe herab ungleich besser bezahlt, als alle andere Staatsbeamte gleichen Ranges.

Schon dieser Umstand allein mußte die Ankömmlinge großem Hasse und der Abneigung der Eingebornen aussetzen. Man hat Jene beschuldigt, daß sie, nicht zufrieden mit den ihnen zugestandenen so bedeutenden Vortheilen, auch noch durch unerlaubte

 Mit-

39) Der gewöhnliche Gehalt eines Staatsministers, der kein Nebenamt hatte, war unter Friedrich 4000 Thaler. Durch Nebenstellen und Direktionen besondrer Fächer, für welche eigene Gehalte ausgesezt waren, brachten es die Finanzminister auf 8 auch wol 10,000 Thaler. Höher ist es schwerlich bey irgend Einem gekommen. Der erste Kabinets-Minister, Graf von Finkenstein, hatte 15000 Thaler, weil er wegen der Fremden zu einigem Ehrenaufwande verbunden war; Herzberg hatte unter Friedrich nicht über 5000 Thaler Gehalt.

Mittel sich auf Kosten der gedrückten Unterthanen bereichert hätten, es ist aber dieses nie bewiesen, und wir glauben, daß dieser Verdacht wenigstens den General-Regisseurs Unrecht gethan habe. Die meisten derselben, so wie auch viele Unterbediente, gingen schon nach einigen Jahren nach Frankreich zurück, und nahmen unstreitig bedeutendes Vermögen mit; aber sie hatten, wenn sie mit einiger Ordnung und Sparsamkeit lebten, vermöge ihrer Contrakte Gelegenheit genug gehabt, dasselbe ohne Schuld zu erwerben, es ist auch keinem der Abgehenden ein Vorwurf wegen unrechtmäßig erworbenen Vermögens und deshalb Schwierigkeit des bedungenen freyen Abzuges gemacht. Nur einer der General-Regisseurs, de la Haye Delaunay, ist bis zu Friedrichs Tode an der Spitze der Verwaltung geblieben, und zwar allein, da seine Collegen nach ihrem Abgange nicht ersezt wurden. Er hat bis ans Ende die anfangs ausbedungnen Vortheile behalten. An die Stelle der Collegen kamen sogenannte Sous-Regisseurs mit mindern Gehalt und geringern Vortheilen, unter ihnen auch Deutsche; alle waren Delaunay untergeordnet. Auch von der Horst zog sich nach eini-
1774 gen Jahren ganz zurück. Dieser Minister, wenn er gleich in der Hauptsache nichts ändern konnte, hat doch unstreitig viel beigetragen, den Druck der Regie

zu

zu mildern; besonders hat er sich bey der ihm übertragenen Aufsicht über die Prozesse wegen Schleichhandels, die Viele in Unannehmlichkeiten verwickelten, wohlthätig bewiesen. Diese Prozesse waren der ordentlichen Justiz entzogen, und eignen Accise-Gerichten übertragen, aber der Minister Horst hatte die Oberaufsicht über diese Gerichte, und das Recht, die erkannten Strafen zu mäßigen, oder auch sie ganz niederzuschlagen. Auch der persönliche Charakter von Delaunay hat, wie allgemein anerkannt wurde, viel beigetragen, das Harte der Einrichtung zu mildern. Dieser Mann hat während zwanzig Jahren der ununterbrochenen Achtung Friedrichs genossen und großen Einfluß auf denselben bewiesen. Wenn zuweilen Beschwerden gegen ihn angebracht wurden, so reichte eine Unterredung des Königs mit Delaunay hin, alle Unzufriedenheit und jedes Mistrauen zu zerstreuen. Auch im Publikum hat dieser Mann eine immer bessere Meinung von sich erweckt, und Alle, die ihn näher gekannt und seine Geschäftsführung beurtheilen konnten, haben ihn als einen sehr fähigen, kenntnißreichen, ungemein arbeitsamen und rechtschaffenen Geschäftsmann anerkannt, der seine Gewalt nicht gemisbraucht, sich keine unrechtmäßigen Vortheile erlaubt, und Niemanden mehr gedrückt habe, als es die einmal gemachte Einrichtung noth-

wendig erfoderte. Man hat im Stillen von *ihm* geübte Wohlthätigkeit gerühmt. Nach Friedrichs Tode wurde die Generaladministration sogleich aufgehoben, und Delaunay zu strenger Verantwortung wegen seiner Geschäftsführung gezogen; aber er hat sich vollkommen gerechtfertigt 40), seine Rechnungen waren in bester Ordnung, und jede seiner Handlungen mit ausdrücklichen Befehlen des Königs belegt; er erhielt deshalb eine zu seiner völligen Genugthuung gereichende Erklärung seiner Richter, und die nachgesuchte Entlassung in ehrenvoller Art. Er hat sich hierauf in sein Vaterland zurückgezogen, und ist daselbst bald nachher in den Strudel der Revolution verwickelt, wodurch er das in Preußen erworbene Vermögen ganz verloren, und sein Alter fast in verlassener Dürftigkeit verlebt haben soll.

Der

40) Das Haupt-Aktenstück dieser Rechtfertigung, Apologie particulière de Mr. de la Haye Delaunay, s. in Mirabeau Monarchie prussienne sous Fréderic II. T. IV. p. 242. Wenn gleich der General-Regisseur gegen den Vorwurf willkührlicher Unterdrückung und geheimer Unterschleife sich durch die vorgelegten Befehle des Königs und seine Rechnungen gerechtfertigt hat, so verdienen Mirabeaus Bemerkungen doch immer Aufmerksamkeit.

Der empfindlichste Druck des Landes durch die Generaladministration bestand nicht in bedeutender Erhöhung der indirekten Abgaben. Die General = Regisseurs kannten ihr Fach zu gut, um nicht zu wissen, daß gerade gar zu hohe Abgaben den verhältnißmäßig geringsten Ertrag geben, theils weil das Publikum durch Beschränkung seiner Verzehrung sich den Abgaben zu entziehen weiß, theils und vorzüglich, weil der Schleichhandel, durch die Höhe der Abgaben gereizt, eine Thätigkeit und Erfindsamkeit beweiset, welchen auch die wachsamste Aufsicht nie ganz wehren kann. Die General = Regisseurs bewirkten daher statt Erhöhung vielmehr gern Herabsetzung der einzelnen Abgaben. Dagegen suchten sie die Einnahme vorzüglich dadurch zu vermehren, daß auf alle und jede Gegenstände, die irgend zum menschlichen Gebrauche dienen können, Abgaben gelegt, und auch die geringfügigsten Sachen nicht frey gelassen wurden. Der Zoll = und Accise = Tarif war also ein vollständiges Lexikon fast aller Natur = und Kunst = Produkte; auch wurde derselbe Gegenstand, so oft er in eine andere Form gebracht, zu einem neuen Gebrauch zugerichtet war, oft auch, wenn er nur aus einer Provinz in die andere gebracht wurde, wiederholten Abgaben unterworfen. Die so sehr zerstreute Lage der preußischen Provinzen, welche fast

überall die Gränze nahe haben, trug dazu bey, dies Lästige noch zu vermehren. In einem grossen wohlzusammenhängenden Lande fühlt man die Unbequemlichkeiten einer solchen Einrichtung, wie sie in Preussen war, bey weitem weniger. Die nie aufhörenden Foderungen, und die durch sie immer nöthigen Untersuchungen machten Eingebornen und Fremden den Aufenthalt und das Reisen in den preussischen Staaten besonders lästig. Ein anderes Mittel, den Ertrag zu vermehren, war die unerbittliche Strenge, mit der die Abgaben beigetrieben wurden, und die nie nachlassende Wachsamkeit, welche den Schleichhandel auf allen seinen Wegen, auch oft da, wo er nicht war, verfolgte. Jede Entdeckung desselben wurde reichlich belohnt und die Schuldigen wurden auf das Härteste bestraft. Diese Härte beunruhigte auch oft den ruhigen Bürger und rechtlichen Mann, der an keine Contrebande dachte; grade Vorgänge dieser Art empörten die Gemüther am meisten. So mußte z. B. Jeder, ohne allen Unterschied des Standes, sich gefallen lassen, daß zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht Zoll- und Accise-Bediente in sein Haus eindrangen, foderten, daß alle Gemächer, Schränke, Kisten und Keller ihnen geöffnet und ihren unbescheidnen Untersuchungen Preis gegeben würden. Von jedem der Abgabe unterworfenen Ge-

Gegenstande, den man fand, wurde der Beweis der entrichteten Abgabe gefodert, und wenn derselbe nicht auf der Stelle vorgelegt werden konnte, wurde die verdächtige Sache einstweilen weggenommen, und deren Eigenthümer in einen verdrießlichen Prozeß verwickelt, wenn er nicht Mittel fand, sich mit den Visitatoren durch Erlegung einer willkührlich geföderten Strafe, oder durch andre Mittel abzufinden. Man hat sogar behauptet, daß nicht selten die Untersucher selbst während ihres Geschäfts Contrebande in die Häuser eingebracht, dieselbe alsdann dort gefunden zu haben behauptet und den Hauswirth zur Strafe gezogen haben. Wären diese Anklagen auch wirklich in allen Fällen ungerecht gewesen (was doch keinesweges wahrscheinlich ist); so würden sie doch beweisen, welcher Verruchtheit man die Menschen, die zu diesem Geschäft gebraucht wurden, fähig gehalten, und wie sehr man ihre Annäherung gefürchtet habe. Nicht nur bey jedem Eingange in die Städte, sondern auch auf offenen Landstraßen wurden die Reisenden angehalten und ihre Personen und Wagen der strengsten Untersuchung unterworfen. Sogar die unbedeutendsten Vorräthe von Wein und andern Lebensmitteln, auch sogar von Arzney, die ein Reisender zum eignen Bedürfniß bey sich führte, und wobey selbst der entfernteste Gedanke an Schleichhandel unmög-

möglich war, gaben zu Foderungen, oder doch höchst unangenehmen Erklärungen Anlaß; es sind dem Schreiber dieses hierüber die empörendsten Vorgänge glaubhaft bekannt. Dies Verfahren erbitterte gegen die Regie-Bedienten bis zu einem allgemein verbreiteten tödtlichen Hasse; sie mußten in Jedem, der ihnen begegnete, einen Feind vermuthen, und keiner von ihnen wagte es, sich auf abgelegenen Wegen allein oder unbewaffnet sehen zu lassen. Nicht selten wurden einige dieser Officianten vermißt, auch fand man wol solche in den Wäldern erschlagen und verscharret. Indeß wurde der Schleichhandel, weil er große Vortheile versprach, mit Eifer und Schlauheit, auch oft nicht ohne belohnenden Erfolg betrieben. Besonders an den Gränzen war er ein ordentliches Gewerbe sehr vieler Menschen und ganzer Orte; die Schleichhändler einer Gegend standen mit einander im genauesten Bunde, und unterstüzten sich gegenseitig auf alle Weise. Sie wagten es zuweilen, in zahlreichen Haufen gegen die Regiebedienten bewaffnet auszuziehen, und es entstanden blutige Kämpfe, die mit Verzweiflung geführt wurden, und bey denen nicht selten an beiden Seiten einige das Leben verloren, oder verwundet in die Hände ihrer erbitterten Gegner fielen. Der Sieg erklärte sich um so öfterer für die Schleichhändler, da diese überall

Be-

Begünstigung und Beistand fanden; wenn auch nicht Jeder an ihren Kämpfen Theil nehmen wollte, so diente doch fast jedes Haus zur sichern Zuflucht, wo die Schleichhändler ihre Person oder ihre Waaren verbergen konnten. Doch in so erbitterter Feindschaft die Accise- und Zoll-Beamten der Regel nach mit den Schleichhändlern lebten, so verstanden sich doch beide zuweilen, den Staat zu ihrem gemeinsamen Vortheil zu betrügen, wenn nämlich die ersten es bequemer und vortheilhafter für sich fanden, fremde Waaren heimlich einschleichen zu lassen, und deren Einfuhr wol gar zu begünstigen. Wie sehr durch den Zustand der Dinge, den wir hier beschrieben haben, die Sittlichkeit der Unterthanen in allen Klassen verdorben worden, ist schon oben berührt; wir könnten hierüber noch Vieles sagen, aber wir weilen ungern länger bey einem jeden Guten empörenden Gegenstande, und überlassen es dem denkenden Leser, die Schlüsse selbst zu ziehen, zu denen wir die Vordersätze geliefert haben.

Der König hatte bey Einführung der französischen Administration verlangt, daß bey der neuen Einrichtung die Accisen und Zölle jährlich zwey Millionen Thaler mehr Einkünfte liefern sollten, als diese Abgaben im lezten Jahre vor deren Einführung gebracht

bracht hatten, und die General-Regisseurs hatten sich verbindlich gemacht, ein solches Plus wirklich zu liefern. Aber sie haben dieses Versprechen nicht erfüllt. Ein mit diesen Sachen genau bekannter Geschäftsmann[41]) bemerkt, daß in den ersten sechs Jahren der Regie das Plus über den frühern Ertrag jährlich nicht volle 900,000 Thaler betragen habe. Erst mit dem Jahre 1772 wurde der Ertrag ergiebiger; aber dies war kein Verdienst der Einrichtungen und strengern Aufsicht der General-Regisseurs, sondern des Vortheils, daß Westpreußen erworben, besonders die Weichsel der preußischen Herrschaft unterworfen wurde, und der polnische Handel mit starken Zöllen belegt werden konnte. Ohnerachtet dieser Vortheile hat die Regie während ihrer ganzen ein und zwanzigjährigen Dauer statt eines Plus von zwey und vierzig Millionen, welche versprochen waren, nur 27,670,989 Thaler mehr geliefert, als eingegangen seyn würden, wenn die frühere Einrichtung mit allen ihren Mängeln wäre beibehalten worden. Diese vergrößerte Einnahme war wahrlich kein Ersatz für das unsägliche Ungemach, das die Regie über die Unterthanen gebracht, für die große Verderbniß ihrer

Sitt-

41) Hr. Sigismund, expedirender Sekretair bey dem Accise- und Zolldepartement, S. dessen Archiv für Accise-Bedienten und Accisanten, Th. I. S. 8.

Sittlichkeit, für die Verminderung ihrer Liebe und Anhänglichkeit an König und Vaterland. Unstreitig wäre es sehr möglich gewesen, dieselbe oder eine noch grössere Einnahme zu erhalten, wenn bey mässigen Sätzen diese Abgaben vereinfacht und durch hinlänglich bezahlte, aber in strenger Ordnung gehaltene Eingeborne wären verwaltet und erhoben worden! Friedrich hat zwar bis an sein Ende keine Aenderung in den einmal getroffenen Einrichtungen gemacht, aber doch ist nicht zu läugnen, daß während der lezten Periode des Königs das Drückende derselben merklich minder gefühlt sey. Schreiber dieses, welcher während dieser Periode in Preussens Hauptstadt gelebt hat, kann dieses bezeugen, und seine hier gegebne Schilderung des vorhergegangenen Zustandes beruhet deshalb minder auf dem, was zu seiner Zeit geschehen, als auf dem, was von glaubwürdigen Personen, die frühere Zeiten erlebt hatten, erzählt worden. Diese grössere Milde war nicht Absicht und Plan der Administration, sondern sie war in verschiedenen sehr natürlichen Ursachen gegründet, die wir glauben angeben zu können. Von einer Seite fügte sich das Publikum allmählig besser in ein hartes Geschick, das einmal für unabänderlich gehalten wurde; man schränkte den Verbrauch fremder Waaren mehr ein, zahlte von denen, die man

nicht

nicht entbehren konnte, die Abgaben, half sich, so gut man konnte, durch den Schleichhandel, in dem man immer geübter wurde, oder gewöhnte sich auch an die einheimischen Produktionen, wenn sie gleich theurer und schlechter waren. Von der andern Seite kann es seyn, daß in manchen Artikeln die Landesfabrikation wirklich vollkommner wurde, auch der Schleichhandel etwas von seinem Reiz verlor, seit die Abgaben auf manche Gegenstände herabgesezt wurden [42]; gewiß ist, daß er in den *lezten Jahren* nicht mehr mit so vielem Eifer und Erfolg *betrieben* wurde, als vorher.

Außer den auf eine für sein Volk so drückende Weise beigetriebenen Abgaben fand Friedrich noch ein Mittel zu Vermehrung seiner Einkünfte darin, daß er den Verkauf, oder auch sogar die Produktion vieler den Menschen unentbehrlicher Dinge sich selbst vorbehielt, oder, welches in Absicht der Wirkung dasselbe war, das Vorrecht des Handels mit denselben nur gewissen Personen gegen eine starke Abgabe ertheilte. Auch dieses war ein harter Druck, moralisch und politisch sehr verderblich. Das Recht zu arbei-

42) So wurde die Abgabe vom Kaffee von 6 ggr. auf 2 ggr. für das Pfund vermindert, und dadurch der Ertrag dieser Abgabe sofort ganz ausnehmend erhöht und der Schleichhandel mit diesem Artikel vermindert.

arbeiten, und das, was man durch seine Arbeit her- vorgebracht, oder aus der Fremde herbeigeführt hat, an Andere zu verkaufen, ist ein natürliches Recht jedes Menschen, bey dessen vollem Genuß die bürgerliche Gesellschaft jedes ihrer Glieder schützen und gegen Eingriffe sichern muß; aber dieses Rechts die größere Zahl der Unterthanen zu berauben, und die Vortheile des Handels der Regierung, oder wenigen Begünstigten vorzubehalten, ist eine Ungerechtigkeit, die tief gefühlt wird. Das Verbot der Einfuhr aller Waaren, die Gegenstände des Monopols sind, ist alsdann unvermeidlich, und die Folge davon der Schleichhandel mit allen seinen Verderbnissen; auch werden nothwendig die Waaren allemal theurer und von schlechterer Beschaffenheit. Dies war unter Friedrich der Fall, wo der Monopole sehr viele waren, und um so drückender, da viele Gegenstände, die unentbehrlich und vom allgemeinsten Gebrauch waren, denselben unterworfen wurden. Wir führen nur als Ein Beispiel das Salz an, bey welchem eine Einrichtung getroffen war, die der heimlichen Einfuhr desselben wehren sollte, daß nämlich jeder Mensch, der über neun Jahre alt war, und auch jeder Hauswirth in Verhältniß seines Viehstandes eine gewisse vorgeschriebene Quantität aus den angewiesenen königlichen Salzniederlagen kaufen mußte. So

wurde ein für die Gesundheit von Menschen und Thieren ungemein wichtiges Produkt, mit welchem die Natur einige preußische Provinzen im Ueberfluß versorgt hat, zu einem ganz übertriebenen Preise gesteigert. Eben so war der Handel mit Zucker und Taback ein Monopol; jenes, ein für die Gesundheit wichtiges, dieser, ein durch Gewohnheit vielen Menschen unentbehrlich gewordenes Produkt, beide mußten die preußischen Unterthanen zu höhern Preisen, und in schlechterer Qualität kaufen, *als sie in benachbarten Landen zu haben waren.*

Wir haben die Irrthümer nicht verhehlt, zu welchen Friedrich in seiner Finanzverwaltung hingerissen ist, und durch welche er viel Ungemach über sein Volk gebracht hat. Sicher wäre er bey seinen Verboten und Abgaben nicht so strenge beharret, hätte er von deren Folgen eine anschauliche Idee gehabt, wäre die Einführung solchen Zwanges, ehe sie beschlossen wurde, in einer Versammlung erfahrner Staatsdiener von allen Seiten erwogen, oder hätten es einige derselben gewagt, dem Könige, auch unaufgefodert, hinlängliche Aufklärung zu geben. Möge sein Beispiel für die Folgezeit warnend seyn! Möge man überhaupt bald zu der Einsicht gelangen, daß für den Staat, wie für den Einzelnen, nöthig

sey, zuerst seine wirklichen Bedürfnisse richtig zu kennen, und sich über dieselben nicht zu täuschen, so wie Friedrich sich täuschte, wenn er glaubte, seinen Vertheidigungsstand so einrichten zu müssen, um jeden auch noch so unangemessenen Angriff abwehren zu können, welches natürlich nicht möglich war, ohne zugleich den Benachbarten die Besorgniß eines Angriffs von seiner Seite zu erwecken. Sind die Bedürfnisse einmal gehörig bekannt und festgesezt, so ist ferner erfoderlich, die dazu nöthigen Gelder auf die einfachste und natürlichste Weise von den Unterthanen zahlen zu lassen, damit der Betrag der Abgaben, wenigstens dem größten Theil nach, wirklich in die Staatskassen gebracht, und nicht dem Volke weit mehr abgenommen werde, als die Bedürfnisse des Staats erfodern. Wir dürfen hoffen, daß die Zeit herannahe, in welcher sowohl über die wahren Bedürfnisse des Staats, als über das W i e ihrer Befriedigung, die allgemeine Stimme der Völker mehr gehört werden, und also auch der Finanzzustand der Staaten mehr wie bisher vereinfacht und eben dadurch weniger drückend werden wird [43].

---

43) Wir haben grade, da wir dieses schreiben, das Vergnügen, zu erfahren, daß in dem von uns entferntesten Theile der kultivirten Erde, in dem n o r d a m e r i k a-

n i s c h e n

Wir enden hiermit unsre Schilderung Friedrichs in allen Beziehungen seines hohen Regentenberufs, der ihm immer der wichtigste, so wie die Beglückung seines Volks das ernsteste Geschäft war, dem er sich mit Anstrengung und nie nachlassender Thätigkeit widmete. Diese Thätigkeit, der reife Verstand, mit dem er Alles ordnete und in einander fügte, die Festigkeit, mit der er bey einmal gefaßten Beschlüssen beharrete, und sich von ihrer vollständigen Ausführung durch keine Schwierigkeiten abschrecken ließ, sind die Hauptzüge seiner Regierung. Er hat Preußen unter andern europäischen Staaten hohe Achtung und einen noch größern Einfluß verschafft, als den physischen Kräften desselben angemessen war. Der bedeutende Zuwachs an Landen, der seit Friedrich erfolgt ist, hat es dessen Nachfolgern

gern

Decbr. 1817 nischen Freystaat, der Beschluß gefaßt ist, alle direkten Abgaben ganz abzuschaffen, weil die richtig erkannten Bedürfnisse des Staats, zu denen auch die Tilgung aller Schulden binnen einer bestimmten Zeit gehört, nicht mehr erfodern, als was durch die Abgaben auf den auswärtigen Handel geschafft und bestritten werden kann. Möge dieses Beispiel bald auch in Europa nachgeahmt werden können! Es ist dieses um so mehr zu wünschen, damit nicht der Druck, den man im Vaterlande leidet, und der bessere Zustand, welcher jenseits des Weltmeers gezeigt wird, noch mehr brave und fleißige Deutsche zur Auswanderung bewege.

gern leichter gemacht, diesen Einfluß zu erhalten, und es wird dieses mit minderm Drucke des Volks geschehen können, wenn die Regierung mit gleicher Weisheit, Thätigkeit und Ordnung fortgesezt wird. Vom Anfang seiner Regierung an bis zu deren Ende ist es Friedrichs eifrigstes Bestreben gewesen, unpartheiische und schnelle Gerechtigkeit ausüben zu lassen, Jeden bey dem Genuß seines Eigenthums, den Früchten seines Fleißes und bey seinen Rechten zu schützen. Er wollte besonders die niedern Klassen gegen Anmaaßungen und Eingriffe der höhern sichern, und hat er hierin je Partheilichkeit bewiesen, so ist dies ein Irrthum gewesen, dem die edelsten Beweggründe zum Grunde lagen. Er wollte sein Volk in keiner Beziehung drücken, und ist dies dennoch durch seine Finanz- und Handelseinrichtungen geschehen; so war dies Folge der Beschränktheit menschlicher Einsicht, und der Umstände, welche Friedrich nicht erlaubten, alle Verhältnisse seines hohen Berufs zu Gegenständen eignen Nachdenkens zu machen, und zugleich auch Folge der einmal mit Ueberlegung gewählten Art zu regieren, deren mannichfaches Gute ihn in deren steter Beibehaltung bestärkte, und deren Unvollkommenheiten ihm nicht sichtbar wurden. Wir sagen über diese eigenthümliche Art Friedrichs zu regieren noch einige Worte, um Mißverständnissen zu begegnen.

Keinesweges bestand die Selbstthätigkeit seiner Regierung, wie man es sich oft ganz falsch gedacht hat, darin, daß Friedrich wirklich Alles selbst hätte besorgen wollen, daß er jedes Geschäft bis ins Einzelne verfolgt, nichts Andern überlassen hätte. Er wußte, daß dieses die Kräfte Eines Menschen übersteigen, und daß aus solchem Bemühen nothwendig Unordnung und Verwirrung folgen müsse. Er hat dieses nie gewollt, und sich vielmehr in allen Fächern mit Gehülfen umgeben, deren Tüchtigkeit er meistens sorgfältig geprüft hatte, und denen er, *wenn sie einmal* geprüft und gewählt waren, den ihnen eignen Kreis der Thätigkeit mit Vertrauen überließ, und ihnen darin alle Freiheit gab, nach eigner Einsicht zu handeln, die durchaus nöthig ist, wenn der Geschäftsmann Freude an seiner Arbeit finden soll. Sehr mit Unrecht hat man gesagt, Friedrich habe absichtlich nicht Männer von sehr ausgezeichneten Fähigkeiten und kräftigem, eigenthümlichem Charakter zu seinen Ministern gewählt, sondern solche vorgezogen, die er gewiß war zu übersehen, und von denen er nicht Widerspruch erwarten durfte. Mit neidischer Eifersucht habe er gewacht, daß Keiner einen zu großen Einfluß habe, und daß je geglaubt werden könne, nicht der König sey in Allem und Jedem der erste. Gleich niedrige Gesinnungen hat man ihm zuweilen in

der

der Wahl seiner Feldherren beigemessen, deren Ruhm, sagte man, er beneidet, und deren Keinem er gestattet habe, sich durch selbst gedachte und ausgeführte Unternehmungen so auszuzeichnen, daß der Glanz der eignen Thaten Friedrichs minder hervorscheine. Keine Beschuldigung ist ungerechter; wir erklären dieselbe für schändliche Verläumdung, und hoffen, daß diese Erklärung einiges Gewicht haben werde, da wir auf die genaueste Erforschung alles dessen, was über die Handlungen und Gesinnungen des Königs noch jezt gewußt werden kann, so vielen Fleiß gewandt, und von der völligen Unpartheilichkeit, mit der wir ihn beurtheilen, in dieser Charakteristik genügende Beweise gegeben haben.

Daß nicht alle ersten Staatsdiener, nicht alle Feldherren Friedrichs Menschen von ganz ausgezeichnetem Geist und edelstem Charakter gewesen sind, hat allerdings seine Richtigkeit, aber auch einen sehr natürlichen Grund. Männer von außerordentlichen Talenten und von eigenthümlichem, edlem Charakter sind überall nicht so häufig, und drängen sich meistens auch nicht so sehr vor, daß sie allemal, auch von einem aufmerksamen Regenten, zur rechten Zeit bemerkt werden müßten, so daß es nur von diesem abhinge, zu einem jeden Posten allemal Männer von

ganz vorzüglichem Werth zu finden. Da dieses keinesweges der Fall ist, so besteht das große Talent des Regenten darin, zu jedem Geschäft den möglichst tauglichen zu finden, und diesen dann in eine solche Lage zu bringen, wo seine guten Eigenschaften am nützlichsten werden, die ihm mangelnden am mindesten vermißt werden. Friedrich besaß dieses Talent in hohem Grade, und gerade weil er es besaß, wußte er auch Menschen jeder Art zu gebrauchen, und Jeden dahin zu stellen, wo sein Gutes am meisten entwickelt, und seine Fehler verbessert, oder unschädlich gemacht würden. Friedrich foderte auch eben darum, weil er die Menschen kannte, nicht von jedem Einzelnen einen seltnen Verein aller Vollkommenheiten, die oft ihrer Natur nach unvereinbar sind. Er verlangte nicht, daß ein sein Fach gründlich kennender thätiger Staatsminister auch zugleich ein gewandter Hofmann, auch angenehm zum Umgange, der große Feldherr auch ein kenntnißreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann sey. Er war zufrieden, wenn Jeder diejenigen Eigenschaften, wenigstens einige derselben, im vorzüglichen Grade besaß, welche für den Posten, den er einnahm, wichtig waren. Bey den Ministern sahe er am meisten auf den Charakter; war dieser durchaus rechtlich und fest, besaß der Mann daneben Ordnungsliebe und Thätigkeit,

so

so übersah der König gern manche andere Mängel. Von seinen ersten Feldherren verlangte er neben kriegerischem Muth und Tapferkeit vorzüglich Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes, um in Fällen, wo es darauf ankam, und wo die ertheilten Vorschriften nicht hinreichten, sich selbst helfen zu können.

Friedrich hatte eine große Zahl von Staatsministern, und das jedem Einzelnen zugetheilte Departement war also nicht von zu großem Umfange. Friedrichs Vater hatte dieselbe Maxime beobachtet; beide Monarchen wurden bey deren Befolgung durch Menschenkunde und richtige Staatsklugheit geleitet. Es ist unstreitig das Beste für die Führung der Geschäfte, wenn die, welchen sie besonders in der obersten Leitung anvertrauet sind, nicht durch deren zu große Menge und Mannichfaltigkeit niedergedrückt und zerstreut werden. Ein Minister, der dieses ist, kann mit sehr vielen Dingen, die doch zu seinem Amte gehören, sich selbst nicht beschäftigen. Ohne von denselben mehr als oberflächliche Kenntniß zu nehmen, muß er Vieles untergeordneten Beamten überlassen, um es unter seiner Autorität und in seinem Namen abzumachen. Hierdurch wächst die Zahl der Staatsbeamten, die viele Gewalt haben, ohne eigne Verantwortlichkeit. Dieses hielten Friedrich Wilhelm I und Frie-

drich II dem öffentlichen Wohl nachtheilig, und gewiß mit Recht, weil ein Beamter, der durch einen höhern, welcher von den Sachen nur wenig unterrichtet ist, gedeckt wird, und der für ausgezeichnete Dienste selbst nie Ruhm und Belohnung erwerben kann, so wie er auch für Vernachläßigung und Fehler nicht leicht Strafe fürchten darf, nicht selten der Versuchung unterliegen wird, seinen Einfluß zu misbrauchen, wenigstens die Pflichten, die er in fremdem Namen ausübt, nur nachläßig zu besorgen. Ein zweiter Grund, der beide Monarchen bewog, die Geschäfte unter Viele zu vertheilen, war unstreitig der, weil es dem Regenten dann um so leichter wird, die Uebersicht und Leitung des Ganzen sich selbst vorzubehalten. Jeder einzelne Minister, der unter Friedrich versucht hätte zu weit zu gehen, mußte von den Collegen, in deren Wirkungskreis er dadurch einen Eingriff unternahm, Widerspruch und Beschwerde bey dem Könige erwarten. Alle wichtigen Dinge mußten, schon der Natur des Geschäftsganges gemäß, vor der lezten Entscheidung dem Regenten vorgelegt werden, weil nur dieser einer Stockung, die aus dem Zusammenstoßen mehrerer Departements-Chefs zu entstehen drohte, abhelfen konnte. Bey Befolgung dieser Maxime konnten natürlich Friedrich Wilhelm I und Friedrich II nie einen Principalminister

nister haben, auch nicht einmal einen solchen, mit dem sie alle und jede Arten von Geschäften berathen hätten. Sogar ihrer Natur nach nahe mit einander verwandte Geschäfte, z. B. alle Justiz- oder alle Finanzsachen waren nicht der Oberaufsicht seines einzelnen Mannes anvertrauet 44); Alles war in Departements getheilt, deren Vorsteher von einander ganz unabhängig waren, deshalb bewirkte auch oft ein Minister sein Departement zunächst angehende Verordnun-

44) Der Großkanzler, auch seit Friedrich Wilhelm I schon Chef de Justice genannt, ist von Vielen für einen Minister gehalten, dem alle Justizsachen untergeordnet gewesen wären. Dies war aber keinesweges der Fall; der Großkanzler war ein Justiz-Minister wie die andern, hatte eben so wie diese sein besonderes Departement, und leztere waren von ihm ganz unabhängig. Nicht einmal den Rang hatte er vor seinen Collegen, dieser wurde allein durch die Anciennetät unter allen Ministern bestimmt. So war Carmer, obgleich Großkanzler, nur der zweite Justiz-Minister, so lange der ältere, Münchhausen, lebte. Das einzige dem Großkanzler beigelegte, allerdings wichtige, Vorrecht war, die Oberaufsicht über sämmtliche Justiz-Collegien und deren innere Einrichtung, nebst der Besetzung aller Justizstellen in den sämmtlichen Provinzen, auch das Recht, zu den höhern Stellen, und selbst der Justiz-Minister, dem Könige tüchtige Subjekte vorzuschlagen; endlich das Recht, die Vorschläge zu allgemeiner Gesetzgebung und zu neuen Einrichtungen im ganzen Justizfache zu thun.

nungen, ohne daß dessen Collegen davon wußten, deren nachherige Zuziehung jedoch der Monarch selbst, wenn es ihm nöthig schien, verfügte.

Friedrich fand, wie er den Thron bestieg, siebenzehn Staatsminister, die er sämmtlich beibehielt, und während seiner Regierung hat er überhaupt ein und sechzig ernannt 45). Unter denselben finden sich freilich manche, die nur den Titel eines Staatsministers geführt haben, ohne daß ihnen *ein eignes Departement* von Geschäften anvertrauet *gewesen wäre*. So pflegten zuweilen Gesandte an großen Höfen zu größerer Auszeichnung diesen Titel zu führen. Zuweilen gab Friedrich denselben auch angesehenen Fremden, die er wegen ihres Vermögens ins Land ziehen wollte, und für die sich in dem Augenblick kein passender Posten fand 46). Auch die Mitglieder der höch-

45) Man findet ein namentliches Verzeichniß dieser Männer, nebst kurzen biographischen Notizen von ihnen, in dem schon erwähnten Buche: Der Königlich Preussische Churbrandenburgische Staatsrath von Klapproth und Cosmar. Berlin 1805. S. 420.

46) So wurde der Chursächsische Staatsminister, Graf, nachher Fürst von Sacken, mit dem Titel eines Ministers in Preußischen Dienst gezogen, ohne daß ihm deshalb Geschäfte anvertrauet wurden.

höchsten Regierung im Königreich Preußen hießen Minister, waren aber den Departements-Ministern in Berlin untergeordnet. Eben so hatte der Chef-Präsident der drey schlesischen Oberamts-Regierungen den Titel Justiz-Minister, stand aber unter den Berlinschen Ministern in eben der Art, wie jeder andre Präsident. Der schlesische Finanzminister war dagegen den Berlinschen Ministern völlig gleich, sein Departement war von dem der ihrigen ganz unabhängig.

Doch auch alle diese Titularminister, welche unter der vorangeführten Zahl mit begriffen sind, abgerechnet, bleibt die Zahl derer, welchen wirklich die oberste Leitung der Geschäfte anvertrauet war, noch immer sehr groß, vielleicht größer, als bey irgend einem andern Regenten in Friedrichs Zeitalter. Unter diesen Ministern sind wirklich viele Männer, ausgezeichnet durch Talente, gründliche, umfassende Kenntnisse, edlen Charakter, patriotische Gesinnungen und große Thätigkeit 47). Ein sicherer Be-

47) Wir führen als Beispiel nur einige vorzüglich hervortretende Namen an. Die drey Kabinetsminister, welche unter Friedrich die auswärtigen Staatssachen geleitet haben, Graf von Podewils, Graf von Finken-

Beweis hiervon ist, daß bey weitem die meisten der Zufriedenheit des Königs viele Jahre genossen, und ihren Aemtern bis an ihr, oder bis an des Königs Ende vorgestanden haben; nichts war seltner unter ihm, als Ministerialwechsel. Wenn Friedrich auch zu-

---

kenstein und von Hertzberg, waren alle drey durch ihren Geist, richtigen Blick, tiefe Staatskenntnisse und große Thätigkeit in ganz Europa berühmt. Unter den Justiz-Ministern verdienen von Cocceji, von Münchhausen, von Fürst und von Carmer vorzüglich bemerkt zu werden, so wie unter den Finanz-Ministern Graf von Münchow, von Schlabernsdorf, von Hoym, von der Horst, von Schulenburg-Kehnert, von Waitz und von Heinitz. Gern verweilten wir länger bey diesen Männern, welche zur Verherrlichung von Friedrichs Zeitalter beigetragen haben, und gäben überhaupt von allen Gehülfen der Regierung des Königs, so wie von seinen wichtigsten Feldherren eine ihre eigenthümlichen Talente und Verdienste hinlänglich schildernde Notiz. Doch wenn wir gleich einige dieser Männer der spätern Zeit persönlich, und zum Theil näher gekannt haben, so ist dieses doch bey dem weit größern Theile, besonders aus der frühern Periode, nicht der Fall, und unser Bemühen, zuverläßige Nachrichten über sie einzuziehen, ist vergebens gewesen. Da wir also diese Notizen nicht auf eine uns selbst genügende Weise mit einiger Vollständigkeit zu geben vermögen, lassen wir sie lieber ganz weg. Einige der oben genannten Minister sind jedoch im Lauf unsrer Geschichte an schicklichen Orten geschildert.

zuweilen mit einigen seiner Minister weniger zufrieden war, so wußte er dieses auf eine Art zu erkennen zu geben, welche die Irrenden belehrte, und die Fehlenden besserte, aber diese höchsten Staatsbeamten in der allgemeinen Achtung nicht herabsezte, die solchen Männern unentbehrlich ist, wenn sie ihr Amt würdig ausfüllen sollen. Die Art, wie dieser König mit seinen Ministern umging, war wirkliche Erziehung derselben, welche sie immer vollkommner machte, und mit vollem Rechte kann man daher das Gute, was durch Friedrichs Minister geschehen ist, einem großen Theil nach ihm selbst beimessen, denn er hatte den Geist dazu angefacht, und die Gesinnungen in seinen Ministern belebt. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Art, wie Friedrich hierbey verfuhr, Folge reifen Nachdenkens war. Die Beweise seines vorzüglichen Wohlwollens wurden nie nach Laune, oder Neigung zu dem etwa besonders gefallenden Persönlichen einiger Minister, sondern immer so ausgetheilt, daß Jeder erkannte, der Ausgezeichnete sey der Belohnung vorzüglich würdig. Er überhäufte seine Minister nicht oft mit äußern Ehren und glänzenden Orden, noch weniger mit großen Geldbelohnungen [48]).

Ein

48) Hertzberg, dessen Verdienst der König gewiß nach seinem ganzen Werth schäzte, hat nie ein bedeutendes Ge-

Ein bewiesenes vorzügliches Vertrauen, ein ertheilter wichtiger, ausserordentlicher Auftrag, zuweilen ein kleines Geschenk, nicht von Werth, aber das dem, der es erhielt, besonders angenehm war, oft ein schmeichelhaftes Wort, ein huldreiches Schreiben, eine eigenhändig dabey hinzugesezte gütige Zeile, ein Lob des Ministers vor Andern ausgesprochen, das aber dem, den es galt, bald zukam; — dies waren die Mittel, die Friedrich auf immer wechselnde, immer neue Art anwandte, um seinen *Ministern* seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, und sich *an ihnen* brauchbare, ihm ganz ergebne Gehülfen zuzuziehen. Er kannte den individuellen Charakter eines Jeden genau, und behandelte Jeden gerade so, wie es dessen Charakter erfoderte. So wußte er den vielleicht zu Bedächtigen, oder etwas Langsamen, Unentschlossenen zu beleben und zu ermuntern, dagegen den vielleicht

---

Geschenk, auch nicht einmal den schwarzen Adlerorden erhalten, obgleich Friedrich wahrscheinlich wohl wußte, daß das Publikum, vermuthlich auch Hertzberg selbst, besonders die lezte Auszeichnung nach dem beendigten bayerschen Kriege erwartete. Friedrich Wilhelm II aber hat noch in der Stunde von Friedrichs Tode, wie er Hertzberg bey der Leiche des Königs fand, ihm den Orden selbst umgehangen, mit den Worten: die erste Handlung seiner Regierung müsse seyn, eine Schuld, die der Verstorbene hinterlassen habe, abzutragen.

leicht zu Kühnen, zu rasch Unternehmenden zu mäßigen; es bedurfte nie der einen zart fühlenden Mann in den eigenen Augen herabsetzenden Verweise. Nur Ein Beispiel ist uns aus der langen Regierungszeit bekannt, wo Friedrich einen ganz unwürdigen Minister gewählt hatte, den er mit strenger, aber gerechter Strafe entfernen mußte [49]; und ein andres Beispiel,

49) Dieses Beispiel hat der Staatsminister von Görne geliefert. Derselbe stammte aus edlem Geschlecht in der Mark Brandenburg; sein Vater war unter Friedrich Wilhelm I ein geschätzter Finanzminister gewesen. Der, von welchem wir hier reden, hatte bey den Kammern in Berlin und Breslau als Rath gedient, aber, nachdem er durch Heirath großes Vermögen erworben, seinen Abschied genommen. Im Jahr 1774 wurde er plötzlich, zu allgemeiner Verwunderung, zum Finanzminister ernannt. Niemand wußte die Veranlassung hiervon, aber mehrere Jahre später erfuhr man, auf wie schändliche Weise Friedrich bey dieser Gelegenheit getäuscht worden, wie dies bereits oben S. 120 in der Note angegeben ist. Görne war ein Mann von äußerst schwachem Verstande, großer, oft kindischer Eitelkeit. Er kaufte große Herrschaften in Polen, auf denen er mit fürstlichem Prunk lebte, er erwarb das Indigenat dieses Landes, und soll wirklich den Gedanken genährt haben, wenn Stanislaus Poniatowsky abgesezt, oder gestorben seyn würde, König von Polen zu werden. Zu seinem unmäßigen Aufwande und seinen thörigten Planen bedurfte er vieles Geld und verschaffte sich dieses durch die Seehandlung, deren Leitung ihm an-

spiel, wo er einem höchst würdigen Minister großes Unrecht gethan, und ihn mit einer, wenn auch das Vergehen, das der König voraussezte, wirklich begangen wäre, wie es nicht war, ganz unverdienten Ungnade entließ 50), eine Uebereilung, die auch durch den edlen Justizeifer, der Friedrich zu derselben verleitete, nicht entschuldigt werden kann. Aber wenn wir freimüthig gestehen, daß Friedrich in diesen beiden Fällen gefehlt habe, so mag uns auch die Frage erlaubt seyn: wo ist ein selbstregierender König, *der binnen* sechs und vierzig Jahren nur Einmal durch *Anstel*-lung

anvertrauet war. So entstanden große Verwickelungen, die er lange zu verbergen wußte, nachdem sie aber entdeckt waren, und Friedrich hinlängliche Beweise von der Untreue seines Ministers gesammelt hatte, ließ er ihn im Januar 1782 in seinem eignen Hause arretiren und seine ganze Amtsführung durch eine dazu besonders niedergesezte Commission genau untersuchen. Görne wurde grober Vergehungen überführt, durch ein rechtliches Erkenntniß aller Ehren und Würden entsezt, sein ganzes Vermögen wurde eingezogen, und er zu lebenswieriger Festungsstrafe verurtheilt. Der König ließ dies Urtheil vollziehen und Görne blieb in dem engen Arrest zu Spandau bis zu Friedrichs Tode, da er dann von dessen Nachfolger mit der Freiheit und einer kleinen Pension begnadigt wurde.

50) Den Großkanzler von Fürst. Wir haben diese Geschichte im 1sten Bd. Kapitel 6. erzählt.

lung eines unwürdigen Ministers, und Einmal durch ungerechte Entlassung eines würdigen sich geirret hat?

Wir dürfen hoffen, durch alles bisher Gesagte bey denkenden Lesern die Ueberzeugung bewirkt zu haben, daß Friedrich kein nach Eigensinn und Laune willkührlich herrschender Despot, kein kriegslustiger Eroberer gewesen sey, sondern daß er als ein weiser Regent die Beglückung seines Volks nach bester Einsicht bezweckt, und deren Erreichung mit redlichstem Eifer und unnachlassender Thätigkeit angestrebt habe, daß er den Frieden aufrichtig gewollt, und demselben während des größten Theils seiner Regierung mit Weisheit und mit behaupteter Achtung seines Staats unter schwierigen Umständen erhalten habe. Auch davon hoffen wir überzeugt zu haben, daß wenn dieser König in einigen Maaßregeln gefehlt hat, hiervon Beschränktheit menschlicher Kräfte, und die Unmöglichkeit, alle Theile der Verwaltung mit gleicher Aufmerksamkeit zu Gegenständen seines eignen Nachdenkens zu machen, die alleinigen Ursachen gewesen sind. Wenn wir indeß auch hiervon überzeugt zu haben hoffen, so müssen wir doch glauben, daß besonders in unsrer Zeit bey manchen Lesern noch die Frage entstehen möchte: warum ein Friedrich, ein

Regent von so umfassender Einsicht, der alle Schwierigkeiten des Regierens so gut kannte, nicht seinem Werke noch dadurch Vollendung und feste Dauer auch für die nach ihm kommende Zeit gegeben habe, daß er seinem Volke eine Constitution hinterließ, nach deren einmal feststehenden Vorschrift die allgemeine Meinung über die Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit durch würdige Volksrepräsentanten gehört, keine Maaßregel ohne deren Zustimmung beschlossen, und dadurch der künftige Regent *vor Irrthum* und Mißbrauch seiner Gewalt bewahrt *wäre?* Hätte, sagt man vielleicht, schon unter Friedrich eine solche Einrichtung bestanden, gewiß würde dieser weise und wohlwollende König nicht eine so tyrannische, alle menschlichen Gefühle empörende Verpflichtung der Unterthanen zum Militairdienst eingeführt oder beibehalten haben; gewiß würde er auch nicht eine immer weiter gehende und die natürlichen Verhältnisse seines Staats übersteigende Vermehrung seines Kriegsheers, und eine gleichfalls ins Ungemessene sich erstreckende Erhöhung seiner Einkünfte nöthig gefunden, und sich dadurch selbst in die Nothwendigkeit gesezt haben, sein Volk hartherzigen Fremden zu überliefern, um von demselben Abgaben zu expressen, die nicht nur durch ihre Größe, sondern noch mehr durch die Art, wie sie erhoben wurden, äußerst

drü-

drückend waren, die natürliche Freiheit und jeden Genuß beschränkten, endlich der Sittlichkeit und der Anhänglichkeit an das Vaterland höchst verderblich wurden; auch die bestehenden Mängel der Criminal-Verfassung würden dem großen Könige nicht unbekannt geblieben, und gewiß verbessert seyn, und so wäre also, hätte Preußen schon damals eine gute Constitution gehabt, den vornehmsten Irrthümern abgeholfen worden, welche, wie es die Schilderung zugestanden hat, so viel Ungemach und Druck über Friedrichs Volk gebracht haben.

So natürlich diese Gedanken bey wohlgesinnten Zeitgenossen dermalen auch seyn mögen; so ist es doch für Friedrich kein Vorwurf, daß er dieselben nicht gehabt, und nie daran gedacht hat, seinem Staate eine nach unsern jetzigen Begriffen gute Verfassung zu geben. Um dieses recht einzusehen, müssen wir wiederum aus unsrer Zeit hinausgehen, und uns ganz in die seinige versetzen. Friedrich hatte nicht die Begriffe der jetzigen Zeit, und konnte sie nicht haben. Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit einer freyen Verfassung, als nothwendige Bedingung eines wohlregierten und glücklichen Staats, ist Folge weit späterer Begebenheiten, die Friedrich nicht erlebt hat; er konnte also nicht auf den Gedan-

ken gebracht werden, den Zustand, den er in seinen Staaten bestehend fand, plötzlich ohne Anlaß und Drang von Außen umzuwerfen, sich selbst und seine Nachfolger in den wichtigsten Regierungsrechten zu beschränken, sich und ihnen die Verbindlichkeit aufzulegen, bey der Ausübung dieser Rechte zuvor die Einstimmung der von seinen Unterthanen gewählten Repräsentanten einzuholen. Der Gedanke an solche selbst gewählte Beschränkung der Regenten war so wenig in dem Ideenkreise seiner Zeitgenossen, daß wir dreist behaupten können, Friedrich würde, hätte er sie in Vorschlag gebracht, von seinem eignen Volke nicht verstanden seyn. Er würde durch solche Vorschläge ohne alle Noth Unruhe in die Gemüther gebracht und vielleicht Volksbewegungen hervorgerufen haben, die keine menschliche Vorsicht vorauszusehen, noch weniger sie in ihrem Fortgange aufzuhalten vermögt hätte. Die Geschichte aller Zeiten bietet uns auch kein Beispiel dar, daß ein unbeschränkt regierender, durch seine Geburt zu diesem Geschäft berufener Herrscher [51], ohne durch äußere Unfälle veranlaßt,

51) Wir wissen wohl, daß, dem Rechte nach, dem Könige nur in Absicht einiger seiner Lande dieser Name gebührte, und daß er in den zum deutschen Reiche gehörigen Landen nur mit Einschränkungen regierte. Aber wir

anlaßt, oder eigentlich gezwungen zu seyn, seiner Macht Schranken gesezt, und einen seit Jahrhunderten bestehenden Zustand umgeändert hätte. Auch Friedrich hat dieses nicht thun wollen; er behielt die Rechte bey, die er bey der Besteigung des Throns mit froher Einstimmung seines Volks erhalten hatte, und er bemühte sich, sie zu dessen Wohl anzuwenden, und glaubte dieses ungleich besser zu bewirken, wenn er hierin der eignen reifen Ueberlegung, und dem Rath seiner, nach eigner Prüfung gewählten Staatsdiener folgte, als wenn er deshalb zuvörderst die Einwilligung von Volksvertretern hätte nachsuchen sollen, deren Wahl eine langsam zu erfindende neue Form würde erfodert haben, über deren Ausmittelung vielleicht schon die Gemüther entzweit, und Unruhen und Partheyen entstanden wären, von denen man in dem bisherigen Zustande nichts wußte.

Es ist um so natürlicher, daß Friedrich einen solchen Gedanken nicht gehabt hat, da er die Verfassung

wir nehmen hier die Sachen, wie sie wirklich waren; denn in der That herrschte Friedrich in den deutschen Provinzen eben so unbeschränkt, wie in dem souverainen Königreich Preußen und in dem Herzogthum Schlesien. Der Zusammenhang mit dem Reiche wurde in den preußischen Landen gar nicht bemerkt, und war vielen Unterthanen nicht einmal bekannt.

freyer Staaten fast nur durch die Geschichte kannte, und das Bild, welches diese von den mannichfachen, oft blutigen Unruhen aufstellt, welche die Leidenschaften verschiedener um die Herrschaft kämpfenden Partheyen erregten, konnte ihm nicht den Wunsch eingeben, ein Gleiches über sein Land zu bringen. Derjenige europäische Staat, der in Friedrichs Zeit vorzüglich einer freyen Verfassung genoß, welche vielleicht mehr gepriesen als gekannt wurde, England, konnte gleichfalls nicht zur Nachahmung reizen. Die mehr durch Zusammentreffen günstiger Umstände, als durch Weisheit der Menschen hervorgebrachten wundervollen Einrichtungen, durch welche in diesem Lande die eigne Thätigkeit und gute Einsicht der Glieder der Gesellschaft mehr, als die Vorsorge der Regierung Sicherheit und Glück in hohem Grade hervorbringen, waren damals noch nicht so bekannt 52), daß wir annehmen dürften, sie seyen Friedrich

sicht-

---

52) Ohngeachtet alles dessen, was über die brittische Constitution geschrieben worden, ist deren wahre Beschaffenheit erst ganz neuerlich unter uns durch die treffliche Darstellung der innern Verwaltung Großbrittanniens, vom Freyherrn von Vincke, Berlin 1815, in ihr rechtes Licht gesetzt; eine kleine, aber höchst gehaltvolle und lehrreiche Schrift, auf welche aufmerksam zu machen wir diese Gelegenheit mit Vergnügen benutzen.

sichtbar genug geworden, um von ihm nach ihrem Werth richtig gewürdigt, und sogar den entgegengesezten Regierungs-Maximen vorgezogen werden zu können, die er, nach dem Beispiel seines Vaters, angenommen hatte. Er sahe in England vorzüglich einen in seinen wichtigsten Regierungsrechten beschränkten König, ganz abhängig von einem Parlement, dessen Berathschlagungen den Ausländern oft noch tumultuarischer erschienen, als sie wirklich waren, und in dem viele Mitglieder nur deshalb die großen Worte „Freiheit und Vaterland“ oft gebrauchten, um sich selbst an die Stelle der herrschenden Parthey zu setzen, oder ihre Stimmen einem im Grunde, wenn er sich klug benahm, Alles nach seinem Willen leitenden Minister theuer zu verkaufen. Bey einer solchen Ansicht konnte die brittische Verfassung dem preußischen Könige unmöglich ehrwürdig sich darstellen, noch bey ihm den entferntesten Gedanken erregen, gegen dieselbe den ruhigen Genuß und die Ausübung seiner angestammten und von Niemand angefochtenen Regentenrechte aufzugeben, durch deren weisen Gebrauch er sein Volk nach eigner bester Einsicht, ohne Widerrede besorgen zu dürfen, glücklich machte.

Diese Ansicht der Sache war in Friedrichs Lage so natürlich, daß wir nicht noch anführen wollen,

wie er überhaupt nicht für große und gewaltsam Maaßregeln war; er liebte die ruhige Fortdauer des einmal Bestehenden, woran er selbst und seine Unterthanen gewöhnt waren, er suchte alles Gute desselben möglichst zu benutzen, und das Fehlerhafte durch stille Wirksamkeit zu bessern. Daß dieses Friedrichs Ansichten vom Zweck des Staats, und von den Pflichten des Oberhaupts desselben gewesen sind, beweisen seine Schriften, und die Handlungen seiner Regierung, welche nie, auch bey allen *Reformen*, die er je unternommen, auf gänzliche *Umformung und Veränderung*, sondern immer auf fortgehende Verbesserung der einmal eingeführten Einrichtungen zielten. Er war zufrieden, durch seine wachsame Fürsorge und durch ununterbrochene Aufmerksamkeit auf Alles und Jedes, von Außen Sicherheit, Unabhängigkeit und Ansehn seines Volks, im Innern aber einem Jeden den vollen, ungestörten Genuß seines Eigenthums, und seine Rechte zu sichern, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz zu behaupten, und den Wohlstand aller fleißigen und thätigen Unterthanen zu befördern.

Man hat Friedrich den Beinamen des Großen gegeben. Mehrern Herrschern ist derselbe von der Verehrung oder der Schmeichelen ihrer Unterthanen und Zeitgenossen beigelegt, aber nur bey sehr wenigen

gen hat die Nachwelt ihn bestätigt, und die Geschichte ihn bleibend aufgenommen. Es ist bemerkenswerth, daß hierin, ohne daß deshalb eine Verabredung möglich gewesen, wirklich viele Gerechtigkeit beobachtet ist. Kein Herrscher hat je den Beinamen des Großen in der Geschichte behalten, der nicht wirklich durch ungewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Charakters sich ausgezeichnet hätte; noch mehr, nur vereinte Verdienste des Krieges und Friedens haben ihn erwerben können. Allerdings haben zwar alle groß genannte Regenten durch glückliche mit Einsicht und Anstrengung geführte Kriege Ruhm erworben; aber der bloße Glanz der Thaten des Eroberers konnte die Menschen nie bewegen, demselben allein den Beinamen des Großen zu geben. Um diesen auch in der Geschichte zu behalten, mußten die Eigenschaften des Helden zugleich mit friedlichen Großthaten des Regenten verbunden seyn. Nur wenn der Held auch durch weise Gesetze und wohlthätige Einrichtungen den Wohlstand seines Volks gegründet oder erhöhet hatte, blieb ihm bey der partheilosen Nachwelt der ausgezeichnete Beiname des Großen. Der Macedonier Alexander würde wahrscheinlich durch den Umsturz des größten Reichs seiner Zeit, und durch die Errichtung seines eigenen auf dessen Trümmern nicht den Beinamen des Großen errungen haben,

ben, hätte er nicht zugleich angefangen, griechisch Bildung über den weiten Orient zu verbreiten, un den festen Willen gezeigt, der Stifter eines besse Zustandes der Menschheit zu werden. Wenn glei ein früher Tod ihm nicht erlaubt hat, dies grosse Werk zu vollenden, so reichte doch der ernstliche Entwurf schon hin, Alexandern den Beinamen des Großen für alle Folgezeiten zu sichern. Auch der Franke Karl würde denselben durch dreissigjährige Siege, und die weite Ausdehnung seiner Herrschaft nicht errungen haben, hätte er nicht zugleich den festen Vorsatz bewiesen, die rohen unter seinem Scepter vereinten Völker durch weise Gesetze, Religion und Kenntnisse gesitteter zu machen. Kaiser Otto I hat auf gleiche Weise seinen Anspruch auf diesen Beinamen erworben, obgleich derselbe von der Nachwelt minder allgemein anerkannt ist, und er vielleicht der Dankbarkeit der Geistlichen, welche er partheiisch begünstigte, am meisten den Beinamen des Großen verdankte, den sein Vater, Heinrich I, ungleich mehr verdient hätte, da er den Sohn an Geist und edlem Charakter, auch glänzenden Thaten des Krieges und Friedens bey weitem übertroffen hat. Auch der Russische Peter würde den Beinamen des Großen vielleicht nicht durch die Geschichte bestätigt erhalten haben, hätte er nur nach harten Kämpfen endlich den größ-

ten

ten Helden seiner Zeit besiegt, und hätte er nicht zugleich, mit Ueberwindung seiner eigenen und seines Volkes Rohheit, den Ruhm erworben, der Stifter europäischer Bildung in dem größten Reich der Erde geworden zu seyn. Unter den Regenten kleiner Staaten ist Friedrichs Ahnherr, Churfürst Friedrich Wilhelm, fast der einzige, dem die Benennung des großen Churfürsten von den Zeitgenossen beigelegt, und von der Nachwelt einstimmig bestätigt ist. Auch er verdankt dieses nicht allein seinen kriegerischen Thaten, so glänzend sie waren, nicht allein der muthvollen und glücklichen Rettung seines Vaterlandes, sondern mehr noch seinen friedlichen Tugenden, durch welche er bessere Einsichten und mildere Sitten verbreitete, und durch Gewöhnung zum Fleiß den Wohlstand seiner Unterthanen beförderte. Auch Friedrich hat auf gleichem Wege sich zu hohem Ruhm erhoben, und der ihm schon früh beigelegte Name des Großen ist nach seinem Tode von allen Nationen mit wetteifernder Uebereinstimmung bekräftigt, und wird ihm wahrscheinlich bis zu den entferntesten Zeiten bleiben. Den Eingebornen schien dieser Beiname noch nicht zu genügen, sie haben daher Friedrich auch den Einzigen [53]) genannt, um ihr Gefühl auszudrücken,

53) Der Dichter Ramler hat diesen Beinamen zuerst gebraucht, der nachher von Vielen in und außer den preußischen Landen beibehalten ist.

cken, daß viel Großes und Gutes, was bey andern Herrschern zerstreut erblickt werde, nur bey Friedrich vereint gefunden sey. Wie es scheint, wird die Nachwelt auch diesen eigenthümlichen Namen des Königs bestätigen, in gerechter Anerkennung, daß das Edle und Trefliche die vorhandenen Mängel und Fehler bey weitem überwogen habe. Möge dieses auch der freundliche Eindruck der von uns aufgestellten Schilderung bleiben, welche, die Mängel keinesweges verhüllend, sie nur in ihrem richtigen Verhältniß darzustellen bemüht gewesen ist. Ist uns *dieses* gelungen, so dürfen wir hoffen, es werden künftig keine Lästerer und Schmäher des großen Mannes mehr gehört werden, der ewig zu den Zierden der Menschheit gezählt werden und der Deutschen gerechter Stolz bleiben wird.

Wenn man einen Mann so umständlich in der Erfüllung der Pflichten seines Berufs geschildert hat, als es von uns mit Friedrich geschehen ist, und der Mann aus solcher Erfüllung so ganz das Hauptgeschäft seines langen Lebens machte, und demselben mit solcher Anstrengung alle seine Kräfte widmete, wie Friedrich gethan hat; so hat man in dem öffentlichen Geschäftsmanne auch zugleich den Menschen und seinen Privatcharakter zureichend dargestellt, denn derselbe hat durch sein öffentliches Leben

den

den ganzen Umfang seiner geistigen Kräfte dargelegt, und jenem die Eigenthümlichkeiten seines Charakters tief eingedrückt. Wir haben auch hierauf oft hingewiesen, und aus den Eigenheiten des Menschen das Betragen Friedrichs als Regenten entwickelt; wir fügen also nur noch Weniges über seinen Privatcharakter hinzu.

Gesunder Menschenverstand und richtiges Urtheil sind unverkennbar hervorstechende Züge seines Geistes. Er hatte dieselben durch eignes von allem fremden Urtheil unabhängiges Nachdenken, und durch große Aufmerksamkeit auf alle ihm erheblichen Gegenstände, auch durch sorgsames Lesen der Geschichte, ausgebildet. Weil er alle Dinge, die ihm wichtig wurden, möglichst vollständig nach allen ihren Beziehungen zu kennen bemüht gewesen, so waren seine Urtheile meistens treffend und angemessen. So sehr er scharfsinnige Zergliederung eines Begriffs, und Entwicklung alles dessen, was in demselben lag, liebte, so sehr haßte er Spitzfindigkeiten und übertriebene Feinheiten. Sein Blick war immer auf das Wesentliche einer Sache gerichtet, und aus diesem folgerte er Alles, was auf dieselbe Bezug hatte, und zog ab, was fremder Irrthum und Vorurtheil beigemischt haben mogten. Einbildungskraft scheint bey ihm die schwächste Geisteskraft gewesen zu

seyn,

seyn, daher sind unter seinen Gedichten nur diejenigen von vorzüglichem Werth, durch welche er selbst gehabte Empfindungen lebhaft ausdrückte, oder auch die Resultate seines Nachdenkens in edler Sprache vorträgt; von beiden Gattungen findet man Meisterstücke unter diesen Gedichten, andere aber ermüden und verwirren durch gehäufte Gleichnisse, und zu weit ausgemahlte Bilder. Nur in Einem Punkt bewies er eine ihm eigne Stärke der Einbildungskraft, nämlich darin, daß er eine Gegend, die er *einmal gesehen*, oder auch nur lebhaft beschreiben *gehört hatte*, sich deutlich mit allen ihren Eigenthümlichkeiten vorzustellen, und darin die Bewegungen eines Heers zu beschreiben und zu ordnen vermogte. Sein Gedächtniß war von großem Umfange und bis ins Alter von seltner Treue. Vor langer Zeit gehörte weitläuftige Gespräche wußte er sich genau, oft wörtlich, zu erinnern, vor langer Zeit gesehene Gesichtszüge erkannte er richtig wieder. Wahrheit, Offenheit, Biederkeit, eine natürliche Neigung, in allen Fällen gerecht und edel zu handeln, feuriger Trieb, sich in Allem, was brav und gut war, auszuzeichnen, und die Achtung der Menschen von eignem Werth zu verdienen, waren von früher Jugend an die Grundzüge seines Charakters; man kann sagen, daß diese Tugenden ihm angeboren waren, aber die Erziehung

einen

einer Rocoules und eines Jandun hätte sie weiter ausgebildet und das eigne Nachdenken noch vollkommner entwickelt und zu Grundsätzen erhoben, nach denen er sein Leben einrichtete und die er bis ans Ende in voller Stärke beibehalten hat. Verstellung und Schleichwege waren ihm sehr zuwider, und er hatte eine große Abneigung gegen allen Trug, Schein, Lüge und alles affektirte Wesen. Er liebte in allen Dingen das Gerade und Einfache, Bestimmtheit in den Ideen, Kürze und Klarheit in dem Vortrage Anderer, und er strebte diese Tugenden selbst zu haben. Wortschwall, weitschweifige Reden, äußerer Prunk, und unnütze Cerimonien waren ihm sehr zuwider.

Wir haben bereits als einen der schönsten Züge im Charakter Friedrichs bemerkt, daß er für seine Eltern große Verehrung und zärtliche Liebe hatte, welche Empfindungen nicht dadurch gemindert wurden, daß durch den unglücklichen Zwist der Eltern, und besonders die Leidenschaften des Vaters, seine Jugend so sehr getrübt war. Auch für seine Geschwister bewies er zärtliche Anhänglichkeit; seine älteste Schwester Wilhelmine (nachher Markgräfin von Bayreuth), welche ihm an Alter die nächste war, scheint mit ihm in der Richtung des Geistes und den Neigungen die meiste Verwandtschaft gehabt zu haben,

und da beide Geschwister gleiche Leiden der Jugend aus gleicher Ursach erduldet hatten, so näherte sie dieses noch mehr, und die empfindungsvolle Zärtlichkeit Friedrichs für diese geliebte Schwester, welche diese Gesinnung vollkommen erwiederte, dauerte bis
1758 d. 14ten Oktbr. an ihren Tod, welcher den Tag der Schlacht bey Hochkirchen für ihn noch schwärzer machte, und ihn auf das empfindlichste betrübte. Auch für seine Schwestern Louise Ulrike (nachher *Königin* von Schweden) und Philippine (nachher *Herzogin* von Braunschweig) hatte er zärtliche Liebe, und *die Besuche*, welche dieselben ihm zuweilen machten, verursachten ihm immer große Freude. Als die Köni-
1782 gin von Schweden gestorben war, ließ der König den damaligen Kabinets-Sekretair Menken, der vorher Legations-Sekretair in Stockholm gewesen, und vor noch nicht langer Zeit zurückgekehrt war, zu sich kommen, und foderte denselben auf, ihm viele kleine Züge von dem Leben und den Handlungen der Verstorbenen zu erzählen. Der König fragte immer weiter, und wurde endlich so gerührt, daß er zuletzt viele Thränen vergoß. Menken hat dieses selbst seinem Freunde, dem Schreiber dieses, erzählt, und konnte den Zustand von Wehmuth, worin er den König gefunden, nicht lebhaft genug schildern. Für seinen Bruder Heinrich bewies Friedrich die zärt-

lichste

lichste Liebe und hohe Achtung. Mit Stolz nannte er ihn den Feldherrn ohne Fehler, und ergriff jede Gelegenheit, seinen grossen Thaten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn er im siebenjährigen Kriege zuweilen durch Verminderung der dem Prinzen anvertrauten Corps leztern in einige Verlegenheit sezte, so geschah dies aus Noth, weil er der Truppen zur eignen Rettung selbst bedurfte, und es gab Heinrich jedesmal Gelegenheit, neue Geschicklichkeit zu zeigen. Dieser Prinz war unstreitig der Vertrauteste des Königs, und lezterer hat gewiß nichts Wichtiges in den äussern Staatsverhältnissen unternommen, ohne mit Heinrich vorher sich berathen zu haben; doch war in ihren politischen Ansichten einige Verschiedenheit. Heinrich war minder als Friedrich für Mässigung und Vermeidung alles dessen, was den Ruhestand stören konnte; er wollte auch durch rasche und kühne Unternehmungen die Grösse Preussens gründen, der König aber zog diesem strenge Beobachtung des Rechts in allen Fällen vor, und schäzte es für seinen edelsten Ruhm, der Beschützer der Verfassung Deutschlands zu seyn, welche Heinrich einiger Aufopferung nicht werth hielt, und von dem System, das Friedrich in seinen leztern Jahren angenommen hatte, wenig gute Folgen hoffte. Dagegen schien ihm eine enge Verbindung mit Frank-

reich die zuträglichste für Preussens Interesse, welches Friedrich nur mit Einschränkungen und unter Bedingungen zugestand, die das französische Kabinet nicht erfüllen konnte, wie dieses bereits entwickelt ist [54].

Nur zwischen Friedrich und dem ältesten seiner Brüder, dem Prinzen August Wilhelm, entstand während des siebenjährigen Krieges ein unglücklicher Zwist, da der König den Prinzen beschuldigte, bey dem ihm anvertraueten Rückzuge aus Böhmen große Fehler begangen zu haben, und ihm dieses mit einer Härte vorwarf, die den Prinzen mit bitterm Gram erfüllte, der eine Krankheit zur Folge hatte,
1758 die mit dem Tode endete, den das Publikum, vielleicht irrig, jenem Gram allein beimaaß. Die Geschichte enthält sich billig eines Urtheils über diesen Bruderzwist, da es in jetziger weit entfernten Zeit, wo die besondern Umstände verdunkelt sind, kaum möglich ist zu entscheiden, an welcher Seite der meiste Anlaß zu dem Mißverständniß gegeben seyn mag, zu dessen Vermehrung vielleicht auch Andere beigetragen haben mögen [55]. Für die nachgelassenen Kinder des

54) Im 2ten Bande 10ten Kapitel.

55) Man hat dessen besonders den General von Winterfeld beschuldigt. Uns scheint dies aber schon aus dem Grunde

ses Bruders bewies Friedrich die zärtlichste Sorgfalt. Er übertrug die Oberaufsicht über deren Erziehung dem Feldmarschall von Kalkstein, einem sehr würdigen Manne, der Führer seiner eignen Jugend gewesen war. Umständliche Instruktionen ertheilte er denen, welchen der Unterricht der jungen Prinzen anvertrauet war, und ließ sich über deren Fortschritte, auch während des Krieges, der ihn von den Prinzen abwesend hielt, Bericht erstatten. Der jüngere dieser Prinzen, Heinrich Carl, war vorzüglich der Liebling des Königs, weil er mit vorzüglichen Talenten und eifriger Begierde, seine Kenntnisse zu erweitern, den liebenswürdigsten Charakter verband. Der frühe Tod 1767
dieses Jünglings schmerzte Friedrich sehr; er schrieb selbst eine Lobschrift auf ihn, welche er dem Akademiker Thiebault zum Vorlesen in der Akademie übergab. Lezterer erzählt, daß wie der König ihm diesen Auftrag ertheilte und ihm selbst die Schrift vorlesen wollte, er zwar mit erzwungener Fassung angefangen, aber durch Wehmuth und einen Strom von Thränen überwältigt nicht habe vollenden können. —

 Den

Grunde unglaublich, weil Winterfeld von Allen als ein sehr kluger Mann geschildert wird, von dem nicht anzunehmen ist, daß er absichtlich sich den künftigen Thronfolger, der jeden Tag sein Herr werden konnte, habe abgeneigt machen wollen.

Den ältern dieser Prinzen, seinen Thronfolger, hat Friedrich während dessen erster Jugend weniger Zärtlichkeit bewiesen, vielleicht weil derselbe nicht so viel Neigung zu ernsthaften Studien und der Vorbereitung zu seinem grossen Beruf zeigte, als zu den seinem Alter gewöhnlichen Vergnügungen. Nach dem siebenjährigen Kriege wollte der König, daß der damals zwanzigjährige Kronprinz den Versammlungen der höchsten Departements beiwohne, um praktische Kenntniß vom Gange der Geschäfte zu erhalten. Ein gewiß sehr guter Gedanke, der aber durch *eigne Schuld* des Königs nicht ausgeführt wurde, denn wie er einst den Prinzen über das, was in jenen Versammlungen vorgekommen war, befragte, und keine befriedigenden Antworten erhielt, glaubte er, daß der Thronfolger nicht genug Aufmerksamkeit auf die Geschäfte verwende, und es sey nicht der Mühe werth, ihn zur Theilnahme an denselben Gelegenheit zu geben. Der Prinz wurde von dieser Zeit an von aller Kenntniß derselben gänzlich ausgeschlossen, und ist es bis zu Friedrichs Tode, wo der Kronprinz zwey und vierzig Jahre alt war, geblieben; der König selbst redte nie darüber mit ihm, und sahe es ungern, wenn Minister oder Andere den Kronprinzen von dem, was vorging, unterrichteten. Es ist dies auch, so viel wir wissen, nur während der lezten Jahre vor Friedrich

Wil-

Wilhelms II Thronbesteigung von Hertzberg geschehen. Friedrichs Abneigung gegen den Prinzen wurde durch die Kenntniß, welche er von dessen heimlichen Ausschweifungen und von seinem Umgange mit schlechten Leuten erhielt, noch vermehrt. Unstreitig hat Friedrich hier in seinem Betragen gefehlt; er mußte mehr Aufmerksamkeit auf die Bildung des Prinzen wenden, dem es nicht an sehr glücklichen, natürlichen Anlagen fehlte, und der bey manchen Gelegenheiten Geist und edlen Charakter bewies. Wäre er bey Zeiten mit Männern von Werth umgeben worden, so würde er noch besser ausgebildet, und nicht in die Hände von weniger vorzüglichen Menschen gefallen seyn, die seine natürliche Güte misbrauchten. In etwas späterer Zeit hat auch Friedrich hierin seinen Irrthum erkannt, den treflichen Eigenschaften seines Neffen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, und, wie wir bereits erzählt, während des bayerschen Erbfolge-Kriegs, und während der nachherigen Sendung nach St. Petersburg die höchste Zufriedenheit mit dem Betragen des Kronprinzen zu erkennen gegeben, auch gute Hoffnungen von ihm, als seinem Nachfolger, zuweilen lebhaft geäußert.

Das Glück des häuslichen Lebens hat Friedrich ganz entbehrt, und wir halten dieses für den wichtigsten

Abgang seines übrigens heitern und glücklichen Lebens, glauben auch, daß diese Entbehrung nicht ohne üble Folgen für des Königs Charakter gewesen sey. Friedrich wäre ganz würdig und fähig gewesen, ein zärtlicher Gatte und Vater ihm ähnlicher Kinder zu seyn. Wäre er dies geworden, so würde mehr Milde in seinen Charakter gebracht, manches Rauhe, Harte und Launenhafte aus demselben weggeschafft seyn, welches unstreitig Folge seines zu einsamen Lebens und seines nur auf ältere Personen, meistens Militairs und Geschäftleute, eingeschränkten Umgangs gewesen ist. Daß Friedrich des häuslichen Lebens entbehrte, war ganz seine eigene Wahl, und dies unstreitig ein Fehler, schwer zu entschuldigen, da wir die nähern Umstände, welche ihn zu diesem sonderbaren Entschluß bestimmten, nicht kennen. Es ist nicht der Mühe werth, bey den mancherley hierüber verbreiteten, zum Theil sehr albernen Sagen, deren keine historische Beweise für sich hat, zu verweilen. Man hat behauptet: Friedrich sey früh in eine englische Prinzessin, Tochter Königs Georgs II, verliebt gewesen, und diese Liebe habe seine versuchte Fluchtreise, die nach England gerichtet gewesen, veranlaßt, weil ihm aber der Genuß dieser ersten Liebe vereitelt worden, und er nachher ohne seine Wahl sich habe vermählen müßen, so habe er beschlossen, sein Herz

nie

nie an eine Person des andern Geschlechts zu schenken, und diesem Vorsatz sey er treu geblieben. Diese Sage ist, allem Anschein nach, durchaus falsch; Friedrich hat die englische Prinzessin nie, oder doch nur in seiner und ihrer ersten Kindheit gesehen, eine Liebe zu derselben hat also bey ihm nie entstehen können, und wenn eine Verbindung der beiden Kinder auch der sehnlichste Wunsch der Mutter war, so wurde er es nicht deshalb auch von Friedrich. Seine Absicht zu entfliehen wird durch die harten Mishandlungen des Vaters, denen er sich entziehen wollte, hinlänglich erklärt, und es war natürlich, und sehr schicklich, daß er England zum Zufluchtsort wählte, da er an dem Hofe seines Oheims einen sichern und anständigen Aufenthalt erwarten konnte, auch wenn dieser ihn nicht zu seinem Schwiegersohn machte. Er konnte von hier aus über die Rückkehr zu seinem Vater unter billigen Bedingungen unterhandeln. Indeß, die Dinge nahmen eine andere Wendung; Friedrich mußte nach dem Willen seines versöhnten Vaters sich mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine vermählen [56], die wegen ihrer Schönheit 1733
und wegen der Eigenschaften ihres Geistes und Herzens

---

56) S. oben Seite 79. Note. 47.

als die liebenswürdigste ihrer Zeit geschildert wird [57]. Friedrich erkannte dieses selbst, und bewies seiner Gemahlin vom Anfang ihrer Ehe an die größte und zuvorkommendste Achtung, sahe auch sehr gern, daß sie der Gegenstand der Verehrung seines Hofes, der Liebe und Ehrfurcht des ganzen Volks war. In diesem Verhältniß ist er sein ganzes Leben hindurch mit ihr geblieben, und in seinem achtungsvollen Betragen ist nie die kleinste Veränderung bemerkt worden. Aber über dieses ist es auch nie hinausgegangen. Nie hat Friedrich eine zärtliche Neigung für seine Gemahlin zu erkennen gegeben, noch mit ihr auf vertrautem Fuß gelebt; sie bewies von ihrer Seite bey jedem Anlaß eine enthusiastische Bewunderung der großen Eigenschaften des Königs und eine ganz unbeschränkte Ergebenheit in seinen Willen. Sie vertheidigte Alles, was von ihm geschahe, und erlaubte nicht, daß in ihrer Gegenwart auch nur der kleinste Tadel irgend einer Einrichtung des Königs vorgebracht wurde. Während des siebenjährigen Krieges äußerte sie eine zärtliche Sorge für des Kö-

nigs

---

57) Ein Zeitgenosse, der sie zur Zeit ihrer blühenden Jugend als Kronprinzessin zu Rheinsberg gesehen, macht von ihr die einnehmendste Schilderung. S. lettres familières du Baron de Bielfeld, à la Haye 1765. p. 80 und an andern Stellen.

nigs Erhaltung, und sahe allen Nachrichten, die über ihn eingingen, mit ängstlicher Ungeduld entgegen. Friedrich wußte dieses und gab ihr von wichtigen Vorgängen gewöhnlich selbst durch kurze Briefe die erste Kenntniß. Die Entfernung, in welcher übrigens Friedrich von seiner Gemahlin lebte, ging so weit, daß er sie während seiner ganzen Regierung auch nicht ein einziges Mal nach Potsdam oder Sanssouci eingeladen hat, wie es doch jeden Sommer in Ansehung der meisten Glieder der königlichen Familie üblich war, z. B. der ersten Gemahlin des Kronprinzen, auch einer braunschweigischen Prinzessin, deren Umgang dem Könige viel Vergnügen machte. Die Königin hat also den gewöhnlichen Aufenthaltsort ihres Gemahls nie gesehen; sie hat auch über diese Zurücksetzung nie einige Empfindlichkeit geäußert, aber daß sie dieselbe schmerzhaft gefühlt, davon gab sie noch in den lezten Lebensjahren des Königs einen Beweis. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig kam einst unerwartet nach Berlin, während der König auf einer seiner militairischen Reisen für längere Zeit von dort abwesend war. Sobald der leztere es erfuhr, schrieb er an den Herzog und äußerte, daß wenn es diesem Prinzen etwa gefällig seyn möchte, auch Sanssouci zu besuchen, er dort Alles, gleich als wenn der König dort wäre, zu

sei-

seinem Empfange bereit finden würde, eine Gesellschaft, die er mitnehmen wolle, überlasse er des Herzogs eigner Auswahl, und, sezte er hinzu, sollte es etwa der Königin gefallen, ihren Bruder nach Sanssouci zu begleiten, werde es ihm sehr angenehm seyn, und es sey auch für diesen Fall bereits Alles angeordnet. Ferdinand zeigte diesen Brief seiner Schwester, aber diese erwiederte mit edlem Stolz: da der König sie noch nie nach Sanssouci eingeladen habe, wolle sie auch nicht gerade die Zeit seiner Abwesenheit nutzen, um dieses Lustschloß ohne ihn selbst zu sehen.

Friedrich war grade in der ersten Blüthe der Jugend, als sein Vater ihn nach Dresden führte, und König August II von Polen ihn zu den Ausschweifungen grober Wollust verleitete. Er soll sich denselben nach der Rückkehr mit solchem Uebermaaß ergeben haben, daß es nachtheilige Folgen für seine Gesundheit hatte. Wir haben bereits unsre Vermuthung geäußert [58]), daß diese Ausschweifungen unmöglich lange Zeit gedauert haben können, weil sonst einige Nachrichten von denselben auf uns gekommen seyn müßten, und die Markgräfin von Bayreuth nicht

58) S. oben Seite 7[illegible].

nicht die einzige seyn würde, die je derselben erwähnt hat. Eine bestimmte Buhlerin des Prinzen in dieser Zeit ist nie genannt, diejenige ausgenommen, welche er mit von Dresden gebracht hatte. Von der Zeit an, daß Friedrich den Thron bestiegen hatte, ist nie einer Maitresse, noch weniger eines Einflusses, den dieselbe auf ihn gehabt, gedacht. Nur von einer italienischen Operistin Barberini hat das Publikum einige Zeit geglaubt, daß sie einen Eindruck auf den jungen König gemacht habe. Wenn dies gegründet gewesen, hat Friedrich sich doch sehr bald von dieser Verbindung befreit. Die Barberini wurde durch ihre Verheirathung mit dem Glogauschen Regierungs-Präsidenten von Cocceji, einem Sohne des Groß-kanzlers, von Berlin entfernt. Ob die strenge Enthaltsamkeit, welche Friedrich während seiner ganzen Regierung in Absicht des weiblichen Geschlechts bewiesen hat, lediglich eine Folge seines Temperaments, oder seiner Sorge, sich gegen jeden verderblichen Einfluß zu sichern, gewesen sey, vermögen wir nicht zu entscheiden, doch vermuthen wir, daß seine Tugend wenigstens in dem Mangel des Temperaments eine gute Schutzwehr gefunden habe.

Man hat Friedrich auch unnatürlicher Wollust beschuldigt. Wir halten dies für schändliche Ver-

Läum-

läumdung aus zwey, nach unsrer Ansicht, entscheidenden Gründen. Erstlich, in der frühern Zeit, da diese Sache, wäre sie gegründet gewesen, das meiste Aufsehn gemacht haben und das Gerede aller Welt gewesen seyn müßte, ist derselben nirgend nur mit einem Worte gedacht. Es geschieht ihrer zuerst in einer Voltaire beigelegten Schrift Erwähnung, die erst nach dem Tode dieses Schriftstellers bekannt gemacht wurde. Aber diese Schrift ist entweder von Voltaire nie, oder doch zu einer Zeit geschrieben, wie er sich von Friedrich auf das *empfindlichste beleidigt* glaubte, und in höchster Erbitterung gegen denselben war. Aber wenn auch lezteres der *Fall* seyn sollte, so hätte Voltaire diese Beschuldigung doch selbst zurückgenommen und gänzlich vernichtet, dadurch, daß er noch einige Jahre vor seinem Tode selbst eine Schrift über sein Leben herausgegeben hat, welche mit jener nach seinem Tode herausgekommenen durchaus übereinstimmt, aber grade die anstößige Stelle über Friedrich nicht enthält [59]). Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß der Herausgeber von Voltaires Schriften, Beaumarchais, *oder* ein Andrer, die ächte Voltairsche Schrift abgeschrieben

59) Wir wünschen, daß hier Beilage M. Nr. 7. nachgelesen werde.

ben und aus niedriger Gewinnsucht in dieselbe diesen schändlichen Zusatz eingeschaltet habe. Höchst unbesonnen und wirklich unerklärlich aber ist die Wiederholung dieser Anklage von einem so wahrheitliebenden Manne, als Büsching 60) unstreitig war, ohne daß er den geringsten Beweis der Glaublichkeit beigebracht hätte. Der zweite Grund, weshalb wir dieses Gerücht für eine schändliche Verläumdung halten, ist, die ausdauernde Geistes- und Körperkraft, deren Friedrich sein ganzes Leben hindurch bis ins hohe Alter genossen hat, die ungeschwächte Heiterkeit, die bis zu seiner lezten Krankheit und noch während derselben bey ihm gefunden wurde. Wahrlich, es würde das erste Beispiel seyn, daß ein in der Jugend begangenes Laster dieser Art, und andre unmäßige Ausschweifungen der Wollust ohne alle verderbliche Folgen für Geist und Körper während eines so langen Lebens geblieben wären!

Die gefühlvolle Anhänglichkeit Friedrichs für die Personen, welche durch natürliche Bande mit ihm verbunden waren, läßt nicht zweifeln, daß seine Empfindungen für diejenigen, welche er wegen Uebereinstimmung der Gesinnungen selbst zu seinen Freunden ge-

60) S. dessen Charakter Friedrichs II. S. 22.

gewählt hatte, gleichfalls sehr lebhaft gewesen sind. Sie waren es wirklich, und von frühester Jugend an ist der Genuß der Freundschaft für ihn der höchste gewesen, und es bis ins Alter geblieben. Seine Briefe enthalten sehr viele Beweise, wie sehr er die Freundschaft für das größte Glück des Lebens hielt [61]); er nahm an Allem, was seine Freunde anging, den lebhaftesten Antheil; sie waren nicht durch Gleichheit der Leidenschaften mit ihm verbunden, nicht blos Theilnehmer seiner Freuden, sondern *fast alle*, selbst die in den frühern Jahren, waren ernste gesezte Männer, welche mit ihm nach Wahrheit forschten, und in den Wissenschaften ihr größtes Vergnügen fanden. Solcher Freunde und vertrauten Umgangsgenossen hat Friedrich während seines langen Lebens eine große Menge gehabt. Seine Empfindungen für dieselben waren natürlich mannichfach abgestuft; an Einigen hing er mit zärtlicher, fast leidenschaftlicher Liebe, für Andere war seine Freundschaft mehr hohe Achtung ihrer schäzbaren Eigenschaften. Daß der König fast im-

---

61) z. B. in einem Briefe an d'Argens vom J. 1745 sagt er: „je pense qu'un veritable ami est un don „de Dieu. Helas! j'en ai perdu deux que je „regretterai toute ma vie, et dont le souvenir „ne finira qu'avec ma durée.“ Der Eine dieser beiden Freunde war unstreitig Suhm.

immer gut gewählt habe, wird dadurch bewiesen, daß das Publikum den meisten dieser Freunde Gerechtigkeit widerfahren ließ, und sie für höchst würdige, durch Tugenden, Talente und Kenntnisse ausgezeichnete Männer hielt, deren enge Verbindung mit dem Regenten man gern sahe, und keine Nachtheile davon besorgte. Solche Männer waren z. B. sein erster Lehrer Duhan de Jandun, Jordan, Suhm, Kaiserling, Knobelsdorf und viele Andere, über die alle die allgemeine Meinung sehr günstig geurtheilt hat. Nur eine Ausnahme ist uns hiervon bekannt; La Mettrie nämlich ist von Allen, die ihn gekannt, wegen seines niederträchtigen Charakters so sehr verachtet worden, daß man glauben muß, Friedrich habe sich in Absicht der guten Meinung, welche er von diesem Manne gefaßt hatte, getäuscht, obgleich er dieselbe bis an La Mettries Tod beibehalten, und selbst durch eine Lobschrift auf ihn bekräftiget hat. Friedrich war äußerst treu und standhaft in der Freundschaft, und wen er derselben einmal werth gefunden, der konnte sich auf die Dauer seiner Gesinnungen verlassen, die keinem Wechsel noch Launen unterworfen waren. Er verlangte auch keine überspannte Vollkommenheit, noch den Verein aller Tugenden bey seinen Freunden; er ertrug Schwächen und Fehler, und

wenn der Grund des Charakters edel und gut war, kehrte er auch bey etwaigen Verirrungen, die ihn vielleicht auf kurze Zeit erkalten konnten, bald mit vollem Vertrauen zurück. Nur Eine dieser Freundschafts-Verbindungen ist auf eine höchst unangenehme Art aufgelöst, und zwar die mit dem unter den Freunden Friedrichs durch seinen Geist am meisten hervorragenden Manne — mit Voltaire. Wenn gleich hierbey an beiden Seiten gefehlt seyn mag, so ist doch nach Allem, was wir von diesem Zwiste wissen, Voltaires Schuld die größere gewesen [62]). Der König zeigte bey dieser Gelegenheit die gute Eigenschaft, daß, wenn er gleich einen Mann in gewissen Rücksichten sehr tadelnswerth fand, er ihn doch deshalb nicht in allen verwarf, sondern sein übriges Gute nach seinem ganzen Werth anzuerkennen fortfuhr. So ist kein Zweifel, daß Friedrich, nachdem er von Voltaire sich auf unwürdige Weise beleidigt glaubte, für dessen moralischen Charakter eine große Verachtung empfand, und daß er diese Gesinnung auch immer beibehalten hat. Aber dieses hinderte ihn nicht, für Voltaires Geistesvorzüge eine gleich hohe Achtung wie vorher

zu

---

62) In der Beilage M. VII. b. ist über das Verhältniß zwischen dem König und Voltaire mehr gesagt, welches wir hier nachgelesen wünschen.

zu haben; er blieb der größte Bewunderer der außerordentlichen Talente dieses Mannes, und las dessen Schriften bis ins Alter mit immer erneutem Vergnügen. Der freundschaftliche Briefwechsel wurde nach einiger Jahre Unterbrechung wieder angeknüpft, und hat bis zu Voltaires Tode fortgedauert; wenn auch nicht die Zärtlichkeit jugendlicher Gefühle wiederkehren konnte, so bewies Friedrich doch achtungsvolle Freundschaft und lebhafte Theilnahme an Allem, was Voltaire anging. Selbst wo er mit dessen Meinungen nicht übereinstimmte, widerspricht er mit einer Achtung, von der man in den Briefen an andere auch von ihm sehr hochgeschätzte Männer, z. B. d'Alembert, nichts Aehnliches findet. Nach Voltaires Tode schrieb er eine Lobschrift auf ihn, in welcher des alten Zwistes gar nicht erwähnt wird. Ein Freund, für den Friedrich noch in seinen reifern Jahren eine wirklich zärtliche Freundschaft hatte, und zu dem sein Vertrauen ganz unbegränzt schien, war d'Argens, und der Mann verdiente diese Gesinnung durch die leidenschaftliche Anhänglichkeit, mit der er Friedrich ergeben war, in welchem er, ohne alle Rücksicht auf den König, allein den Menschen liebte und ehrte [63].

63) S. Beilage M. VII. f.

In dem Umgange mit Freunden bewies Friedrich ganz die offne Vertraulichkeit, welche den schönsten Reiz freundschaftlicher Verbindung ausmacht, doch vergaß er hierbey nicht die Rücksichten, welche er seinem großen Berufe schuldig war, und er gestattete keinem seiner Freunde, so groß auch die Vertraulichkeit mit demselben war, einigen Antheil an den Entschließungen, welche er als Regent zu nehmen hatte. Um in diesem Punkt desto sicherer zu seyn, wählte Friedrich vertrautere Umgangsgenossen selten aus dem Kreise seiner Geschäftsleute, sondern mehr unter solchen Männern, die mit Geschäften nichts zu thun, im Lande nicht viele Verbindungen hatten, und oft demselben ganz fremd waren. Das Verhältniß des Regenten und des Freundes war bey ihm streng geschieden; dies immer und unter allen Umständen zu beachten, und genau den Mittelweg zwischen offner Vertraulichkeit und Entfernung alles Einflusses, der nachtheilig seyn kann, zu treffen, ist unstreitig sehr schwer, aber es ist unerläßlich für einen Regenten, der selbst regieren und doch zugleich mit Freunden umgehen will. Jeder, der dem Weltlauf mit einiger Aufmerksamkeit zugesehen hat, wird sich bald überzeugen, daß das Böse, welches im Namen der Regenten geschieht, in sehr vielen Fällen weit weniger ihnen selbst,

als

als vielmehr denen beigemessen werden müsse, welchen sie ihr Vertrauen geschenkt, und welche sich bedeutenden Einfluß auf ihre Ansichten und Entschlüsse erworben haben. Auch kann es dem genauern Beobachter nicht entgehen, daß diejenigen, welche wegen Gleichförmigkeit der Sinnesart von den Königen selbst zu Vertrauten erkohren sind, gewöhnlich einen weit bedeutendern und oft nachtheiligern Einfluß beweisen, als die, welche den Beruf und die Pflicht haben, Rath zu ertheilen. Leztere handeln mehr unter den Augen des sie streng beobachtenden und richtenden Publikums, sie wissen, daß sie nach kurzer oder langer Zeit zur Rechenschaft gezogen werden können; dies macht behutsam. Ganz anders ist es mit den selbst gewählten Freunden und Lieblingen der Monarchen; gewöhnlich kommen sie leztern durch Alter und gleiche Neigungen näher, und wirken also mit grösserer Leichtigkeit. Noch mehr, sie handeln meistens im Verborgenen; was sie dem Herrn unter vier Augen gerathen haben, ist sehr schwer zu erweisen, und wird ganz unmöglich, wenn der Liebling, ohne bestimmten Rath zu geben, nur durch gelegentliche Schilderung der Personen und Dinge, durch zufällig scheinende Aeußerungen von Gesinnungen und Urtheilen in dem Herrn Ansichten und Entschlüsse hervorzubringen wußte, welche erst durch

Handlungen bekannt werden. Der entschiedne Wille des Herrschers befreit alsdann den, der ihn veranlaßte, von aller Verantwortlichkeit, und so kann auch ein einsichtsvoller Regent, ihm selbst unbewußt, leicht das Werkzeug der Leidenschaft des Lieblings werden. Dieses aus der Natur menschlicher Dinge hervorgehende Verhältniß macht einem Regenten, dem die vollkommenste Erfüllung seines hohen Berufs wirklich angelegen ist, die höchste Vorsicht im freundschaftlichen Umgange zur dringenden Pflicht, ja man gelangt bey tieferm Nachdenken über diesen Gegenstand zu der Ueberzeugung, daß solche Vorsicht fast nie zu weit getrieben werden könne, und man wird sogar versucht zu glauben, es sey das traurige Loos der Könige, gar keine Freunde zu haben. Denn auch in den Augenblicken der Ruhe und des Vergnügens, wo der Herrscher gern seine hohe Würde vergessen, wo er ganz Mensch seyn will, muß er aufmerksam die Eindrücke bewachen, welche grade in solchen Augenblicken auf ihn unbemerkt zu machen mit größter Beflissenheit versucht werden kann. Auch gegen Freunde, deren achtungswerthe Eigenschaften dem Regenten bewährt sind, müssen doch dem Vertrauen Schranken gesezt werden. Eine so weit getriebene Vorsicht, ein auch gegen die Edelsten nie ganz abzulegendes Mistrauen ver-

tragen

tragen sich aber eigentlich mit der Natur wahrer Freundschaft nicht.

Friedrich, hiervon durch Geschichte, Beobachtung und Nachdenken überzeugt, hat sich dieser ihm gewiss schmerzhaften Bedingung seines hohen, aber dem, der die Dinge nach ihrem wahren Werth beurtheilt, gewiss nicht beneidenswerthen, Ranges unterworfen, weil er es für Pflicht hielt; er hat sich den Genuss der sanftesten Empfindungen, für die er so sehr gemacht war, den der Liebe, ganz versagt, und den der Freundschaft durch das wachsame Mistrauen, das er sich selbst auflegte, geschwächt. Auch die strengsten Beobachter haben ihm nie vorgeworfen, dass er irgend Jemandem einen unbeschränkten Einfluss über sich gestattet hätte. So gross auch die Zahl seiner Freunde gewesen, so hat man doch keinem unter denselben den Namen eines eigentlichen Lieblings geben können, es möchte denn dem General von Winterfeld seyn. Dem Verdienste dieses Feldherrn ist allgemeine Gerechtigkeit widerfahren, aber dennoch hat man behauptet, sein Einfluss auf den König sey zu gross gewesen, und zuweilen zum Schaden Andrer gemisbraucht. Es sind aber hierüber durchaus keine gültigen Beweise beigebracht, auch hat man anerkannt, dass Winterfelds Einfluss nicht, wie es ge-

wöhnlich bey Lieblingen der Fall ist, sich auf Gegenstände aller Art erstreckt habe; er war in der That nur auf militairische beschränkt. Und wenn auch seine Urtheile in politischen Angelegenheiten bey Friedrich viel Gewicht hatten, so folgt hieraus nicht, daß hierdurch des Königs Ansichten bestimmt worden, der wahrscheinlich über Gegenstände dieser Art mehr und tiefer nachgedacht hatte, als Winterfeld. Die Uebereinstimmung ihrer Meinungen ist bey dem täglichen vertrauten Umgange ganz erklärlich, und es kann Winterfeld nicht zum Vorwurf gereichen, daß er den König in dem Entschlusse, den siebenjährigen Krieg anzufangen, bestärkt hat, aus Gründen, deren dringende Nothwendigkeit wir noch jezt in den damaligen Umständen erkennen. Die von einem wohl unterrichteten Verwandten gelieferte Biographie 64) Winterfelds überzeugt, nach unserm Gefühl, einen billig Urtheilenden völlig von dem Ungrunde der gegen ihn vorgebrachten Anklagen.

Friedrich hatte gewöhnlich einen, auch mehrere Gelehrte um sich, allein in der Absicht, sich mit ihnen täg-

64) Leben des General-Lieutenants von Winterfeld, von Moritz Adolph von Winterfeld auf Nieden. Berlin und Leipzig 1809. S. auch oben S. 218. Note 50.

täglich über wissenschaftliche Gegenstände aller Art zu unterreden, in vorkommenden Fällen von ihnen Auskunft zu erhalten, oder ihren Rath und ihre Meinung zu hören, durch sie mit den Fortschritten der neuern Litteratur in Bekanntschaft zu bleiben, und von den Produkten derselben, die er nicht selbst lesen wollte, sich Bericht erstatten zu lassen. Ein solcher Mann mußte natürlich mannichfaltige Kenntnisse aller Art, und einen sehr gebildeten Geist besitzen, dabey mußte sein Charakter biegsam genug seyn, um sich in alle Eigenheiten des Charakters des Königs zu schicken, und zugleich völliges Vertrauen einflößen, daß auf seine Vorsicht und Verschwiegenheit durchaus zu rechnen sey. Einen solchen Mann hat der König während der frühern Zeit an dem Marquis d'Argens gehabt, der um so mehr von ihm geschäzt wurde, da er sich ganz darauf verlassen konnte, daß derselbe sein Vertrauen auf keine Weise misbrauche. Man hat gesagt, daß er die Vorsicht im Geheimhalten des Anvertrauten so weit trieb, die vom Könige erhaltenen Briefe nicht anders als bey verschlossenen Thüren zu lesen. Gewiß theilte er aus denselben nie etwas mit, da er wußte, wie unangenehm es dem Könige war, wenn seine Briefe an Gelehrte in viele Hände und zulezt gar in die Zeitungen kamen. d'Argens suchte durchaus kei-

nen Einfluß auf den König zu haben, noch sich das Ansehn davon zu geben; er war dem Könige wirklich zärtlich ergeben, und seine Freundschaft für ihn war nicht, wie bey Vielen, eine Sache der Eitelkeit. Er sagte über nichts seine Meinung, als wenn sie verlangt wurde; dann hielt er aber auch mit nichts zurück, sondern brachte seine Meinungen mit jovialischer Lebhaftigkeit vor, sie mogten dem Könige gefallen oder nicht, und vertheidigte sie mit Lebhaftigkeit in lezterm Falle [65]).

Ein andrer gelehrter Umgangsgenosse war der Obrist Guichard, oder Quintus Icilius [66]), wel-

65) S. mehr über ihn Beilage M. VII. f.

66) Guichard, aus der französischen Kolonie in Magdeburg stammend, war daselbst 1725 geboren. Er widmete sich den Studien in Holland, zuerst der Theologie, dann ausschließlich den alten Sprachen; da er sich aber bewogen fand, in holländische Kriegsdienste zu treten, so ward dieses der Anlaß, daß er seine philologischen Kenntnisse zur Erläuterung der Geschichte der Kriegskunst der Alten anwandte, über welche er verschiedene Schriften herausgab, die in der gelehrten Welt Beifall fanden. Eine derselben übersandte er zu Anfang des siebenjährigen Krieges dem König, und bot zugleich seine Dienste an. Diese wurden angenommen und er erhielt Anstellung im Gefolge mit dem Charakter eines Kapi-

welchen Beinamen ihm der König wegen der Aehnlichkeit gab, die er zwischen ihm und einem römischen Centurio dieses Namens finden wollte. Der König hatte zwar nicht die zärtliche Freundschaft für ihn, wie für d'Argens, doch genoß Guichard wegen seines redlichen Charakters großer Achtung und ausgezeichneten Vertrauens. Wenn der König sich auch zuweilen mit ihm entzweite, versöhnte er sich doch bald wieder. Dieser Mann hat besonders beigetragen, Friedrich eine günstige Meinung von der deutschen Litteratur und von den Verdiensten mancher Deutschen beizubringen.

Bald nach Quintus Tode berief der König den Abbé de Pauw zu sich [67]), der seine Aufmerksamkeit durch gelehrte und scharfsinnige Schriften [68]) auf sich gezogen hatte. Seine Absicht war wahrschein-

Kapitains. Der König fand Gefallen an seinem Umgange und er wurde bald täglicher Gesellschafter, und blieb dies auch nach dem Kriege. Er starb als Obrist 1774.

67) Er war ein geborner Holländer und katholischer Domherr zu Xanten im Clevischen.

68) Die noch bey Friedrichs Leben erschienenen sind: Recherches sur les Americains. Berlin 1768. — Recherches sur les Egyptiens et les Chinois. Berlin 1772. de Pauw ist 1799 gestorben.

scheinlich, ihn zum gelehrten Umgange bey sich zu behalten, aber dieser Gelehrte liebte seine eigne unabhängige Muße zu sehr, um sie einem Könige, dessen Umgang nie ohne Zwang seyn konnte, aufzuopfern; er erbat, und erhielt die Erlaubniß, sich wieder in dieselbe zurückzuziehen. Bald nachdem er aus dem bayerschen Kriege zurückgekehrt, machte Friedrich die Bekanntschaft eines jungen italienischen Edelmanns, Marchese Luchesini [69]), an dem er so viel Gefallen fand, daß er ihn als Kammerherrn in seine Dienste zog und ihn bald zu seinem litterarischen Umgangsgenossen erwählte. Luchesini hat diesen Posten als der lezte von allen bis zu Friedrichs Tode bekleidet, und des Vertrauens des Königs im hohen Grade genossen, dessen er sich auch dadurch vollkommen würdig machte, daß er besonders bemüht war, ihm eine bessere Idee von der deutschen Litteratur beizubringen, die er selbst ernstlich studierte, und bey jeder Gelegenheit der Fürsprecher des vaterländischen Verdienstes war.

Außer

---

69) Luchesini war 1752 zu Lucca geboren. Seine gelehrten Kenntnisse waren von großem Umfang; Friedrich hat ihn nie anders als im gelehrten Umgang benuzt, aber unter den Nachfolgern hat er sich in großen Staatsgeschäften gezeigt, und unser Geschichtbuch wird, wenn es fortgesezt werden sollte, uns noch zu ihm zurückführen.

Außer diesen gelehrten Gesellschaftern hatte der König auch sogenannte Lekteurs, deren Geschäfte indeß meistens mit denen der ersten zusammenfielen, denn in den frühern Jahren liebte der König nicht, sich vorlesen zu lassen. Man sagt, er habe denen, die den Namen eines Vorlesers führten, vielmehr selbst vorgelesen, und sich über das Gelesene unterhalten; besonders bestand auch das Geschäft dieser Männer darin, daß sie die Menge der dem Könige zugeschickten Bücher oder andre neue Produkte der Litteratur lasen, und ihm über dieselben Bericht erstatteten. In der frühern Zeit versah diesen Posten Darget, ein Mann, der das Vertrauen des Königs erwarb, aber in sein Vaterland zurückreiste, jedoch immer mit dem Könige durch Correspondenz verbunden blieb [70]). Die längste Zeit, nämlich während des ganzen siebenjährigen Krieges und auch noch lange nachher, hat die Stelle des Lekteurs Catt bekleidet, ein Schweizer, den der König auf einer Reise in Holland, ohne sich ihm selbst zu erkennen zu geben, kennen gelernt, und so viel Gefallen an seinem Umgange gefunden hatte, daß er nach der Rückkehr ihm diese Stelle antragen ließ. Er hatte den Ruf eines Mannes von mannichfachen Kenntnissen

---

70) S. über denselben Beilage M. VII. g.

nissen und rechtschaffenem Charakter, und schien des Vertrauens des Königs, dessen er genoss, vollkommen werth zu seyn; doch in den lezten Jahren Friedrichs kam er in den Verdacht, dies Vertrauen gemisbraucht zu haben, indem er mit d'Alembert einen geheimen Briefwechsel unterhalten haben soll, worin Eindrücke, die man dem Könige geben wollte, verabredet worden; auch gab man ihm Schuld, daß er sich verbindlich gemacht, vermittelst seines Einflusses Gunstbezeugungen des Königs zu verschaffen, und auch wirklich dergleichen zuweilen durch falsche dem Könige gemachte Vorstellungen bewirkt habe. Nichts war Friedrich mehr zuwider, als dergleichen geheimes Getreibe. Da aber der Verdacht gegen Catt nicht zureichend bewiesen war, so wurde derselbe nur dadurch bestraft, daß er zwar in seinem Posten blieb, aber nie mehr zum Könige gerufen wurde, ohne daß dieser ihm über die Ursache eines solchen Benehmens etwas eröffnet hätte. So erschien also Catt einige Jahre hindurch zur gewohnten Stunde im Vorzimmer des Königs, mußte aber, nachdem er einige Stunden vergebens gewartet, ungerufen wieder abtreten; endlich suchte er seinen Abschied nach, den er auch erhielt. Nach diesem Manne haben noch einige Andere die Stelle des Lekteurs bekleidet, deren Namen uns nicht mehr

erin-

erinnerlich sind, die aber alle sich durch versuchte Empfehlungen beim Könige lästig machten, und einen Einfluß auf ihn behaupten wollten, den dieser gar nicht zugestand. Endlich nahm er in den lezten Jahren, wo er auch des Vorlesens mehr bedurfte, einen jungen Menschen als Lekteur an, der wirklich auf dieses Geschäft eingeschränkt war, und gar keine Ansprüche auf bedeutenden Einfluß machte. Friedrich hat denselben bis an sein Ende beibehalten, und ist mit ihm immer zufrieden gewesen [71].

Außer dem Umgange mit vertrauten Freunden liebte Friedrich auch überhaupt, mit Menschen aller Art und jedes Standes, bey denen er vorzügliches Verdienst und ausgezeichnete Kenntnisse in irgend einem Fache vermuthen konnte, zu verkehren. Es kam nicht leicht ein Fremder dieser Art nach Berlin, den er nicht sah. Es war aber seine Maxime, Niemand zu sprechen, dem er nicht wirklich etwas zu sagen hatte, oder von dem er nicht etwas ihn Interessirendes zu hören wünschte, und von dessen Verhältnissen er sich, ehe er ihn sahe, nicht etwas unterrichtet hatte. Der König wußte Jeden bald auf Materien zu bringen, deren dieser am kundigsten war, und über die auch einen einsichtsvollen Monarchen zu unter-

71) S. Beilage M. Nr. 91.

unterhalten ihm angenehm seyn mußte. So fiel das Leere und Beklemmende der gewöhnlichen Hofaudienzen weg, und es entstand in den Gesprächen mit Friedrich nie für beide Theile die Verlegenheit, welche man bey den Audienzen der Großen oft findet, da der Höhere, weil er die Verhältnisse dessen, den er vor sich hat, gar nicht kennt, ihm nichts zu sagen weiß, und der Niedere aus tiefer Ehrfurcht nichts vorzubringen wagt, daher beide, sobald die Alltagsfragen abgethan sind, gleich stumm gegen einander überstehen. Bey Friedrich konnte dieses nie Statt finden. Bey ihm fehlte es nie an Stoff zur Unterhaltung, und sobald deren Mangel fühlbar werden konnte, endigte der König die Audienz. Friedrich pflegte Jeden, mit dem er sich unterhielt, in den Schranken seines Berufs und seiner Kenntnisse zu halten; der Feldherr durfte nur vom Kriegswesen, der Gelehrte nur von wissenschaftlichen Dingen, der Oekonom von Landwirthschaft reden. Hierdurch gewann die Unterhaltung an Interesse, und manche Zudringlichkeit, die vielleicht versucht wäre, wurde erspart. Ueberschritt Jemand seinen Kreis, so wußte ihn der König entweder durch einen leichten Scherz, oder auch durch raschen Uebergang auf eine andre Materie bald wieder zurückzubringen; die Leitung des Gesprächs behielt sich der König allein vor.

Wenn

Wenn gleich der Wohlstand unter uns schon erfodert, in der Unterhaltung mit einem Höhern diesem nicht in die Rede zu fallen, so pflegte doch jedem zum ersten Mal Vorgestellten ausdrücklich gesagt zu werden: er möge, wenn ihm vom König eine Frage geschehe, dieselbe nicht gar zu kurz, etwa nur mit einem trocknen Ja oder Nein, erwiedern, sondern Alles über die Sache sagen, was ihm an dem Orte schicklich und interessant scheine, und hiemit so lange ohne Stockung fortfahren, bis der König ihn unterbreche, und entweder die Materie fortsetze, oder eine neue anfange.

Man wird aus allem bisher Gesagten wol schließen, daß sowohl für Friedrich selbst, als auch für Andere die Unterhaltung mit ihm etwas Steifes und Gezwungenes gehabt haben müsse. Gewiß hat dieses der König auch selbst wol gefühlt, aber er entsagte dem größern Vergnügen, das er bey einem freyern Gange der Unterhaltung gehabt haben würde, weil er es für Pflicht hielt. Wenn durch diesen Zwang manche gute Bemerkung, welche Männer von Kopf und Kenntnissen bey weniger eingeengtem Kreise des Gesprächs gemacht haben könnten, verloren ging; so hat Friedrich auch nicht die Unannehmlichkeit gehabt, viele unreife Urtheile zu hören,

und durch falsche schlau eingemischte Ansichten zu Irrthümern verleitet zu werden. Auch ist der Zwang denen, welche öfters mit dem Könige redeten, nicht so sehr fühlbar geworden. Viele, die öfter mit dem Könige umgegangen, haben dem Verfasser bestätiget, was er schon aus eigner Erfahrung wußte, daß der eigenthümliche geistvolle Blick, das huldreiche Wesen des Königs, das Lebendige, was er in die Unterhaltung brachte, das kurz dauernde Gefühl von Verlegenheit, welches man vielleicht im ersten Augenblick empfand, bald verscheuchte, und dem Redenden den Muth gab, seine eigenen Gedanken offen und freimüthig zu entwickeln. Je mehr dies mit anständiger Dreistigkeit geschah, desto mehr bewirkte dies auch bey dem König beste Laune, und so trugen beide bey, die Annehmlichkeit der Unterhaltung zu erhöhen. Man hat gesagt, der König habe fast immer allein geredet, und den Andern kaum zum Worte kommen lassen. Dies ist, nach unsrer Ueberzeugung und dem Zeugniß Aller derer, die oft bey ihm Audienz gehabt, durchaus falsch. Der König redete allerdings viel, besonders wenn der Andere öfters anhielt, oder ins Stocken kam, aber keinesweges allein; auch der Redlustigste konnte, wenn anders der Gegenstand und sein Vortrag der Art waren, den König festzuhalten, sich nach

Hern

Herzenslust ausreden. Nur so viel ist wahr, daß der König oft rasche Sprünge machte; wer diesen nicht schnell genug folgen konnte, oder den König gar misverstand, konnte allerdings in einige Verlegenheit kommen, welcher indeß Friedrich selbst, sobald er sie bemerkte, freundlich abhalf. Der Fall des Misverstandes ist auch wol nur selten eingetreten, da der König zwar rasch, aber nicht zu schnell, noch unvernemlich zu reden pflegte; seine Aussprache war deutlich und vernemlich, nicht etwa Worte und Sylben verschluckend, auch pflegte er wol schnell gesprochene Worte zu wiederholen. Kurz wir glauben, es ist selten Jemand von Friedrich weggegangen, ohne mit diesem und mit sich selbst zufrieden zu seyn, und ohne den Wunsch zu haben, öfter zu einer solchen Unterhaltung berufen zu werden.

Wie gut übrigens auch der alltägliche Umgang Friedrichs auf die, welche desselben genossen, gewirkt habe, wird dadurch bewiesen, daß Alle, die diesem Könige längere Zeit hindurch nahe gekommen, es sey als Umgangsgenossen, oder nur als Diener, eine ganz eigene Anhänglichkeit an seine Person, und eine solche Ergebenheit fühlten, welche es ihnen zum angelegensten Wunsche machte, in allen Dingen genau seinen Willen zu erfüllen, und ihm Vergnügen

zu machen. Es war dieses die dankbare Erwiederung seines gütigen Betragens, und das Bewußtseyn das Jeder hatte, der König mache gern Allen wohl, die ihn umgaben. Gegen seine Bedienten konnte er zuweilen bey auffallenden und ihm unerwarteten Fehlern in Jähzorn auffahren, aber es war bald vorüber; auch bey groben Vergehungen, z. B. entdeckten Diebstählen, hat er nie harte, oder gar grausame Strafen ausgeübt, vielmehr oft zu große Gelindigkeit bewiesen. Einen Kammerhusaren, der eingestehen mußte, die ihm anvertraute Privatkasse fast ganz ausgeleert zu haben, gab er das wenige darin Uebriggebliebene noch dazu, und entließ ihn dann mit den Worten: „nun lauf, daß du aus dem Lande „kommst, sonst hängen sie dich."

Neben dem Vergnügen, das Friedrich durch die Freundschaft und den Umgang mit geistvollen und unterrichteten Menschen genossen hat, war das höchste Vergnügen für ihn unstreitig dasjenige, das ihm seine Beschäftigung mit den Wissenschaften gewährte. Wir haben bereits bemerkt, daß er denselben von früher Jugend an mit feurigem Eifer obgelegen, und bis ins Alter ihnen treu geblieben sey. Diese ihm immer rege Begierde, seine Kenntnisse zu erweitern, können wir mit Recht als Friedrichs eigenen

nes Werk ansehen, denn wenn gleich seine frühesten Erzieher, die Rocoules und Jandun, ihm schon in der Kindheit den Geschmack am Lesen guter Bücher beigebracht hatten; so war doch Alles, was ihn sonst am Hofe seines die Wissenschaften hassenden und verachtenden Vaters umgab, von der Art, ihm den höchsten Widerwillen gegen alles Bücherlesen und Studieren beizubringen, das eines Soldaten höchst unwürdig sey, und nur zu diesen wollte Friedrich Wilhelm I seine Söhne erziehen. Friedrich mußte also in der ersten Jugend seine Wißbegierde im Verborgenen befriedigen; er verbarg seine Bücher vor den Blicken des Vaters, der diejenigen, welche er entdeckte, sogleich wegnehmen ließ. Die Nächte wandte er zum Lesen an, oder las am Tage bey wohl verschlossenen Thüren und ausgestellten Wachen, die ihn von der Nähe des ihn zuweilen überraschen wollenden Vaters unterrichteten. Doch vielleicht hat eben dieser Zwang seine Begierde nach dem Verbotenen nur desto lebendiger aufgeregt, und die Reize einer neuen Welt, welche sich ihm in Büchern öffnete, haben ihm um so mehr diejenige zuwider gemacht, welche ihn zunächst umgab, und deren einförmige Beschäftigungen ihm seiner unwürdig schienen. Er suchte und fand dafür im stillen Nachdenken und dem Erwerb mannichfacher Kenntnisse

einen Ersatz. Daß der Prinz noch sehr jung angefangen haben müsse, sich durch das Lesen guter Bücher aller Art zu unterrichten, wird durch die frühesten Briefe, welche von ihm übrig sind, und durch seine ersten kleinen Schriften bewiesen, in welchen ein Reichthum von den mannichfachsten Kenntnissen, und Urtheile über wissenschaftliche Dinge gefunden werden, die in der That in seinem Alter bewundernswürdig sind.

Schon früh wurde er durch philosophische Spekulationen sehr angezogen, und die jedem denkenden Menschen wichtigsten Gegenstände über den Zweck und die Bestimmung unsers Daseyns beschäftigten ihn sehr lebhaft. Auch die schwierigsten Fragen dieser Art versuchte er aufzulösen. Wie ihm die Wolfische Philosophie durch seinen Freund Suhm bekannt geworden, fand er in derselben anfangs viele Befriedigung, und erzählt selbst, daß er sich große Mühe gegeben, dieses System sich ganz zu eigen zu machen, und dessen Grundsätze in allen Beziehungen wohl zu verstehen. Neben diesen erhabenen Beschäftigungen hatte auch die Dichtkunst viele Reize für ihn; er studierte den französischen Versbau mit solchem Eifer, daß er darin schon gute Fortschritte gemacht hatte, noch ehe er mit Voltaire bekannt

wurde,

wurde, von dem er aber nachher eigentlichen Unterricht darin annahm. So wie sein Geist an Reife gewann, wurden die Staatskunst und Kenntnisse, welche ihm in Erfüllung seines künftigen Berufs wichtig seyn konnten, Hauptgegenstände seines Nachdenkens, und er hat gewiß alle wichtigen Schriften dieses Fachs, welche damals in französischer Sprache vorhanden waren, aufmerksam gelesen. Die Geschichte, und zwar aller Zeiten und Lande, wurde sein Lieblingsstudium. Er fand in demselben, und besonders in dem Nachdenken über die Ursachen und Folgen der Begebenheiten, eine nie aufhörende, und nie ermüdende Unterhaltung. Er begnügte sich keinesweges, blos unterhaltende Geschichtbücher zum Vergnügen zu lesen, sondern ein belehrendes, tiefes Eindringen war sein Zweck. Wenn er sich über eine gewisse Periode unterrichten wollte, las er die besten Schriften, welche über dieselbe vorhanden waren, schnell hinter einander, verglich dieselben unter sich, suchte ihre Widersprüche zu vereinigen und sezte sich so aus ihnen ein Ganzes zusammen. Er hat sich dieser Mühe auch zuweilen bey sehr weitläuftigen, und keinesweges angenehm geschriebenen Werken unterzogen; er war daher fast von allen Theilen der Geschichte (nicht nur der politischen, sondern auch der Kirchen- und Gelehrten-Historie) sehr wohl

unterrichtet, und sein treues Gedächtniß stellte ihm jede Reihe von Begebenheiten sogar mit kleinen Umständen deutlich dar, so oft er dieselbe sich zu vergegenwärtigen gut fand. Die italienische Sprache und Litteratur kannte Friedrich, und er hat in seiner Jugend die bessern Schriftsteller derselben, vorzüglich Dichter, im Original gelesen; in der spätern Zeit aber scheint er auch zu diesen nicht oft zurückgekehrt zu seyn. Die englische Sprache und Litteratur hat Friedrich nicht gekannt, später aber eine günstige Meinung von derselben geäußert, und besonders die grossen englischen Geschichtschreiber Hume, Robertson und Gibbon in französischen Uebersetzungen mit Beifall gelesen. Der Weltweise Locke war von ihm schon früh fleißig studiert.

Bey allen Kenntnissen, die Friedrich erworben, und bey allem Fleiß, den er auf diesen Erwerb während seines ganzen Lebens gewandt hat, kann man doch die Frage aufwerfen: ob er zu der Zahl der Gelehrten gerechnet werden könne? und über deren Bejahung oder Verneinung zweifelhaft bleiben. Wenn man unter dem Namen eines Gelehrten einen Mann versteht, der von mehrern Wissenschaften eine systematische Kenntniß besizt, und sie in allen ihren Theilen gründlich erforscht hat, wenn man be-

sonders

sonders die Kenntniß der alten Sprachen bey einem Gelehrten für unerläßlich hält; so kann man diese Benennung dem Könige nicht beilegen. Derselbe hatte wahrscheinlich keine einzige Wissenschaft aus einem System oder Compendium erlernt, er verstand weder die griechische noch die lateinische Sprache, und die von ihm in spätern Jahren zuweilen eingemischten lateinischen Worte beweisen, daß er auch die Elemente dieser Sprache nicht kannte. Sein Vater würde denjenigen hart angelassen haben, der den Einfall hätte äußern wollen, den jungen Prinzen in diesen von ihm verachteten Schulpedanterien unterrichten zu lassen, und wie Friedrich zu der Reife gekommen war, daß er selbst den mannichfachen Nutzen der alten Sprachen einsehen konnte, wurde diese Einsicht doch nicht lebendig genug bey ihm, um ihn zu bewegen, dem Erwerb von mehr anziehenden Sachkenntnissen aller Art einige Zeit zu entziehen, und dieselbe der Erlernung trockner Anfangsgründe der Grammatik zu widmen, wobey ihm ohnedem auch ein ermunternder guter Lehrer gefehlt haben würde, der grade hier besonders nöthig gewesen wäre. Gewiß kann man einem jungen Prinzen, der schon bey seinen Studien so viele Schwierigkeiten zu überwinden hatte, nicht auch noch die Besiegung dieser zumuthen, wenn man auch

einen Thronerben unsrer Zeit [72]) bewundern muß, der, um griechische Dichter im Original zu lesen, noch im reifern Alter zur Erlernung der griechischen Sprache sich entschlossen, und den Entschluß beharrlich ausgeführt hat.

Aber wenn man auch den König nicht unter die eigentlichen Gelehrten rechnen kann, so gebührt ihm doch mit allem Recht die Benennung eines durch Wissenschaften sehr gebildeten Mannes, der über viele wichtige Gegenstände ernstlich nachgedacht und sich über dieselben eigne Grundsätze gebildet, auch die besten historischen, philosophischen, politischen Schriftsteller, auch Redner und Dichter wiederholt gelesen hatte. Daß Friedrich die Alten nur durch französische Uebersetzungen kannte, wird freilich bey Vielen seine Kenntniß derselben sehr herabsetzen. Es muß allerdings eingestanden werden, daß ein Theil der Schönheiten der alten Schriftsteller, besonders der Dichter und Redner, so fest an ihre Sprache geknüpft sind, daß sie für den, der diese Schriften nur in Uebersetzungen lesen kann, fast ganz verloren sind, und es ist vielleicht nicht zu strenge geurtheilt, wenn man behauptet, daß ein solcher von dem eigentlichen Geiste des

72) Der jetzige Kronprinz von Bayern.

des Alterthums nie recht durchdrungen werde; aber es bleibt doch dieses nur mit Einschränkungen wahr. Geschichtschreiber und Philosophen verlieren weniger in Uebersetzungen; sind diese auch oft fehlerhaft, so kann der Mann, der selbst viel gedacht, und besonders viele eigene Erfahrungen über Menschen und ihre Verhältnisse gemacht hat, manches ergänzen und bessern. Dies war ganz der Fall bey Friedrich, und wir möchten wol behaupten, daß er bey dem Thucydides und Tacitus, Demosthenes und Cicero vielleicht auf eine fruchtbarere eigne Gedankenreihe geleitet sey (immer die wichtigste Frucht alles Lesens!), und den eigentlichen innern Sinn und Zweck jener grossen Schriftsteller tiefer ergründet, und richtiger geahnet habe, als mancher gelehrte Philolog, der den Sinn der Worte vollkommen inne, aber von den Sachen selbst eine minder deutliche Vorstellung hat.

Friedrich beschäftigte sich zwar vorzüglich nun mit den Kenntnissen, die wir angedeutet haben, aber er hatte von dem Zusammenhange aller Wissenschaften überhaupt eine deutliche Idee, und kannte den Zweck, den jede bezielt; er schätzte daher alle, auch diejenigen, welche er nicht selbst studierte. So ging es ihm in physikalischen, naturhistorischen und mathema-

thematischen Kenntnissen, mit denen er sich nicht selbst beschäftigte, vorzüglich wegen seiner beschränkten Zeit, aber die er doch nach ihrem Werth zu schätzen wußte, und von denen er mit Männern vom Fach sich gern unterredete, und von den darin gemachten Entdeckungen sich unterrichten ließ. Alles, was den menschlichen Geist weiter brachte, was den Ideenkreis erweiterte, von welcher Art es seyn mochte, war für ihn anziehend. Er bewies daher auch gegen ausgezeichnete Gelehrte aller Art *eine ganz unpartheiische* Geneigtheit, und that gern *etwas zu ihrer* Beförderung. Er wünschte sehr, in seiner Akademie und auf seinen Universitäten Männer zu haben, die die Wissenschaften in jedem Fache weiter brächten, und er schäzte alle Anstalten, welche diesen Zweck hatten, auch außer seinen Landen. So hatte er z. B. für die Universität Göttingen deshalb viele Achtung und eine gewisse Vorliebe, weil er glaubte, daß durch deren Gelehrte alle Arten von Kenntnissen mit Eifer und Ernst betrieben würden. Drey der berühmtesten Göttinger Gelehrten hätte er gern in seine Lan-
1749
1763 de gezogen, **Haller** 73), **Michaelis** 74) und

Heyne.

73) S. das Leben des Herrn v. **Haller** von **Zimmermann**. Zürch 1755. S. 269.

74) S. **Michaelis** Lebensbeschreibung von ihm selbst. Rinteln 1793. S. 96.

Heyne. Von allen dreyen hatte er wahrscheinlich 1770
nie etwas selbst gelesen, es möchten denn die Gedichte des erstern, und die bey der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift des zweiten über Sprachen 75) ihm bekannt geworden seyn 76); aber er hatte eine so günstige Idee von den Verdiensten dieser Gelehrten um die Wissenschaften, daß er den beiden ersten unter den vortheilhaftesten Bedingungen Stellen in seiner Akademie antragen ließ, und Hallern die Stelle des Präsidenten auf den Fall von Maupertuis Abgang wahrscheinlich bestimmte. Beide lehnten den Antrag ab; Haller, weil er mit dem Gedanken umging, sich in sein Vaterland, die Schweiz, zurückzuziehen, Michaelis, weil er sich von Göttingen nicht trennen konnte. Heynen wurde die Stelle eines Abts zu Klosterbergen mit der Absicht, eine wichtige Reform der dortigen berühmten Schulanstalt zu bewirken, gleichfalls unter sehr vortheilhaften Bedingungen angetragen 77), aber auch

75) de l'influence des opinions sur le language et du language sur les opinions. à Berlin 1759.

76) Michaelis erfuhr später, daß d'Alembert wirklich, durch die Preisschrift veranlaßt, den König aufmerksam auf ihn gemacht hatte.

77) S. Heeren, Biographie von Heyne S. 124.

auch ihn bewog die Anhänglichkeit an Göttingen, die ehrenvolle Einladung abzulehnen.

Unter allen Vorwürfen, die Friedrich je gemacht sind, ist keiner so ungerecht und wirklich so sinnlos, als der, daß er nicht statt der französischen die deutsche Litteratur geehrt und geliebt habe. Denn wie war es möglich, etwas zu ehren und zu lieben, was noch gar nicht vorhanden war. Zu der Zeit, als Friedrich anfing seine ersten Kenntnisse zu sammlen, gab es noch keine deutsche Litteratur; *diese hat* sich erst während seines Lebens langsam und allmählig entwickelt, und ist erst während seines Alters zu einer Höhe gelangt, welche Friedrich nicht hatte bemerken können, da er während eben dieser Zeit im Kriege und in die wichtigsten politischen Verhandlungen verwickelt war. Um unsre Leser völlig zu überzeugen, wie unrecht der Vorwurf Friedrich gethan hat, wollen wir noch etwas ins Einzelne gehen. — Wenn wir den Zeitpunkt, wo Friedrich angefangen, sich nach eigner Einsicht mit Wissenschaften zu beschäftigen, in sein achtzehntes Lebensjahr, d. h. in das Jahr 1730, setzen; so können wir mit Recht fragen: wo waren damals die deutschen Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Staatsgelehrte, überhaupt geschmackvolle, oder eigentlich, wo waren

nur

nur lesbare deutsche Schriftsteller, die ein deutscher junger und wißbegieriger Prinz den Meisterwerken, welche das Jahrhundert Ludwigs XIV auszeichneten, hätte vorziehen, oder ihnen nur gleichschätzen können? Nein, es ist eine sehr arge Täuschung, wenn man unsre jetzige reiche und in allen Fächern mit der ausländischen glücklich wetteifernde Litteratur schon vor neunzig Jahren eben so wie jezt vorhanden sich denkt, und dann sich wundert, wie Friedrich eine solche Litteratur nicht gekannt und geschäzt habe. Viele der Schriftsteller, welche die lezte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verherrlichten, waren damals noch nicht geboren; die spärlichen Erstlinge der deutschen Musen kamen nach langen Zwischenräumen zum Vorschein und konnten, auch wenn sie schneller gefolgt wären, von einem mit andern Dingen höchst beschäftigten Prinzen, und nachher Könige, nicht bemerkt werden, da sie selbst unter den Gelehrten jener Zeit wenig beachtet wurden und Niemand den König darauf aufmerksam machte. Zwar hatte Martin Opitz schon im siebzehnten Jahrhundert sinnvolle Gedichte geschrieben, in welchen der Kenner noch jezt die Stärke und den Reichthum deutscher Sprache bewundert; aber schwerlich sind sie dem königlichen Jünglinge, der zu seinem Vergnügen und zu seiner Ausbildung Dichter lesen, nicht kriti-

scher

scher Litterator, noch deutscher Sprachforscher werden wollte, bekannt geworden, da Opitzens Gedichte damals noch nicht einmal auf eine Art gesammelt waren, die sie einem bloßen Liebhaber lesbar gemacht hätten 78). Sie waren nur einzeln in schlechtem Druck und in veralteter Rechtschreibung zu haben. Ein paar andere ältere deutsche Dichter, Canitz und Besser, sind Friedrich wohl bekannt geworden, da beide Brandenburger waren 79). Wer ihre Gedichte näher als dem Namen nach kennt, mag *urtheilen*, ob sie neben den Meisterwerken *eines* Racine, Boileau, Voltaire haben erträglich gefunden wer-

78) Die erste Sammlung von Opitzens Gedichten haben Bodmer und Breitinger herausgegeben, und sie mit historischen und kritischen, zu ihrem Verständniß sehr nöthigen Anmerkungen begleitet. Der erste Band ist erst 1745 zu Zürich erschienen, fand aber, des innern Werths dieser Gedichte ohnerachtet, so wenig Beifall, daß die Fortsetzung zurückblieb. Eine zweite Ausgabe hat fast gleichzeitig, 1746, Tralles besorgt.

79) Canitz starb schon 1699. Daß Friedrich ihn gekannt habe, sagt er selbst, da er ihn le Pope d'Allemagne, le Poëte le plus élégant et le moins diffus de ceux qui ont fait des vers en notre langue nennt. Besser ging aus brandenburgischen in sächsische Dienste, wo er als Kammerherr und Hofpoet 1729 gestorben ist. Seine Gedichte sind von minderm Werth als Canitzens, sehr wässerigt und gedehnt.

werden können. Haller und Hagedorn, die in späterer Zeit der deutschen Dichtkunst große Ehre machten, hatten zwar schon zu Friedrichs Jugendzeit zu singen angefangen, aber ihre einzelnen gedruckten noch sehr unvollkommenen ersten Versuche sind dem preußischen Kronprinzen schwerlich je bekannt geworden [80].

Von geistlichen Rednern (politische gab es damals noch gar nicht) waren im Jahr 1730 Reinbeck [81]) und Mosheim [82]) die einzigen, welche das

80) Die erste Sammlung von Hagedorns Gedichten erschien 1729 unter dem Titel: „Auserlesene Proben poetischer Nebenstunden.“ Diese Proben waren aber so unvollkommen, daß der Dichter selbst nur wenige derselben in seine spätern Ausgaben aufgenommen hat. Die ersten Gedichte Hallers sind 1732 unter dem Titel: Versuch schweizerischer Gedichte, ohne seinen Namen gedruckt.

81) Reinbeck, Ober-Consistorialrath und Prediger in Berlin, ein großer Freund der Wolfischen Philosophie. Friedrich hat ihm bey jeder Gelegenheit große Achtung bewiesen. Seine Schriften sind ihm wahrscheinlich bekannt geworden. Er starb gleich zu Anfang der Regierung des Königs.

82) Die ersten heiligen Reden von Mosheim sind schon 1725 erschienen. Er wurde Friedrich wo nicht früher, doch im Jahr 1733 bekannt, da er ihn in Salzdahlum getraut hat.

das protestantische Deutschland aufstellen konnte; das katholische hatte gar keine. Jene beiden für Friedrich bekannt geworden, und von ihm geschätzt. Sack [83]) und Jerusalem [84]) kamen etwas später; Friedrich hat beide gekannt, und von ihnen eine gute Meinung geäußert. — Als Geschichtschreiber war Mascow der einzige, der in deutscher Sprache da-

---

83) Sacks erste Predigten sind erst 1735 erschienen. Sein wichtigstes Werk, der vertheidigte Glaube der Christen, ist zuerst 1748 gedruckt. Friedrich bewies seine Achtung für denselben dadurch, daß er ihn 1744 in die wiederhergestellte Akademie der Wissenschaften aufnehmen ließ, obgleich, ihrer ursprünglichen Stiftung nach, Theologen, die nicht zugleich um andre Wissenschaften Verdienste hatten, von dieser wie von andern Akademien ausgeschlossen waren.

84) Jerusalems erste Predigten sind erst lange nach dem angenommenen Zeitpunkt, nämlich 1745, erschienen; seine Betrachtungen über die Religion aber noch viel später, 1768. Dies leztere Werk würde Friedrich gewiß sehr angezogen haben, da es vorzüglich gegen die ihm bekanntesten Gegner des Christenthums, Voltaire ꝛc. gerichtet war; wir zweifeln jedoch, daß es zu seiner Kenntniß gekommen. Aber Friedrich, der Jerusalem persönlich kannte, und ihn gern als Abt von Klosterbergen in sein Land gezogen hätte, hat noch in seinen leztern Lebensjahren sich sehr günstig über ihn geäußert, und die Schrift, welche Jerusalem, der des Königs über die deutsche Litteratur entgegensezte, sehr wohl aufgenommen.

damals geschrieben hatte [85]), und unstreitig alle Vorgänger bey weitem übertraf; Friedrich kannte und schäzte ihn. Sein Vortrag ist klar, bestimmt und von der damals allgemein üblichen Einmengung fremder Worte frey, ohne deshalb in den Fehler zu verfallen, den wir in unsrer neuesten Zeit gesehen haben, wo übellautende neue deutsche Worte wider den Geist unsrer Sprache ersonnen sind, die schwerer ausgesprochen und behalten werden können, als längst aufgenommene allgemein bekannte fremde. Aber ungeachtet der unstreitigen Vorzüge dieses Geschichtschreibers wird Keiner, der ihn gelesen, es Friedrich verübeln, wenn er einen de Thou, einen Bossuet und selbst Rollin vorgezogen hat. — Von politischen Schriftstellern war im Jahr 1730, und auch lange nachher, in deutscher Sprache noch gar keine Rede.

Aber wenn man sich auch überzeugt finden muß, daß Friedrich der Jüngling eine Litteratur nicht

 lie-

85) Mascows Abriß einer Geschichte des deutschen Reichs ist zuerst 1722, dann weit vermehrter unter dem Titel: Einleitung zu der Geschichte des deutschen Reichs. Leipzig 1730 und 1737. Seine Geschichte der Deutschen ist 1726 gedruckt.

lieben und ehren konnte, die noch gar nicht vorhanden war; so verdient er doch vielleicht Tadel, daß er als Mann und König so gar keinen Antheil genommen an dem schönen Aufblühen unsrer National-Litteratur, daß er gar nichts gethan hat, um seine Landsleute zu ermuntern, es in Wissenschaften und gutem Geschmack weiter zu bringen! Was würde aus der deutschen Sprache und Litteratur geworden seyn, wenn Friedrich nicht verschmäht hätte, unser August zu seyn, sagte schon Gellert, und wie oft ist ihm dieses nachgesagt, und in späterer Zeit sogar mit lästernden Schmähreden! Aber man sey gerecht, und um es zu seyn, setze man sich in Friedrichs Stelle, und erwäge dann, ob er in der Lage, worin er war, noch mehr für Wissenschaften und deutsche Litteratur habe thun können, als er gethan hat. Von dem Augenblick an, wo er den Thron bestieg, war er wirklich selbstthätiger Regent, nicht nur dem Namen nach, sondern in der That, durchdachte alle äußern und innern Geschäfte und leitete sie selbst zu dem bestimmten Ziel. Gleich im ersten Jahre wurde er in einen schweren Krieg mit einer Macht verwickelt, die zwar für den Augenblick in Verlegenheit gebracht werden konnte, aber ihm an Kräften bey weitem überlegen war, und deren gänzlichen Fall mächtige Bundesgenossen nach ihrem eignen Interesse

nicht

nicht zugeben konnten. Er führte diesen und den nächstfolgenden, ihm zur Behauptung des deutschen Reichs abgedrungenen, Krieg mit einem Heere, das zwar in Fertigkeiten, die auf friedlichen Uebungsplätzen erworben werden konnten, sehr geübt, an strenge Zucht und Ordnung gewöhnt war, aber den wirklichen Krieg nicht aus Erfahrung kannte. In sein reiferes Alter fiel ein Kampf, der um Seyn oder Nichtseyn für Preußen galt, und der gegen die wider ihn verbündeten größten europäischen Mächte, und zwar während der lezten Jahre mit einem zum Theil aus unsichern Ueberläufern bestehenden, unter den Waffen erst zu bildenden und zu Heldenthaten zu begeisternden Heere geführt werden mußte. War es in solcher Lage möglich, zur Beförderung der deutschen Litteratur etwas zu thun, und hatte er nach wiedererrungenem Frieden nicht ungleich dringendere Geschäfte für seinen in allen Theilen zerrütteten Staat? Man erwäge auch noch Folgendes. Friedrich fand in der Beschäftigung mit den Wissenschaften seine angenehmste Erholung; diese würde zu einer schweren, vielleicht wenig belohnenden Arbeit geworden seyn, hätte er sich unmittelbar mit Unterstützung der schwachen ersten Bestrebungen der deutschen Litteratur zu thun machen wollen, wozu er die Kosten weit dringendern Ausgaben zur Erhaltung des

Staats hätte entziehen müssen. Friedrich widmete den größten Theil seiner Muße den Wissenschaften, aber zu seinem ewigen Ruhm sey es gesagt, er gehörte nicht zu den sogenannten gelehrten Königen, die über den Büchern ihren wichtigen Beruf vergaßen; er versagte sich vielmehr sein liebstes Vergnügen, das Studieren, wenn es darauf ankam, seine Regentenpflicht zu erfüllen. Er liebte die Wissenschaften rein um des Genusses willen, den er in ihnen fand, keinesweges um des Scheins willen. Die kleinliche Eitelkeit, ein gepriesener Beförderer der Gelehrsamkeit zu heißen, war fern von ihm, die schmeichlerischen Lobpreisungen der Gelehrten, die so leicht zu erhalten sind, waren ihm zu klein.

Aber dennoch ist unter den schwierigsten Umständen während dieses Königs Regierung für die Wissenschaften aller Art wirklich nicht wenig geschehen. Es haben unter ihm große Mathematiker, Naturforscher und Aerzte gelebt, und Friedrich hat ihnen Beweise seiner Achtung gegeben, auch durch Anstalten und sonstige Unterstützung ihre Bemühungen befördert. In der spekulativen Philosophie sind neue Systeme und Ansichten durch Wolf, Alexander Baumgarten, und zulezt Kant von preußischen Universitäten ausgegangen. Eine wahrhaft

auf-

aufgeklärte, von den Schlacken früherer Zeit gereinigte und auf praktische Veredlung abzielende Theologie ist, wie wir bereits bemerkt, durch Friedrichs weise gegen alle Partheyen gleich unpartheiisch beobachtete Duldung sehr befördert; da keine Meinung begünstigt, keine gedrückt wurde, so galt allein die Wahrheit durch ihren innern Werth. Die Rechtsgelahrtheit wurde in allen Theilen gründlich bearbeitet; Friedrichs Eifer für die Gesetzgebung weckte ein allgemeines Interesse für dieselbe. Die alte Litteratur wurde unter Friedrich mit neu belebtem Eifer betrieben; er selbst beförderte dieses, sah besonders gern Uebersetzungen der alten Classiker, überzeugt, daß das Studium und die Nachbildung der Alten das wirksamste Mittel sey, eine neuere Nation vollkommner auszubilden, und sie zur Hervorbringung eigner Originale fähig zu machen. Friedrichs Großthaten hoben die Nation und belebten einen Patriotismus, von dem man vorher keine Idee hatte; dies wirkte wohlthätig auch auf die Litteratur. Gleims Kriegslieder waren ächt deutsche Originale, die wir allein Friedrichs Siegen verdanken; sie fanden allgemeine Beistimmung, weil in ihnen die Empfindungen aller Bewunderer wahrer Größe in allgemein verständlicher Sprache edel ausgedrückt waren. Der Ton der Wahrheit war

in diesen Gedichten so gut getroffen, daß man anfangs für den Verfasser der einzeln erscheinenden Kriegslieder einen wirklich mitkämpfenden Helden hielt; eine Täuschung, die Gleim selbst dadurch beförderte, daß er seine Lieder an seinen bey dem Heere befindlichen Freund Kleist in der Handschrift sandte, und sie von dort gedruckt sich wieder zusenden ließ. Auch die edlen, gedankenvollen Gedichte **Ramlers**, auch das erste deutsche National-Lustspiel, **Lessings Minna von Barnhelm**, das ächt deutsche Sitten und die durch *den Krieg* hervorgebrachte Stimmung der Zeit schilderte, wären ohne diesen nicht entstanden. Noch mitten in dem Kriege erschienen zu Berlin die **Litteratur-Briefe**[86]) von einsichtsvollen, kenntnißreichen Verfassern, deren bisher ungewohnte, aber heilsame Kritik, die deutschen Schriftsteller bewog, strengere Forderungen an sich selbst zu machen. Dies Alles wirkte langsam, nicht jedem Auge sichtbar, aber bedeutend. Wenn gleich für Verbesserung der Sprache und schönen Litteratur nichts unmittelbar geschah, so belebte doch der durch Friedrich verbreitete allgemeine wissenschaftliche Geist, und die allen Ständen mitgetheilte Begierde, sich Kenntnisse zu erwer-

86) **Briefe die neueste Litteratur betreffend.** Berlin, 24 Theile, 1760 bis 1765.

erwerben, Alle und Jede, und selbst der von Friedrich einer fremden Sprache gegebne Vorzug und seine partheiische Begünstigung einer fremden Litteratur reizte die Deutschen, die ihrige um so eifriger zu bearbeiten, und dem Könige zu beweisen, daß sie, auch troz seiner ihnen entzogenen Ermunterung, sich zu höherer Vollkommenheit zu erheben, und ihre Werke seiner Beachtung würdig zu machen vermögten [87]. Diesem nicht beabsichtigten, aber gewiß wirklichen Einfluß Friedrichs ist es beizumessen, daß die schöne Litteratur in keinem deutschen Lande so frühe und so bedeutende Fortschritte gemacht hat, als im Brandenburgischen und dem benachbarten Sachsen, deren Völker, wenn gleich die Regierungen oft feindlich gegen einander standen, doch durch Gleichheit der Sitten und Geistesbildung enge mit einander verbunden waren. Friedrich hat auf das ihm oft unterworfene Sachsen, so wie auf das ganze nördliche protestantische Deutschland mächtig gewirkt, und man kann den Vortritt, den lezteres in aller geistigen Bildung vor

87) Wir sind in dieser unsrer Ansicht zu unserer Freude sehr bestärkt dadurch, daß einer unsrer ersten Männer ohnlängst eben diese Idee geäußert, und gerade Friedrichs gegen die deutsche Litteratur bewiesene Abneigung für einen derselben günstig gewordenen Umstand erklärt hat. S. von Göthe „Aus meinem Leben," 2ter Theil, S. 160.

dem südlichen und den katholischen Landen ermag unstreitig mit zu den glücklichen Folgen von Friedrichs Regierung rechnen.

Dieser König hat zwar bis in sein Alter seine litterarischen Grundsätze nicht gewandelt; er las bis ans Ende die Meisterwerke der französischen Litteratur mit immer gleicher Bewunderung, aber die neuern Produkte derselben thaten ihm weniger Genüge. Er fand in deren Dichtern zu viel Kleinliches und Unbedeutendes, und noch weniger gefielen ihm *die prosaischen* Schriften, besonders die sogenannten philosophischen, in denen er zu wenig Gehalt fand. Die stürmischen Anfälle auf die Religion misfielen ihm sehr, weil er, bey aller Unvollkommenheit ihres Vortrages, deren wohlthätige Folgen und ihre Unentbehrlichkeit für das Volk immer mehr einsahe; eben so war ihm die Anfechtung aller der Grundsätze zuwider, auf denen die Sicherheit aller bürgerlichen Gesellschaft beruht; er besorgte von dieser Anfechtung und ihrer weitern Verbreitung üble Folgen, und ergriff noch selbst die Feder, um sie zu bekämpfen [88].

Frie-

88) S. Beilage N. IV. 5. 6.

Friedrichs Art zu studieren war ihm eigenthümlich, und er hatte sie so eingerichtet, wie er sie sich selbst am zuträglichsten hielt. Er las nicht gerade die neuesten Schriften, noch weniger überließ er seine Lektüre dem Zufall, und dem Wechsel der Laune, sondern in festgesezter Ordnung las er immer wieder diejenigen Werke, die er in jedem Fache bewährt gefunden; diese wiederholte Lesung machte ihm gewisse Werke desto lieber, je vertrauter er mit ihrem Innern wurde. Neue Schriften wurden nur erst auf den Rath von Männern, deren Urtheil er traute, gelesen, und erst dann in den Kreis der wiederholt zu lesenden aufgenommen, wenn er sie nach eigner Lesung dessen werth fand. Um indeß mit den Fortschritten der Litteratur fortzugehen, ließ er sich von seinen gelehrten Umgangsgenossen, oder den Vorlesern, deren wir erwähnt haben, darüber Bericht erstatten, und wenigstens den Inhalt der vielen neuen Schriften, die ihm zugesandt wurden, vortragen.

Ein vorzügliches Vergnügen des Königs war die Musik. Er hatte natürliches Talent für dieselbe, mußte aber dieses in der Jugend im Verborgenen ausbilden, weil der Vater auch diese Neigung des Sohns nicht leiden konnte. Er wurde dagegen von der Königin, seiner Mutter, in deren geheimer Befrie-

digung unterstüzt. Der König August II von Polen hatte, wie er nach Berlin kam, den berühmten Musiklehrer Quanz in seinem Gefolge, und der Kronprinz nahm sogleich Unterricht bey ihm. Die Königin hätte ihn gern, damit der Unterricht fortgesezt werden könne, in ihre Dienste genommen, da aber dieses Schwierigkeiten fand, erlaubte der König von Polen wenigstens, daß Quanz jährlich zweimal nach Berlin käme, um den Prinzen auf der Flöte, ohne Wissen des Vaters, zu unterrichten. Sobald Friedrich zur Regierung kam, berief er Quanz unter sehr guten Bedingungen als ersten Kapellmeister in seine Dienste. Er ist in denselben bis zu seinem Tode geblieben, und immer mit auszeichnender Achtung behandelt.

Obgleich der König in jüngern Jahren auch das Klavier spielte und für dasselbe selbst komponirte, so war doch die Flöte sein Lieblings-Instrument, auf dem er von Quanz gründlichen Unterricht erhielt. Nach dem Urtheil der Kenner hat er die Flöte meisterhaft gespielt. Alle Abend hatte er ein Concert bey sich, in welchem er selbst spielte, und zu dem er immer mit sehr guter Laune kam; nur bey sehr dringenden Geschäften, oder bey Unpäßlichkeit wurde dies ausgesezt. Er pflegte sich auf jedes dieser Concerte

dadurch vorzubereiten, daß er alle Stücke, die darin vorkommen sollten, vorher durchspielte, außerdem aber phantasirte er einsam auf seinen Zimmern, hin und hergehend, besonders in den Morgenstunden, zwischen seinen Arbeiten. Er hat selbst gesagt, daß er während dieses Phantasirens oft gar nicht an das denke, was er spiele, sondern allerley ihm grade interessante Dinge überlege, wobey ihm denn oft die glücklichsten Gedanken gekommen wären. Die Musik hat unstreitig einen sehr großen Einfluß auf seinen Charakter gehabt; er liebte besonders das Ernsthaftere, Sanfte und Rührende, und ohne Zweifel ist durch die Musik eine gewisse Sanftheit in alle seine Empfindungen gebracht, die unruhigen Begierden des Ehrgeizes sind besänftigt, und er ist mit sich selbst und Andern zufriedner geworden. Gewiß würden Beobachtungen über Friedrichs eigenthümliche Art die Musik auszuüben, und über die Wirkungen derselben auf seinen Charakter, von einem Quanz niedergeschrieben, sehr interessant seyn. Wir hatten den einzigen uns bekannten Mann, der einen solchen Aufsatz noch hätte liefern können, Reichard, der in den lezten Jahren Friedrichs Kapellmeister war, ersucht, durch einen solchen Aufsatz unser Werk zu zieren; aber er ist leider, ehe er sein Versprechen hat erfüllen können, gestorben. Schwerlich

lebt

lebt jezt noch Jemand, der solchen Verlust ersezen könnte.

In seiner Jugend war auch das Tanzen ein Lieblingsvergnügen Friedrichs. Er tanzte mit so vieler Grazie, daß man bey den glänzenden Festen, die er nach der ersten Huldigung in Schlesien gab, sagte, er habe das Land durch das Schwerdt, aber die Herzen der Damen durch sein schönes Tanzen erobert. Friedrich liebte auch das Vergnügen des Theaters, und während der frühern Zeit unterhielt er eine italienische Oper und ein französisches Schauspiel; er wandte viel an, um gute Schauspieler und Sänger zu erhalten. In den spätern Jahren aber hörte das Schauspiel ganz auf, nur die Oper wurde beibehalten, obgleich der König auch diese in den lezten Jahren nur selten besuchte. Wie er aus dem bayerschen Kriege zurückkam, hörten auch die regelmäßigen Concerte bey ihm auf, doch ließ er noch zuweilen bey sich Musik machen, deren aufmerksamer Zuhörer er immer blieb. Man hat bemerken wollen, es sey nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf Friedrichs Stimmung gewesen, daß er seinem Lieblings-Vergnügen entsagen müssen; diejenigen, die ihn näher umgaben, haben wenigstens behauptet, er sey von dieser Zeit an ungleich reizbarer, und empfindlicher gegen unangenehme Eindrücke geworden.

Man

Manche Leser wird es vielleicht befremden, wenn wir sagen, daß hiemit auch bereits alle Vergnügungen Friedrichs angedeutet sind; denn Denken und Studieren, angenehmer Umgang mit geistvollen Menschen und Musik — diese vollenden in der That deren Kreis. Doch müssen wir den Genuß der schönen Natur noch hinzufügen, für die Friedrich viel Empfindung hatte. Er ging oft Stunden lang einsam in seinen Gärten spazieren, und überließ sich dann ohne Zweifel dem Nachdenken über wichtige Gegenstände.

Zwey Arten von Vergnügungen, ohne die, wie man an manchen Höfen glaubt, große Herren nicht leben können, die Jagd und das Spiel, liebte Friedrich nicht und misbilligte sie auch bey Andern. Die Jagd hat er in einer seiner frühesten Schriften [89]) sehr strenge beurtheilt, und vielleicht sie etwas zu allgemein verworfen; aber er hatte durch das Beispiel seines Vaters die Nachtheile gesehen, welche eine leidenschaftliche Uebertreibung dieses Vergnügens hervorbringt, er hatte das viele Ungemach kennen lernen, welches durch die Jagdliebhaberey der Großen für das Volk entsteht; er wußte, wie schwer es sey, sich im Genuß

89) In dem Anti-Machiavell Kap. 14.

Genuß dieses Vergnügens zu mäßigen, wenn man sich einmal an dasselbe gewöhnt hat, und er fand es ungereimt, die Jagd ein Bild des Krieges zu nennen. Die größten Feldherren, sagte er, Gustav Adolph, Türenne, Marlborough, Eugen, waren keine Jäger, und wir finden dies auch nicht von Alexander, Scipio und Cäsar bemerkt; dagegen sind Könige, die gar keine Kriege führten, leidenschaftliche Jäger gewesen. Er glaubte, daß die Vortheile, welche man der Jagd beimißt, Bewegung und Genuß der Luft, durch unschuldiges Spazierengehen und Reiten viel zweckmäßiger erreicht würden, „doch," so schließt er seinen Aufsatz über diese Materie, „wollen wir kein Vergnügen ganz verdammen, „wenn es mit Mäßigung und selten genossen wird; „aber das Hauptvergnügen eines Regenten muß die „Thätigkeit für das Glück seines Volks seyn. Wehe „dem, welchem dieses nicht genügt."

So verwarf er auch das Kartenspiel als eine jedes Menschen, der etwas Besseres zu thun vermag, unwürdige Vergeudung der Zeit. Schon in der Jugend fand er an demselben nicht Geschmack, und konnte es auch bey Andern nicht leiden; im männlichen Alter hatte er vollends nicht Zeit, und im höhern Alter, wo Manche das Kartenspiel gebrauchen, um

die abgestumpfte Thätigkeit des Geistes neu zu beleben, bedurfte er dessen nicht, weil er sein thätiges Leben ganz in gewohnter Art bis ans Ende fortsezte. Ueberhaupt bedurfte Friedrich durchaus keines Zeitvertreibs; er wollte die Zeit nicht blos hinbringen, sie nicht tödten, sondern benuzen, und um dieses zu bewirken, und um mit allen seinen verschiedenartigen Geschäften zu rechter Zeit fertig zu werden, bedurfte er der sorgfältigsten Eintheilung derselben. Er hat durch diese auch wirklich zu Stande gebracht, was wir gesehen haben; für jedes Geschäft fand er die passendsten Stunden, wurde mit Allem fertig, und nie war er bis zum Uebermaaß ermüdet, war nie gepreßt, und hatte doch nie Zeit übrig.

In jedem Jahre waren während des Sommers die militairischen Reisen in schicklicher Folge vertheilt. Friedrich sahe und untersuchte auf denselben die in den verschiedenen Provinzen vertheilten Truppen; neben diesem Hauptzweck erhielt er sich aber durch diesen öftern Besuch der einzelnen Theile des Landes in stets vertrauter Bekanntschaft mit demselben. Während dieser Reisen wurden die gewöhnlichen Geschäfte nicht unterbrochen, sondern gingen ganz in gewohnter Ordnung fort, nur wurde Alles so eingerichtet, um die Zeit, welche das eigentliche Reisen erfoderte, mög-

lichst wieder einzubringen. Alle eingehenden Sachen wurden nachgesandt, und auch das Kabinet begleitete den König; an jedem Morgen machte er, noch ehe er zu den Revüen ritt, die dringendsten Sachen entweder allein, oder mit den Kabinetsräthen ab, die übrigen wurden, nachdem er von den Truppenübungen zurückgekommen, noch am Vormittage vorgenommen. Der König bereitete sich auf diese Reisen dadurch vor, daß er, so wie deren Zeit herannahte, jeden Tag etwas früher aufstand, um sich daran zu gewöhnen. Diese Verfrühung des Tages fing schon im Februar an, und nahm allmählig so zu, daß in der Mitte des Sommers, zur Zeit der militairischen Reisen, die Arbeitszeit schon um 2 Uhr des Morgens anfing. Nach der Rückkehr von den Reisen wurde dem Schlaf täglich wieder etwas zugesezt. Auch seine täglichen Lektüren wurden während der Reise nicht unterlassen, aber abgekürzt, und gewöhnlich nur kleine Schriften gelesen, um in größern Werken nicht so oft abbrechen zu müssen. Die Privatcorrespondenz wurde auf das Nothwendigste eingeschränkt, und durch alle diese kleinen Mittel so viele Zeit gewonnen, daß der Gang der Hauptgeschäfte während der Reisen gar nicht litt, und wer während derselben an den König schrieb, erhielt fast eben so schnell wie sonst eine Antwort. Im

Map

May-Monat wurde die Besichtigung der Truppen in der Mark, welche sich bey Berlin zusammenzogen, angefangen; dann nahm der König ein Gleiches mit den Magdeburg-Halberstädtischen vor. Westphalen, wo die Revüen in frühern Zeiten auf die Magdeburgischen folgten, pflegte er in den leztern Jahren selten zu besuchen, sondern übertrug die Untersuchung der dortigen Truppen einem General-Inspekteur. Oft machte er von Magdeburg aus einen kurzen Besuch in Braunschweig, weilte dann nur kurz in Potsdam und eilte hierauf zu den Revüen in Pommern und Westpreußen; nur selten ging er nach dem siebenjährigen Kriege auch bis Ostpreußen. Hiervon zurückgekehrt folgte eine Erholungszeit, während welcher der König theils Glieder seiner Familie, theils Freunde und Bekannte zu sich berief, an deren Umgang er Vergnügen fand. In der Mitte Augusts ging er nach Schlesien, wo er die an verschiedenen Orten zusammengezogenen Truppen in Augenschein nahm; gewöhnlich wurden auch die dortigen Vestungen besucht. Anfangs Septembers kam er von da zurück, und die Untersuchungen der Artillerie, und zulezt das sogenannte große Herbstmanöver bey Potsdam machten den Schluß. Bey dem leztern wurden die großen Operationen des Krieges praktisch geübt, auch neue Erfindungen probirt; sie waren für Kenner der Kriegskunst vor-

züglich lehrreich. Es wurden zu demselben Officiere aus allen Provinzen abwechselnd eingeladen, und diejenigen, welche sich noch außerdem dazu meldeten, wurden gern zugelassen; auch fremde Militairs erhielten die nachgesuchte Erlaubniß, diesen Uebungen beiwohnen zu dürfen, ohne Schwierigkeit. Diese militairischen Reisen fanden während der Friedenszeit jedes Jahr in gleicher Ordnung statt, und vielleicht ist kein Beispiel, daß der König sie nicht, und zwar jede zu der festgesezten Zeit, vorgenommen hätte.

Eben so wie das Jahr, war auch jeder Tag eingetheilt, so daß kein Geschäft das andere drängte, und für jedes sich der bequeme Augenblick fand. Die frühen Morgenstunden waren, wie wir es beschrieben haben, den einsamen Arbeiten des Königs, oder den Vorträgen der Kabinetsräthe gewidmet; nach diesen wurden militairische Uebungen vorgenommen. Der König wohnte jeden Morgen der Parade bey, und sahe auf derselben auch die fremden Militairs, die vorgestellt zu werden wünschten. Daneben fand sich noch die Zeit zu Spazierritten und Audienzen, auch zu Privatcorrespondenzen und eignem Lesen. Dann kam die Zeit der Tafel, zu welcher der König immer mit bester Laune erschien; die Dauer der Tafelzeit hing von dem Vergnügen ab, das der König

an

an der Unterhaltung der Gesellschaft fand. Nachher wurden alle Sachen, die am Morgen vorgetragen und bis dahin expedirt waren, vom Könige unterschrieben; darauf folgte Spazierengehen, oder Concerte, oder eigne Lektüre, und besonders die Conversation mit Freunden, vorzüglich mit den Gelehrten, die der König um sich hatte, oder mit den Lekteurs. In spätern Jahren soupirte der König nicht, doch ließ er zuweilen einige Freunde in seinen Zimmern speisen, und wohnte der Unterhaltung derselben bey. Nach 9 Uhr ging er regelmäßig zur Ruhe.

Wenn gleich das hier beschriebene Leben den Schein der Einförmigkeit hat; so ist dies doch wirklich nur Schein. Die Lebensart Friedrichs war in der Wirklichkeit minder einförmig, wie die jedes andern Hofes, da an Höfen nothwendig die Dinge in einer gewissen Ordnung, und also nach festgesezten Vorschriften geschehen müssen, welche Regelmäßigkeit auch wirklich für Alle, die mit dem Hofe zu thun haben, die bequemste Lebensart ist. Die Handlungen und Genüsse Friedrichs folgten zwar in gleicher Ordnung auf einander, und in derselben war Alles ein Mal wie das andere bestimmt; aber dennoch war das innere Leben des Königs in beständiger Bewegung und Abwechselung. Die großen Ideen, die mannich-

fachen Entwürfe, die er zu jeder Zeit hatte und ausführte, erhielten ihn darin, und wir glauben behaupten zu können, daß Friedrich weit mehr Genuß, und auch mehr Mannichfaltigkeit in diesem Genuß gehabt habe, als andre große Herren, die ermüdet von einer Lustbarkeit zur andern übergehen, von keiner lebhaft gerührt werden, weil sie an keiner lebendigen Antheil nehmen, und durch nichts befriedigt werden können, weil sie durch nichts eigentlich angezogen werden. Friedrich genoß jedes Vergnügen ganz, weil er bey jedem, so wie bey jedem Geschäft, immer *gegenwärtig* war, sich, während er mit dem einen zu thun hatte, durch nichts Anderes zerstreuen und abziehen ließ. Seine gewöhnliche Stimmung war ernsthaft, aber dieser Ernst hatte nichts Störriges und Abweisendes; eine stete, ruhige Heiterkeit, ein sich immer gleich bleibender Ausdruck innerer Zufriedenheit wurden bey ihm bemerkt, daher war er stets zu jeder Unterhaltung bereit, nahm Jeden, der sich ihm nahte, mit Freundlichkeit auf, und wies keinen Antrag, der ihm gemacht wurde, auf eine rauhe und verdrießliche Art ab [90]. Sorgen und Geschäfte waren

90) Wir finden so eben beim Schluß unsrer Arbeit in der Berliner Haude- und Spenerschen Zeitung vom Jahr 1819. Nr. 11. eine in vielem Betracht merkwürdige

waren in den ihnen gewidmeten Stunden ganz abgemacht, und man konnte von Friedrich sagen, was

dige hieher gehörige Anekdote, welche den König so ganz in seiner natürlichen Gutmüthigkeit, und in seiner Gewöhnung, sich auch in die Lage eines Geringern theilnehmend zu versetzen, darstellt, daß wir glauben, es werde jedem Leser Vergnügen machen, sie hier zu finden. Wir geben sie, wie der Verfasser selbst, ein armer Kandidat der Theologie, in einer handschriftlich hinterlassenen Lebensbeschreibung sie erzählt hat; die ungeschmückte Erzählung selbst ist hinlänglich Bürge für ihre Wahrheit. Die Zeitung sagt nichts weiter von diesem Verfasser, und nennt nicht einmal seinen Namen. Er hatte in seinem Vaterlande Thüringen keine Versorgung finden können, und ging, um dieselbe in Berlin zu suchen, im Jahr 1766 nach dieser Hauptstadt. Doch wir erzählen nun, wie es ihm dort ergangen, mit seinen eignen Worten.

„Als ich zum ersten Mal im Jahr 1766 hieher kam, „würden mir bey Visitirung meiner Sachen auf dem „Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen „weggenommen. Der König, sagte man mir, hätte „schon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verschla„gen lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, „und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hieher, „in die königliche Residenz — auf den — Pack„hof! — Kontrebande! — Kontrebande! — Das „war ein schöner Willkommen! Ich entschuldigte mich „mit der Unwissenheit: käme aus Thüringen, viele „Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wissen „können, was Se. Majestät der König in Dero Län„dern verbieten lassen.

der schwedische Kanzler Oxenstierna von sich gerühmt haben soll, daß er nie eine Sorge mit zu Bette genom-

---

„Der Packhofs-Inspektor: Das ist keine „Entschuldigung. Wenn man in eine solche Residenz „reisen und daselbst verbleiben will, so muß man sich „nach Allem genau erkundigen und wissen, was für „Geldsorten im Schwange gehen, damit man nicht durch „Einbringung verrufner Münze Gefahr laufe.

„Ich: Was soll ich denn anfangen? Sie neh„men mir ja sogar unschuldig die Gelder weg! Wie „und wovon soll ich denn leben?

„Packh. Insp.: Da muß Er zusehen, und ich „will ihm sogleich bedeuten: wenn die Sachen auf dem „Packhofe visitirt worden, so müssen solche von der „Stelle geschafft werden. — Es wurde ein Schieb„karner herbeigerufen, meine Effekten fortzufahren; die„ser brachte mich in die Jüdenstraße in den weißen „Schwan, warf meine Sachen ab und foderte vier „Groschen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam „herbey, und als er sah, daß ich ein gemachtes Feder„bett, einen Koffer voll Wäsche, einen Sack voll Bü„cher und andre Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er „den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe „an. Da konnte ich wohnen, Essen und Trinken wollte „er mir geben; — und so lebte ich denn in diesem Gast„hofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in lau„ter Furcht und Angst. In dem weißen Schwan spannen „Fuhrleute aus und logiren da, und so kam denn öf„ters ein gewisser Advokat B. . . dahin und hatte „sein Werk mit den Fuhrleuten; mit diesem wurde ich „be-

nommen habe. In den Stunden der Erholung und des Umgangs war er daher jedem Eindruck offen,

 und

„bekannt, und klagte ihm meine unglücklichen Fata. „Er verobligirte sich, meine Gelder wieder herbeizu„schaffen, und ich versprach ihm für seine Bemühung „einen Louisd'or. Den Augenblick mußte ich mit ihm „fortgehen, und so kamen wir in ein großes Haus; da „ließ B. . . durch einen Bedienten sich anmelden, „und wir kamen in Continenti vor den Minister. Der „Advokat trug die Sache vor und sagte unter andern: „„Wahr ist es, daß der König die Batzen ganz und „gar verschlagen lassen; sie sollen in seinem Lande „nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Oh„nehin extendirt sich das Edikt nicht so weit, daß man „den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll ꝛc." — „Hierauf fing der Minister an zu reden: „Monsieur, „seyd ihr der Mann, der meines Königs Mandate „durchlöchern will? Ich höre, ihr habt Lust auf die „Hausvogtey? Redet weiter, ihr sollt zu der Ehre „gelangen ꝛc." — Was thut mein Advokat? Er „submittirte sich, und ging zum Tempel hinaus; ich „hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so „war B. . . über alle Berge; und so hatte er denn „meine Sache ausgemacht bis auf die streitigen Punkte. „Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König „supplicando anzutreten, das Memorial aber müsse „ganz kurz, gleichwol aber die contenta darinnen seyn. „Ich koncipirte eins, mundirte es und ging damit mit „dem Aufschluß des Thors, ohne nur einen Pfennig „Geld in der Tasche zu haben (o der Verwegenheit!) „in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich

„auch

und seyn wollte. Alle Verhältnisse waren bey ihm in steter Harmonie, nie war eins dem andern hinderlich;

„gen, und lasset euch andere Sorten „schicken; aber nicht wegnehmen. — „Gebe er sich zufrieden: er soll sein Geld cum Interesse zurück erhalten. Aber, lieber Mann, Berlin ist schon ein heißes Pflaster; sie verschenken da „nichts; er ist ein fremder Mensch; ehe er bekannt „wird und Information bekömmt, so ist das Bißchen Geld verzehrt; was dann?" — Ich verstand „die Sprache recht gut; die Ehrfurcht war aber zu „groß, daß ich hätte sagen können: Ew. Majestät „haben die allerhöchste Gnade und versorgen mich. — „Weil ich aber so einfältig war, und um nichts bat, „so wollte er mir auch nichts anbieten. — Und so „ging er denn von mir weg, war aber kaum sechs bis „acht Schritte gegangen, so sahe er sich nach mir „um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen „solle. — Und so ging denn das Examen an:

„Der König: Wo hat er studiert?

„Ich: Ew. Majestät in Jena.

„Der K.: Unter welchem Prorektor ist er inscribirt „worden?

„Ich: Unter dem Professor Theologiae Dr. Förtsch.

„Der K.: Was waren denn sonst noch für Professoren „in der theologischen Fakultät?

„Ich:

lich; Friedrich war ein höchst glücklicher, mit sich selbst und seinen Umgebungen zufriedner Mann; er war

---

„Ich: Buddäus, Danz, Weissenborn, Walch.

„Der K.: Hat er denn auch fleißig Biblica gehört?

„Ich: Beim Buddäo.

„Der K.: Das ist der, der mit Wolfen so viel „Krieg hatte?

„Ich: Ja Ew. Majestät. Es war —

„Der K.: Was hat er denn sonst noch für nützliche „Kollegia gehört?

„Ich: Ethica et Exegetica beim D. Förtsch, Herme„nevtica et Polemica beim D. Walch, Hebraica beim „D. Danz, Homiletica beim D. Weissenborn, Pasto„rale et Morale beim D. Buddäo.

„Der K.: Ging es denn zu seiner Zeit noch so toll „in Jena her, wie ehedem die Studenten ohne Un„terlaß sich mit einander katzbalgten, daher der be„kannte Vers kömmt:

Wer von Jena kömmt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

„Ich: Diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode ge„kommen, und man kann dort anjezt sowohl, als auf an„dern Universitäten, ein stilles und ruhiges Leben füh„ren,

war völlig befriedigt durch den Genuß des Guten was sein Leben ihm darbot, aber nie bis zum Ueber-

maaß

„ren, wenn man nur das dic cur hic? observiren will. „Bey meinem Anzuge schafften die Durchl. Nutritores „Academiae (Ernestinischer Linie) die sogenannten „Renomisten aus dem Wege, und ließen sie zu Eise-„nach auf die Wartburg in Verwahrung setzen; da „haben sie gelernt ruhig seyn. — Und so schlug „die Glocke eins. „Nun muß ich fort," sagte der Kö-„nig, „sie warten auf die Suppe." — Und da wir „aus dem Garten kamen, waren die vier Officiere „noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gin-„gen mit dem Könige ins Schloß hinein, und kam „keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloß-„platze stehen, hatte in 27 Stunden nichts genossen, „nicht einen Dreier in bonis zu Brote, und war in „einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewa-„tet. — Da war's wol eine Kunst das Heulen zu „verbeißen. In dieser Bangigkeit meines Herzens „kam ein Kammerhusar aus dem Schlosse und frag-„te: „Wo ist der Mann, der mit meinem Könige „in dem Garten gewesen?" Ich antwortete: „Hier!" „Dieser führte mich in's Schloß in ein großes Gemach, „wo Pagen, Lackeyen und Husaren waren. Der „Husar brachte mich an einen kleinen Tisch, der war „gedeckt, und stand darauf: eine Suppe, ein Ge-„richt Rindfleisch, eine Portion Karpfen mit einem „Gartensalat, eine Portion Wildbret mit einem Gur-„kensalat. — Brot, Messer, Gabel, Löffel, Salz „war alles da. Der Husar präsentirte mir einen Stuhl

„und

maaß gesättigt. Er lebte lange genug, um die Folgen seiner Thätigkeit in ihrem ganzen Zusammenhange

---

„und sagte: „Die Essen, die hier auf dem Tische stehen, hat ihm der König auftragen lassen, und befohlen, er soll sich satt essen, sich an Niemand kehren, und ich soll serviren. Nun also frisch daran!“ „Ich war sehr betreten, und wußte nicht, was zu „thun sey, am wenigsten wollte mir's in den Sinn, „daß des Königs Kammerhusar auch mich bedienen „sollte. — Ich nöthigte ihn, sich zu mir zu setzen; „als er sich weigerte, that ich, wie er gesagt hatte, „und ging frisch daran, setzte mich, nahm den Löffel „und fuhr tapfer ein. — Der Husar nahm das „Fleisch vom Tische und sezte es auf die Kohlpfanne, „eben so kontinuirte er mit Fisch und Braten, und „schenkte Wein und Bier ein. — Ich aß und trank „mich recht satt. Den Konfekt, dito einen Teller voll „großer schwarzen Kirschen, und einen Teller voll Birnen packte mein Bedienter in's Papier und senkte mir „solche in die Tasche, auf dem Rückwege eine Erfrischung zu haben. Und so stand ich denn von meiner „königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige „von Herzen, daß ich so herrlich gespeiset worden. „Der Husar räumte auf. Den Augenblick trat ein Sekretarius herein und brachte ein verschlossenes Reskript an den Packhof, nebst meinen Testimoniis und „dem Passe zurück, zählte auf den Tisch fünf „Schwanzdukaten, und einen Friedrichsd'or: „Das „schicke mir der König, daß ich wieder zurück nach „Berlin kommen könnte.“ Hatte mich nun der Husar

„ins

hänge mit Wohlgefallen zu übersehen, aber er star[b]
wie er Alles vollendet hatte, was er sich vorgeno[mmen]

„ins Schloß hineingeführt, so brachte mich der S[e-]
„kretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und
„hielt ein königlicher Proviantwagen mit sechs P[fer-]
„den bespannt: zu dem brachte er mich hin und s[ag-]
„te: „Ihr Leute, der König hat befohlen, ihr sol[lt]
„diesen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kei[n]
„Trinkgeld von ihm nehmen." Ich ließ mich durch
„den Sekretarium noch einmal unterthänigst bedank[en]
„für alle königliche Gnade, sezte mich auf und fuhr
„davon. Als wir nach Berlin kamen, ging ich so-
„gleich auf den Packhof, grade in die Expeditions-
„stube, und überreichte das königliche Reskript. Der
„Oberste erbrach es; bey Lesung desselben verfärbte
„er sich, bald bleich, bald roth, schwieg still und gab
„es dem zweiten. — Dieser nahm eine Prise
„Schnupftaback, räusperte und schneuzte sich, sezte
„eine Brille auf, las es, schwieg still, und gab es
„weiter. Der lezte endlich regte sich, ich sollte nä-
„her kommen und eine Quittung schreiben: „daß
„ich für meine 400 Rthlr. ganze Bazen
„so viel an Brandenburger Münzsorten,
„ohne den mindesten Abzug, erhalten."
„Meine Summe wurde mir sogleich richtig zugezählt.
„Darauf wurde der Schaffner gerufen mit der Or-
„der: „Er sollte mit mir auf die Ju-
„denstraße in den weißen Schwan gehen,
„und bezahlen, was ich schuldig wäre
„und verzehrt hätte." Dazu gaben sie
„ihm

men, und wurde von allen denkenden Menschen lange Zeit schmerzhaft vermißt.

Wir haben nun Friedrich in allen Verhältnissen, als Regenten und als Menschen, so gut wir es vermogten, geschildert; treu und wahr haben wir das hohe, stets rege Streben seines Geistes, und die edlen Tugenden seines Herzens dargestellt. Wir haben auch daneben der Schlacken erwähnt, die mit edlen Erzen immer vermengt sind; nicht verschwiegen haben wir die Schwächen, Mängel und Fehler, die das Gute und dessen wohlthätige Wirkungen bey ihm oft beschränkten, zuweilen es fast verkennen machten. Wir glauben also Alles gethan zu haben, damit ein denkender Leser sich ein der Wahrheit möglichst nahe kommendes Bild von dem großen Manne zu machen vermöge;

„ihm 24 Rthlr., und wenn das nicht zureichte, solle „er kommen und mehr holen. Das war es, daß der König sagte: „Er soll seine Gelder zum „Interesse wieder bekommen," daß der „Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren „aber nur 10 Rthlr. 4 gr. 6 pf. die ich in acht Wo„chen verzehrt hatte, und so hatte denn die [illegible] „Historie ihr erwünschtes Ende."

möge; doch dürften Leser, die uns bis hieher aufmerksam und nicht ohne einige Befriedigung gefolgt sind, jezt noch die Fragen von uns beantwortet wünschen: Was war denn eigentlich die lezte Triebfeder der Handlungen dieses außerordentlichen Mannes? Was war es, das diese unermüdliche Thätigkeit, diese Beharrlichkeit hervorbrachte, mit der er immer nach einem Ziel hinarbeitete, sich ohne allen Nachlaß den größten Anstrengungen, Mühen und Gefahren unterzog, jedes Geschäft betrieb, als sey es das erste und einzige, keines eher aufgab, *bis er zu der* möglichsten Vollkommenheit es gebracht hatte, die ihm darin erreichbar schien? Was konnte ihn bewegen, ein so mühevolles, angestrengtes Leben dem Genuß der Ruhe, der Wissenschaften und des Umgangs mit Freunden vorzuziehen, da diese stillen Vergnügungen seinen Neigungen ungleich angemessener waren, als das Leben voll Unruhe und Sorgen, das er führte? Warum that er sich einen so peinlichen Zwang an? Was gab ihm diese Festigkeit, mit der er unter allen Umständen den Gesetzen, die er sich selbst gegeben, treu blieb, immer nur die Mittel, die er anwandte, um seine Zwecke zu erreichen, aber nie während seiner langen Regierung diese Zwecke selbst wechselte? Was brachte in ihm diesen unerschütterlichen Vorsaß hervor, zu denken, zu handeln und zu sterben als

Kö-

König? Durch was hat er sich für dieses Alles belohnt gefunden, welcher Genuß ist ihm für alle seine Arbeiten und Mühen geworden?

Wir versuchen es, auch diese Fragen noch zu beantworten. — Befriedigung der Leidenschaften des Herrschens und des Ehrgeizes kann ihm allein diesen belohnenden Genuß nicht gegeben, nicht genügenden Ersatz für allen Zwang, den er seinen Lieblingsneigungen und seinem Temperament anthat, gewährt haben. Zwar waren jene Leidenschaften sehr lebendig und stark in ihm, und die Befriedigung derselben war groß und nicht gemeiner Art. Friedrichs Herrschaft war wohl befestigt, gegen jede Erschütterung gesichert, und sie war dies, wie er sich dessen selbst bewußt war, durch sein wohlgelungenes eigenes Bestreben; Alles in seinen Landen ging nach seinem Willen. Seine Absichten, seine Entwürfe wurden überall erreicht, jeder Widerstand überwunden, auch ging seine Herrschaft weiter, als der Umfang seiner Lande; Friedrich beherrschte sein Zeitalter in einem weit umfassendern Sinn, als es je, seit alle europäischen Staaten in enger Verbindung und Wechselwirkung stehen, vor ihm von weit mächtigern Monarchen, als er, geschehen war. Nicht Karl V., nicht

Philipp II, nicht Heinrich IV, nicht Ludwig XIV haben je so auf ihr Zeitalter gewirkt, und diese Herrschaft war nicht Folge des Zwangs, nicht eines gewaltsam aufgelegten, mit Unwillen ertragenen Drucks; nein, sie war freiwillige Huldigung des höhern Genius, den man in ihm willig erkannte, dem man gern sich unterordnete. Friedrichs Ruhm war der größte, der allgemein anerkannteste unter allen seinen Zeitgenossen. Mit Ehrfurcht sahen die Weisesten und die Mächtigsten aller Lande auf ihn, bemühten sich seinen Willen zu erfüllen, und sezten ihren Ruhm darin, *ihm nachzuahmen*. Nichts Wichtiges geschah in Europa ohne seine Einwirkung; die erste Hälfte seiner Regierung war dem Erringen dieses mächtigen Einflusses, die zweite dem Genusse desselben gewidmet.

Aber so angenehm das Bewußtseyn dieser durch seine Thaten errungenen Größe Friedrich auch seyn mußte; so konnte dasselbe allein ihn für die mühvolle Laufbahn, die er erwählt hatte, und in der er bis ans Ende standhaft beharrete, nicht belohnen. Befriedigte Leidenschaft, dies ist nun einmal unwandelbares Gesetz der Menschennatur, macht nie rein glücklich; je vollkommner die Befriedigung, desto kürzer ist die Zufriedenheit damit. Sättigung, Müdigkeit

digkeit und Ueberdruß folgen ihr schnell. Von diesen finden wir aber bey Friedrich auch im Greisesalter keine Spur; ihm blieb bis in seine lezten Jahre die regste, frischeste Thätigkeit; der Eifer, mit dem er immer Neues begann, war ungeschwächt, die Freude über den Erfolg seiner Unternehmungen, die Heiterkeit, welche diese über sein ganzes Leben verbreitete, blieben immer dieselben; daher auch der Genuß, den er in seinen stillen Vergnügungen, in Erweiterung seiner Kenntnisse, in einsamen Spaziergängen, im geistvollen Umgange fand, die gute Laune, der lebendige Antheil, den er an Allem nahm, was nahe oder fern um ihn vorging, immer gleich waren. Das Alter hat ihm nur körperliche Leiden gebracht, die er standhaft ertrug, und bald vergaß, aber nie hat er Zeichen von Mißmuth, von Schwermuth und Ueberdruß blicken lassen; alle seine Wünsche waren befriedigt, aber er war nicht übersättigt, er blieb bis zum lezten Tage ein glücklicher Mann. Er verließ das Leben ohne Klagen und Unmuth, aber die Lust am Leben hatte ihn nicht schon früher verlassen, als dieses selbst.

Wenn es nicht befriedigte Leidenschaft war, das dieses unzerstörbare Gefühl von innerm Wohlseyn in

ihm hervorbrachte, und bis ans Ende unerschüttert erhalten hat; so muß es etwas Höheres gewesen seyn. Alles, was wir bisher erzählt haben, wird dies dem Leser andeuten und fühlbar machen. Es war der innere Zusammenhang, den Friedrich in sein Leben gebracht, der feste Plan, den er für dasselbe gemacht hatte, und den er mit unablässiger Thätigkeit und dem glücklichsten Erfolge bis in seine lezten Tage verfolgte. Dieser Lebensplan bestand darin, daß er den Plaz, den er nun einmal durch eine Fügung, deren wunderbare Ursache er nicht zu *ergründen* vermochte, in der Reihe der Wesen einnahm, auf die würdigste und edelste Weise ausfüllen wollte; das Streben hiernach war ihm Antrieb zum thätigsten Gebrauch aller seiner Kräfte; das Bewußtseyn, dem Ideal von Vollkommenheit, das er sich selbst gebildet hatte, näher gekommen zu seyn, war ihm eine unversiegbare Quelle innern Wohlseyns und steter Heiterkeit. Der Anblick von Ordnung und Glück, die er um sich gestiftet hatte, und die er noch immer zu erhöhen und fester zu gründen suchte, gab ihm die reinste Freude, und das Bewußtseyn, das Gute gewollt und durch unermüdete Arbeit wirklich hervorgebracht zu haben, erwarb ihm seine eigne Billigung und Achtung. Diese waren der festeste Grund der heitern Zufriedenheit, welche Friedrich bis ans Ende genos-

genossen hat, und ihre belebende Kraft ermunterte ihn zu immer erneuten Bestrebungen, um sich eines so hohen Genusses bis ans Ende würdig zu machen. Hiezu kam die Hoffnung, daß der Werth seiner Bemühungen von den Menschen, die nach ihm in der Welt auftreten würden, und zwar je edler und besser sie selbst wären, um so mehr und lebendiger werde erkannt werden. Der Gedanke, daß die Spuren seines Daseyns sich lange erhalten würden, und auch noch in den fernsten Jahrhunderten sein Name mit Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe unter den Menschen werde genannt werden; — dieser Gedanke, diese Liebe des Nachruhms war bey Friedrich, wie es bey allen edlen Menschen immer der Fall gewesen, eine kräftige Triebfeder seiner Handlungen, aber immer blieb sie nur ein Zusatz. Seine Hauptbelohnung lag in der erworbnen Selbstachtung, und in dem Bewußtseyn, seine Rolle von Anfang an, wo er sie übernahm, bis ans Ende gut und würdig gespielt zu haben.

Allerdings fehlte jedoch bey dem Allen, um Friedrichs Glück vollkommen zu machen, noch etwas, und etwas sehr Wichtiges. Hätte Friedrich die Ueberzeugung gehabt, daß diese Welt und alle Begebenheiten in derselben von einem höchst weisen und güti-

gütigen Wesen regiert, und zu einem grossen Alles umfassenden Zwecke geleitet würden, hätte er sich selbst als Werkzeug dieses grossen Regierers betrachtet, dessen Billigung er durch sein eifriges Bestreben erworben zu haben hoffen durfte, hätte er die beglückende Hoffnung eines künftigen höhern Daseyns in sich genährt, in welchem alle Zweifel, die ihn hier beunruhigten, gelöset, der Werth seines vorübergehenden Wirkens im Zusammenhang mit einem unübersehbaren Ganzen ihm noch unendlich herrlicher und wichtiger erscheinen würden; — gewiss, dann hätte seine innere Zufriedenheit den höchsten Zusatz, seine edle Thätigkeit die kräftigste Ermunterung erhalten, deren beide noch empfänglich und zugleich auch bedürftig waren.

Friedrich hat sie nicht gehabt diese Ueberzeugung — wahrlich ein grosser, ewig bedauernswerther Verlust für ihn selbst! Mit ihr wäre er der glücklichste Mensch gewesen; ohne sie musste der Mangel des Zusammenhanges in allem seinem Denken seine Heiterkeit nothwendig unterbrechen; er musste, um dieses nicht ohne Aufhören peinlich zu fühlen, die Zweifel, die ihn beunruhigten, und die er nie ganz zu verscheuchen vermogte, wenigstens auf Augenblicke

ver-

vergessen. Doch der Mangel dieser Ueberzeugung war kein Verlust für seinen Ruhm; sein geistiger, sein sittlicher Werth kann durch diesen Mangel in den Augen unpartheiischer Schätzer keinesweges verlieren. Eher, wir wagen es zu sagen, möchte diesen Werth durch solchen Mangel gewinnen. Friedrich sahe in dem großen Weltall nicht weisen Zusammenhang und wohlthätige Ordnung, nicht immer fortgehende Annäherung zum Glück und zu größerer Vollkommenheit aller denkenden und empfindenden Wesen; er blieb wenigstens zweifelhaft darüber, ob eine solche Ordnung und solcher Zusammenhang vorhanden, oder ob die ganze äußere Welt ein, freilich unbegreifliches, Werk des Zufalls, ein durch nichts erklärbares Produkt roher mit einander streitenden Kräfte sey. Die Ungereimtheit einer solchen Behauptung empörte zwar seine Vernunft; aber obgleich sich diese durchaus weigerte, sie anzunehmen, so konnte er doch über die Schwierigkeiten, welche mit einer mehr beruhigenden Ueberzeugung verbunden waren, nicht wegkommen 91). Dennoch, wenn gleich er dieses nicht vermogte,

91) Daß dieses wirklich die allerdings bedauernswerthe Meinung Friedrichs noch bis zu seiner letzten Zeit gewesen sey, beweisen unter andern folgende Verse, die er

mogte; strebte er, dasjenige, dessen Daseyn er in der Regierung der Welt bezweifelte, in dem kleinen Raum, der während einer kurzen Spanne Zeit von ihm umfaßt wurde, wirklich hervorzubringen; Ordnung, Vollkommenheit und Glück suchte er, so weit er reichte, zu verbreiten. Er war von dem Daseyn eines

---

er einige Jahre vor seinem Tode auf ein Blatt Papier geworfen hatte, wahrscheinlich ohne die Absicht, daß sie erhalten werden sollten, die man *aber in* den Supplements aux oeuvres posthumes de Fréderic II. à Cologne (Berlin) T. III. p. 380. aufbehalten hat:

Unde? ubi? quo?
D'où viens-je? où suis-je? où vais-je?
Je n'en sais rien.

Nachdem er die Schwierigkeiten jeder Auflösung dieser Fragen erwogen, schließt er endlich mit den Worten:

Mais supposer qu'une aveugle matière
De tout effet est la cause première,
A ma raison repugne et contredit;
Içi l'absurde, et là l'inexplicable,
Par deux écueils je me vois arrêté;
Il faut opter: l'absurde est incroyable;
Je m'en tiens donc à la difficulté
En Vous laissant à Vous l'absurdité.

eines allweisen und allgütigen Weltregierers nicht völlig überzeugt, aber dennoch handelte er so, als hätte er diese Ueberzeugung, und als wäre er der Stellvertreter dieses höchsten Urwesens in dem ihm anvertrauten Kreise. Er hatte nicht die feste Hoffnung der Unsterblichkeit; aber alle seine Handlungen waren so eingerichtet, daß wenn seine Furcht der Auflösung des denkenden Wesens irrig seyn sollte, er in den bleibenden Erinnerungen dieser Handlungen einst die edelste Belohnung finden mußte.

Wenn dieses Leztere wirklich der Fall ist, und wenn Du, o! Friedrich, auch jezt, auf einer erhöhten Stufe des Daseyns, noch Antheil an den Dingen dieser Erde, die Dich hier so edel beschäftigten, nimmst; so wird, dessen können wir gewiß seyn, Dein Blick gern bey dem Bestreben der Menschen weilen, welche Deine Tugenden nachzuahmen, Deine Fehler zu vermeiden wünschen. Mit besonderm Wohlgefallen wirst Du auf die Regierer der Völker blicken, welche, in einer, durch Dich vorbereiteten Zeit, in der Thätigkeit und Kraft, und in dem innern Zusammenhange ihrer Handlungen Dir zu gleichen, in Lösung der Fesseln der Menschheit aber, in Erleichterung jedes Drucks der bürgerlichen Gesellschaft, und in Beförderung der freyen Entwi-

ckelung

ckelung der Kräfte mündiger gewordenen Völker Dich zu übertreffen streben. Auch auf dieses unser Bemühen, zu einer solchen Deiner allein würdigen Nachfolge durch ein mit reiner Wahrheitsliebe entworfenes Bild Deiner Tugenden zu ermuntern, wird, dies wagen wir zu hoffen, Dein edler Geist nicht misfällig herabsehen.

Lemgo, gedruckt in der Meyerschen Hof-Buchdruckerey.


Dohrn
187802
DD413
.2
D6
v.4

